gen, schwelgten in kaltem Hohn bey der Ausmahlung der Meyeleyen unter den Hellenen!

Ihre Uebertreibung aber, ihre handgreifliche Falschmünzerey sagt dem ernsten Sinne und dem hausbackenen Verstand der Deutschen jezt eben so wenig zu, als einst der Ablaßkram und die Bigotterie, die gleichzeitig mit der emporkeimenden Sittenlosigkeit und Afterfreyerey vom Hof Alexanders VI., Julius II. und Leos X. nach unserm kältern und züchtigeren Norden ausging. Sie sind die ärgsten Feinde der Sache, der sie zu dienen vorgeben. Die Gemäßigten werden von ihnen unversöhnlich verfolgt, und wenn in jedem Lande die guten Köpfe und die größere Thätigkeit (wie sie wenigstens beklagen) auf der anderen Seite stehen, so trägt Niemand die Schuld, als diese Bravos einer unheiligen Hermandad, die es dem Talent und dem Charakter unmöglich machen, auf ihre Seite zu treten, noch unmöglicher, auf derselben auszuharren, und denen es sogar unter sich an selbstverläugnender Einheit, vor Allem aber an ruhiger Klarheit gebricht.

Meine lange und weite Reise war bereits seit drey Wochen angetreten, als König Ludwig (im Oktober 1825) einem gütervollen Vater nachfolgte. Die öffentliche Erwartung (und das ist nicht vortheilhaft, wenn auch ehrenvoll) war auf ihn überaus gespannt. In Rom hörte ich viel von seinem katholischen Eifer, aber weit mehr von seiner Kunstliebe, von dem Glück, das ihn verdientermaßen bey der Erwerbung so vieler und so großer Kunstschätze binnen so kurzer Frist begünstigt, und welches neue Leben der erlauchte Prinz dem dortigen deutschen Künstlerkreis eingehaucht habe. Zahlreiche Zueignungen und Ehrenbezeugungen aus England und aus Nordamerika huldigten Ludwigs großartiger Freygiebigkeit. In Frankreich setzten die Apostolischen und die Ultra-Liberalen zugleich Hoffnungen auf ihn, die Gottlob! in gleichem Maaße unerfüllt geblieben sind, denn Ludwigs umsichtigem, ächt geschichtlichem Sinn scheint jedes Ultra gleich zweckwidrig und eben darum gleich verhaßt. — Des dem Könige von den Studien an besonders ergebenen neuen Ministers, des Grafen Armanusberg, glänzendes administratives und parlamentarisches Talent und seine persönliche Liebenswürdigkeit näherten sich allerdings am meisten denselben Vorzügen, wie sie uns an den ausgezeichnetsten Staatsmännern Frankreichs sichtbar wurden. In Deutschland aber erhoben sich vorzüglich viele und laute Stimmen für den neuen König, auch in seinem schönen Land, aber weit mehrere außerhalb desselben, weil da das Urtheil von Privat-Rücksichten und von Privat-Interessen freyer blieb, und keine solche Verwöhnung stattgefunden hatte. Viele edle Männer waren tiefbewegt von des Kronprinzen Feuereifer, von seinem reinen, ja man darf sagen von seinem heiligen Willen für das Gute. — Steht König Ludwig leider nur an der Spitze eines minder mächtigen Staates, sein großartiges Auftreten hat dennoch die wahren, die uneigennützigen Anhänger des katholischen und des monarchischen Princips wieder ermuthigt; sie sammeln sich neuerdings um ihre, durch allzuviel parvenirendes und proselytenmachendes Gesindel befleckten Fahnen. Von den Rechten der Krone nicht ein Haarbreit zu vergeben, dabey gleichwohl die Charte mit der größten Gewissenhaftigkeit zu ehren, die monarchischen Grundsätze und die gesetzliche Freyheit, so wie das Forschen und Wissen und Glauben nebeneinander aufrecht zu halten, das war Ludwigs, schon als Kronprinz laut ausgesprochene Gesinnung. Jedermann weiß, dieser hohe Herr sey eben so fest katholisch als es sein tapferer Ahn, Max I. gewesen. König Ludwig hat aber zu tief empfundene Achtung vor dem ehrwürdigen Bekenntniß seiner Väter, als daß er an einen unchristlichen Katholicismus ohne Demuth und ohne Liebe glaubte, an einen Katholicismus, der lichtscheu und gehässig umhergienge, wie Tarquin alle hervorragenden Mohnköpfe weghauend und nur der niedrigen verschonend, an einen Felsen Petri, nicht wie jener, der nun schon Jahrtausende allen Stürmen durch Wahrheit und Liebe siegreich widersteht, sondern auf Unterdrückung, Verfinsterung, auf Zurückbleiben hinter allen Nachbarn und auf geheime Polizey gegründet! Er hat die Gewissen und die Presse frey gegeben, und seine Macht steht fest. Die öffentliche Meynung ist laut für ihn, und die Konstitution (so mancher Verbesserung sie auch bedarf) ist eine Granitbasis seines Throns. Die Besorgnisse, die man den Protestanten geschäftig einflüsterte, sind verklogen. Die intellektuelle und industriöse Entwicklung der protestantischen Bevölkerung Baierns weiset ihr eine sehr ehrenvolle Stelle an, und sie ist es nicht, von der die meiste Opposition ausgeht.

Mein Tagebuch spendet Ihnen darüber ein reiches Füllhorn interessanter Beobachtungen und Thatsachen, zusammengestellt aus allen deutschen Gauen. Diese flüchtigen Briefe aber beschränken sich zunächst auf wissenschaftliche und Kunst-gegenstände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfang Septembers.

(Fortsetzung.)

Wie interessant war es, durch das spanische Wort den altbekannten Dichter zu lesen, und zwar mit einem Sohne Westindiens! Wie eigenthümlich klingt in der fremden Sprache das Buch, das man zum Lebensbuche gemacht, welches man nicht nur verstehen will, sondern durch welches man auch sich verstehen will. Manches geht verloren und manches tief Wesentliche

Digitized by Google

sche ich meine Hände, wenn Sie auch manches Zerbröckelte und Zerfahrne erhalten, und darum jezt noch nichts von jenen hesperischen Wundergärten, wo das Volk seit einem halben Jahrtausend immersort schwazt und nichts thut und sich dennoch an die alten „romanos, rerum dominos“ anknüpft. Eben so wenig von Gegenden, in denen manche Krebse (ich meyne damit keineswegs Leipziger Bücherkrebse, sondern ganz andere Retrograde) sich eifrig abmühen, die pontinischen Sümpfe und die tödtlich einschläfernde cattiva aria zu afflimatisiren. Eine malerisch-geschichtliche Gegenüberstellung der himmlischen Ufer unseres deutschen Bodensee's und der lombardischen Seen sollen Sie in meinen Briefen, die ein Buch werden sollen, gleichfalls haben. Heut aber, am ersten Mai, unter Saatengrün, Blumenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sommerregen, linder Luft (wie euer leider allzulange schon taubstummer Uhland einst sang), will ich Ihnen kein getrocknetes Veilchen aus meinem geschichtlich-künstlerischen Herbarium überreichen. Ganz Anderes ziemt diesem Fevertage der aus dem langen Winterschlafe wieder erwachten Natur. Einen rechten Maibaum will ich vor eure Thüre setzen nach alter, deutscher Art. Ich will aus meinen zerstreuten Blättern zuvörderst herausziehen, wie ich München wieder fand, das ich, seit meiner ersten Heimkehr aus Italien nicht mehr sah, München, „die neuaufblühende Stadt und die wetteifernden Hände der Kunst,“ um mit Virgil zu reden — und König Ludwig; „Heureusement il est encore des âmes capables de s'enthousiasmer pour la hauteur intellectuelle d'un peuple, des âmes auxquels une sublime production, un roi tel, que Louis I. de Baviére, ou un jour, comme l'anniversaire de Goethe à Weimar, ont autant de prix qu'une bataille gagnée por un conquérant ou que le succès d'une grande spéculation,“ dieß Zeugniß gaben und Deutschen erst noch unlängst überrheinische Nachbarn.

In der That, es ist nicht zu läugnen, das heutige München macht einen sogar physisch mächtigen Eindruck, so wenig auch seine neue Bildung als in sich einig und geschlossen betrachtet werden kann. Es ist, als stiege man eben aus dem erzreichen, finstern Schacht, aus der drükkenden Stickluft wieder herauf in den Lebensäther und an das Licht. Instinktartig und anschaulich bemächtigt sich unser das ermunternde Gefühl des Fortschreitens, und wer Bayern seit dem Tode Karl Theodors nicht mehr sah, der findet gewiß in unserer ganzen europäischen Welt keinen Fleck, der so in geometrischer Progression fortgeschritten wäre. Ich bin Katholik und zugleich Diener eines protestantischen Staates, darum ist mein Urtheil um so unbefangener.

„Glüklich der Staat, welcher, von Anfang an ein „Kunstwerk, fortgesezter Kunst bedarf; sein Leben „ist, wie ein Strom, nur in fortgehender Bewegung „herrlich. Wenn der Strom steht, wird er Eis oder „Sumpf. Nur wo Licht und Wärme, da ist Leben.“ Goldne Worte, einst zum Ruhm unseres großen Friedrich gesprochen, und als anderthalb Jahre später das Reich Friedrichs gleichwohl in die tiefste Erniedrigung sank, sprach derselbe Redner ein noch gewichtigeres Wort, leider in der Sprache der stolzen Ueberwinder: „jamais homme, jamais peuple, ne doit croire qu'il a fini!“

Fürwahr ein reicher und trostvoller Stoff des Nachdenkens in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige! Einseitige Beobachter schalten sie oft schon eine gar trübe Zeit. Ihr immer zunehmendes Serpentiren und Versumpfen dünkte ihnen ärger als die Tage des schweren Kampfes wider Napoleons neurömisches Weltreich. Durch ihre trüben Gläser glaubten sie wieder einmal die erhabenen Lehren der Historie völlig verloren. Sie glaubten mit den bösen Ahnungen und Vorzeichen auch alle die Mißgriffe wiederzusehen, die noch allen großen Umwälzungen (insonderheit der Reformation) voran und zur Seite gingen, und anstatt den Ausbruch zu hemmen oder zu verspäten, ihn vielmehr entschleden und beschleunigten. Welcher von den vielverschrieenen französischen Philosophen hätte es anschaulicher machen können, als es fort und fort in Spanien und in Portugal geschieht, daß der todte Buchstabe der Legitimität, des monarchischen und vollends des sogenannten theokratischen Prinzips für das öffentliche Wohl keine festere Stüze sey, als der zerbrochene Rohrstok Egyptens! — Fanatische Ultras, (viele Betrogene, doch noch weit mehrere Betrüger) preisen uns unumwunden die Gräuel der Saint Barthelemy und der Dragonaden als „heilsame Strenge,“ datiren alles Unglük in Spanien einzig und allein von einer (uns gegebenen und noch viel weniger gehaltenen) Amnestie und von der noch immer nicht erfolgten Wiederherstellung der heiligen Inquisition. Von den Unthaten der Spanier in Amerika, von der alten Türkennoth auch nur geschichtlich zu reden, bezeichnet in ihren Augen eine „unkorrekte“ und verdächtige Gesinnung. Die in ihrem Serail zwischen Weibern und Halbmenschen aufgewachsenen, oft nur durch das Blut aller Brüder und Vettern auf dem Throne gesicherten, oft von demselben zum Kerker und zum Strang wieder heruntergerissenen Padischachs stehen bey ihnen auf gleicher Linie der Legitimität mit den Enkeln des heiligen Ludwigs und mit jenen der Cäsarn! Die Nothwehr der Griechen, die niemals Unterthanen, stets nur Unterjochte waren, steht nach ihnen auf einer Linie mit den frevelnden Anmaßungen der spanischen, mit den Falstaffsstreichen der neapolitanischen Cortes. Blätter, die alle Unthaten der Apostolischen auf der pyrenäischen Halbinsel und alle ihre Maulwurfskünste in Frankreich sorgfältig verschwei-

Digitized by Google

gen, schwelgten in kaltem Hohn bey der Auswahlung der Metzeleyen unter den Hellenen!

Ihre Uebertreibung aber, ihre handgreifliche Falschmünzerey sagt dem ernsten Sinne und dem handbackenen Verstand der Deutschen jetzt eben so wenig zu, als einst der Ablaßkram und die Bigotterie, die gleichzeitig mit der empörendsten Sittenlosigkeit und Atheisterey vom Hof Alexanders VI., Julius II. und Leos X. nach unserm kältern und züchtigeren Norden ausging. Sie sind die ärgsten Feinde der Sache, der sie zu dienen vorgeben. Die Gemäßigten werden von ihnen unversöhnlich verfolgt, und wenn in jedem Lande die guten Köpfe und die größere Thätigkeit (wie sie wenigstens beklagen) auf der anderen Seite stehen, so trägt Niemand die Schuld, als diese Bravos einer unheiligen Hermandad, die es dem Talent und dem Charakter unmöglich machen, auf ihre Seite zu treten, noch unmöglicher, auf derselben auszuharren, und denen es sogar unter sich an selbstverläugnender Einheit, vor Allem aber an ruhiger Klarheit gebricht.

Meine lange und weite Reise war bereits seit drey Wochen angetreten, als König Ludwig (im Oktober 1825) einem gütevollen Vater nachfolgte. Die öffentliche Erwartung (und das ist nicht vortheilhaft, wenn auch ehrenvoll) war auf ihn überaus gespannt. In Rom hörte ich viel von seinem katholischen Eifer, aber weit mehr von seiner Kunstliebe, von dem Glück, das ihn verdientermaßen bey der Erwerbung so vieler und so großer Kunstschätze binnen so kurzer Frist begünstigt, und welches neue Leben der erlauchte Prinz dem dortigen deutschen Künstlerkreis eingehaucht habe. Zahlreiche Zueignungen und Ehrenbezeugungen aus England und aus Nordamerika huldigten Ludwigs großartiger Freysinnigkeit. In Frankreich setzten die Apostolischen und die Ultra-Liberalen zugleich Hoffnungen auf ihn, die Gottlob! in gleichem Maaße unerfüllt geblieben sind, denn Ludwigs umsichtigem, ächt geschichtlichem Sinn scheint jedes Ultra gleich zweckwidrig und eben darum gleich verhaßt. — Des dem Könige von den Studien an besonders ergebenen neuen Ministers, des Grafen Armansberg, glänzendes administratives und parlamentarisches Talent und seine persönliche Liebenswürdigkeit näherten sich allerdings am meisten denselben Vorzügen, wie sie uns an den ausgezeichnetsten Staatsmännern Frankreichs sichtbar wurden. In Deutschland aber erhoben sich vorzüglich viele und laute Stimmen für den neuen König, auch in seinem schönen Land, aber weit mehrere außerhalb desselben, weil da das Urtheil von Privat-Rücksichten und von Privat-Interessen freyer blieb, und keine solche Verwöhnung stattgefunden hatte. Viele edle Männer waren tiefbewegt von des Kronprinzen Feuereifer, von seinem reinen, ja man darf sagen von seinem heiligen Willen für das Gute. — Steht König Ludwig leider nur an der Spitze eines minder mächtigen Staates, sein großartiges Auftreten hat dennoch die wahren, die uneigennützigen Anhänger des katholischen und des moralischen Princips wieder ermuthigt; sie sammeln sich neuerdings um ihre, durch allzuviel parvenirendes und proselytenmachendes Gesindel befleckten Fahnen. Von den Rechten der Krone nicht ein Haarbreit zu vergeben, dabey gleichwohl die Charte mit der größten Gewissenhaftigkeit zu ehren, die monarchischen Grundsätze und die gesetzliche Freyheit, so wie das Forschen und Wissen und Glauben nebeneinander aufrecht zu halten, das war Ludwigs, schon als Kronprinz laut ausgesprochene Gesinnung. Jedermann weiß, dieser hohe Herr sey eben so fest katholisch als es sein tapferer Ahn, Mar I. gewesen. Königs Ludwig hat aber zu tief empfundene Achtung vor dem ehrwürdigen Bekenntniß seiner Väter, als daß er an einen unchristlichen Katholicismus ohne Demuth und ohne Liebe glaubte, an einen Katholicismus, der lichtscheu und gehässig umhergienge, wie Tarquin alle hervorragenden Mohnköpfe weghauend und nur der niedrigen verschonend, an einen Felsen Petri, nicht wie jener, der nun schon Jahrtausende allen Stürmen durch Wahrheit und Liebe siegreich widersteht, sondern auf Unterdrückung, Verfinsterung, auf Zurückbleiben hinter allen Nachbarn und auf geheime Polizey gegründet! Er hat die Gewissen und die Presse frey gegeben, und seine Macht steht fest. Die öffentliche Meynung ist laut für ihn, und die Konstitution (so mancher Verbesserung sie auch bedarf) ist eine Granitbasis seines Throns. Die Besorgnisse, die man den Protestanten geschäftig einflüsterte, sind verlogen. Die intellectuelle und industriöse Entwicklung der protestantischen Bevölkerung Baierns weiset ihr eine sehr ehrenvolle Stelle an, und sie ist es nicht, von der die meiste Opposition ausgeht.

Mein Tagebuch spendet Ihnen darüber ein reiches Fülldorn interessanter Beobachtungen und Thatsachen, zusammengestellt aus allen deutschen Gauen. Diese flüchtigen Briefe aber beschränken sich zunächst auf wissenschaftliche und Kunst gegenstände.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Boston, Anfang Septembers.

(Fortsetzung.)

Wie interessant war es, durch das spanische Wort den altbekannten Dichter zu lesen, und zwar mit einem Sohne Westindiens! Wie eigenthümlich klingt in der fremden Sprache das Buch, das man zum Lebensbuche gemacht, welches man nicht nur verstehen will, sondern durch welches man auch sich verstehen will. Manches geht verloren und manches tief Wesentliche

Digitized by Google

steht darum nur noch höher da; hätte Goethe diesen spanischen Faust gehört, vielleicht gäbe er uns wieder ein Gleichnis, wie jenes auf seine Gedichte in fremder Sprache, das uns nun auch hier erreicht. Jeder, der spanisch versteht, wird sich einen Begriff davon machen können, wie eigentümlich zuweilen der spanische deutsche Gedanke in dem spanischen Pompe klang; es klang nicht fremdartig oder fächerlich, wie einige französische Uebersetzungen, sondern ich hatte ein Gefühl, als wenn sich unsere Gelieder verteilten. Der Spanier hatte ebenfalls vieles aus Schillers Don Carlos und dem Abfall der Niederlande, auch aus Kants Kritik d. r. Vernunft übersetzt. Er sprach mit Entzücken von der deutschen Literatur, mehr als ich selbst; er hatte sich ganz allein aus Büchern gebildet, was gewiß bei einem weltmännischen Creolen viel sehr viel sagen will. Dennoch gerauf er das Deutsche sehr gut aus; überhaupt habe ich bemerkt, daß Spanier besser deutsch aussprechen als irgend andere Europäer, wenn wir die Russen ausnehmen, worau die bey uns ewig wiederkehrenden Guttturalen schon einigen Antheil haben. Ich versprach unserem Gaste, den Ausdruck seiner Liebe für unsere Literatur mit einem höflichen Verse zu belohnen, und gab ihm Kants Fürsten und Völker Südamerikas. Sogleich übersetzte er teilend das deutsche Original in seine Muttersprache, was bey dem kurzen, gedrungenen Styl Kants leicht ist. Das Spanische klang fast wie sein Original über Karl und Philipp, und das Deutsche wie eine Uebersetzung desselben; die Gedanken, die Sprache und die Gelehrsamkeit entzückten ihn, und jedesmal, wenn er ein ihm bekanntes, doch seltenes Werk citirt fand, rief er laut vor Freude. Als ich Kants um ein Uhr nach Hause kam, fand ich meinen Weltbürger noch im Kants vertieft. Er hatte den kleinen Abschnitt über Karl V. übersetzt; diese Uebersetzung sandte ich den nächsten Tag an die Redaktion einer der spanischen Zeitungen, die in New-York erscheinen. Sie nahm sich sehr gut in dieser Zeitung aus. „Glaubst den Sie mir, sagte der Creole, daß dieß ein sehr schönes und unterrichtendes Werk in spanischer Uebersetzung wäre, aber es dürfte nicht einmal dieses unter unserer Regierung gedruckt werden.“ Jetzt erzählt sich der Havanese an zwey Jahrgängen der Italienischen Literaturzeitung. „Es mas bien seco, pero bleno de erudicion“ sagte er neulich, als ich ihm beydes altes Schlag grauem Papiere fand.

Drey Schiffe liegen jetzt im Bostoner Hafen zufällig neben einander. Das eine brachte Auswanderer aus dem Elsaß; die Americaner können sich nicht genug über die groben Gesichtszüge der Bäuerinnen wundern, und meynen, man habe die neu in seinem Lande alle harte Arbeit auf, das andere Schiff hatte sämtliche Schaafe geworben, und das dritte französische Schauspieler, die von der Truppe von New-Orleans, welche jetzt gerade hier spielt, verschrieben worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Welcher Unterschied, sage ich, herrscht zwischen diesen reizenden Aussichten in die weite, freye Natur, und derjenigen, die Unovard aus seinem Fensterchen in St. Pelagie hat! Glücklicherweise denkt der Mann so philosophisch, daß er zwischen seinen vier Wänden nicht trübserer Laune ist, als wenn er in den Parks von La Jonchere umher schwärmen könnte; dieß sieht man ja deutlich aus den so leichtfertig geschriebenen Memoiren, die aus seinen Gefängnisse datirt sind, und die wahrlich ein freyer Mann nicht unbefangener und heiterer hätte schreiben können. Da es einmal sein Loos ist, wie er sagt, einen großen Theil seines Lebens im Verhafte zuzubringen, so ist dieß auch vielleicht noch nicht das letzte Mal, daß er zu St. Pelagie sitzt, und man könnte ihm nur sogleich wieder einen neuen Verhaft zuerkennen, ungefähr wie der Hr. Parr, als er Präceptor vor drey muthwilligen Thomas Sheridan war, zu ihm sagte, so oft er auf einige Tage verreisen wollte: Tom! während meiner Abwesenheit wirst du ohne Zweifel wieder dumme Streiche machen und die Ruthe verdienen; bey meiner Rückkunft werde ich müde seyn, also ist es besser, ich gebe dir die Ruthe sogleich.

An das Dorf Bongival, das zum Theile in einer Schlucht der Hügelkette, und zum Theile am Fuße derselben, auf der Landstraße liegt, reiht sich das Dorf Marly an, das wegen seiner alten Wasserma schine weltberühmt war. Zu Berkeleys „furiosem Antiearr,“ und vermuthlich in vielen andern Büchern steht eine Abbildung dieser Maschine, die als eins der Weltwunder betrachtet wurde und von der Prachtlust Ludwigs XIV. zeugte, der, wie seine Schmeichler sagten, die Natur zwang, der Kunst zu Hülfe zu kommen. Das prächtige Schloß zu Versailles hatte kein Wasser, die Maschine zu Marly sollte es vermittelst einer Wasserleitung herbeyschaffen. Man kannte damals kein anderes Mittel dazu als ge wöhnliche Pumpen. Ein kleiner Zimmermann, Namens Gustem, der in der Kirche zu Bongival begraben liegt, soll die Maschine zuerst erfunden haben, ein anderer aber errichtete sie, und der Zimmermann starb darüber vor Gram. Hiergegen ungeheure Wasserräder setzen 221 Pumpen in Bewegung, wovon ein Theil das Wasser aus dem Flusse schöpfte, und der andere es in die Röhren der Wasserleitung forttrieb. Das gesammte Räder- und Pumpwerk, das ich noch vor 25 Jahren gesehen habe, soll sechshoch aus; dasür wurde es aber auch allgemein bewundert, und man meinte gewiß, solch ein großes Meisterwerk müsse auch noch von der spätesten Nachwelt bewundert werden; was sollte sie auch einer Maschine von 221 Pumpen entgegenzusetzen haben? Da jedoch fast alles nur von Holz war, so zerbrach oder verdarb in der Folge auch manches, und im Anfange dieses Jahrhunderts wollte es mit dem alten, verwohrten Maschinenwerk gar nicht mehr fort. Napoleon konnte, aller seiner Mühe und Größe ungeachtet, doch die Maschine zu Marly nicht erfinden, wiewohl Gelehrte des Inn- und Auslandes darüber um Rath gefragt wurden. Zwar fehlte es nicht an Planen aller Art, worou manche wohl eben so künstlich seyn mochte, als derjenige des Zimmermeisters Sualem; allein es war beständig etwas Wichtiges daran auszusetzen, und es kam nie zur Ausführung. Die Fremden besahen die Maschine als eine Antiquität, und Lehrmann sagte: es ist doch Schade, daß sie nicht mehr geht. Hätte Napoleon nicht den langen, unseligen Krieg mit England geführt, so würde der Verkehr mit diesem Lande die Franzosen bald den Gebrauch der Dampfmaschinen gelehrt haben, so aber blieben sie in der Anwendung derselben ziemlich unerfahren, und erst als der Friede die beyden Völker näher gebracht hatte, lernten die Franzosen die Wichtigkeit der Dampfmaschinen in ihrem ganzen Umfange kennen, wiewohl sie schon lange eine zu Paris vor Augen hatten, nämlich die Wasserpumpe zu Chaillot, welche ebenfalls das Wasser aus der Seine hebt und in mehrere Stadtreviere vertheilt. Freylich wußte man damals noch nicht dergleichen Maschinen aus Gußeisen zu verfertigen. Jetzt aber, da eine solche Fabrik zu Charenton, neben Paris, und auch noch zu Creuset in Burgund besteht, hält es nicht mehr schwer. jedwede Maschine mit einer genau berechneten Kraft zu bekommen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Oktober 1828.

Was ist das Leben? Kommen nur und Schwinden,
Ein Wechsel nur von Nacht und Tageshelle.
Verlust und Schmerz, Sehnsucht und Wiederfinden.
Tieck.

Der Goldschmid von Westcheap.

(Beschluß.)

Der letzte Morgen, den Arnold de Rothing sehen sollte, strahlte ihm hell in's Antlitz. Obleich im tiefen Winter, schien doch die Sonne klar und lustig. Einen Blick kummervollen Vorwurfs warf der hülflose Goldschmid auf den sonnigen Himmel, und sehnsüchtig blickte er auf die schöne Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete, als er mit seinem einzigen Begleiter, dem würdigen Priester des Kirchsprengels, den letzten Weg nach Tyburn machen mußte. Der Zug ging durch Holborn, damals ein mit wilden Rosen bekränzter Pfad, auf dem man kaum ein einziges Haus erblickte, bis man vor den Thoren des Hospitals St. Giles in den Feldern hielt, wo nach dem frommen aber sonderbaren Gebrauche der Alten, der Thürsteher dem verurtheilten Verbrecher zur letzten Labung einen schäumenden Becher guten Biers reichte.

De Rothing wandte das Haupt ab, indem er den unberührten Kelch zurückgab. „Nur voran," sagte er seufzend, „bald ist's überstanden." Der Zug ging vorwärts; da entstand plötzlich ein leises Gemurmel unter der nachdrängenden Menge, das immer lauter wurde, und ein Reiter galoppirte in athemloser Eile einher, bis er den Sheriff erreicht hatte, und übergab ihm einen versiegelten Brief. Ehrfurchtsvoll griff der Sheriff an die Mütze und neigte sein Haupt, als sein Auge den Inhalt überflog; denn es war ein von dem König eigenhändig unterschriebener Befehl, Arnold de Rothing auf der Stelle auf freyen Fuß zu setzen.

Ehe noch der erstaunte Goldschmid wieder zum Selbstbewußtseyn kommen konnte, wurde er von dem Wagen gehoben, auf eines von des Sheriffs eigenen Pferden gesetzt und mit einer Eile, welche die getäuschte und erstaunte Menge weit hinter sich ließ, wieder in die Stadt zurückgeführt. Dort war Alles in reger Spannung, denn, wie es hieß, war so eben Lord Cobham von einer wichtigen Sendung zurückgekehrt, und jeder Bürger verließ sein Gewerbe und jeder Lehrling sein Geschäft, um den Edelmann zu bewillkommen, dessen Vater (der Graf von Arundel) in dem Andenken des dankbaren Volkes als der Märtyrer seiner Freyheiten lebte, und der selbst unter den Ersten gewesen war, die ihr Schwert für die Sache des Hauses Lancaster gezogen hatten. „Liebe Mitbürger!" rief er aus, als er in Guildhall eintraf, „ich erscheine unter euch, um eine Handlung der Gerechtigkeit gegen ein wackeres und rechtschaffenes Mitglied der Goldschmidszunft zu üben. Ich hatte schon seit langer Zeit von unbekannter Hand Nachricht über die Verschwörung, die nun so glücklich entdeckt und unterdrückt ist, und weiß aus guter und sicherer Quelle, daß Arnold de Rothing nicht im Geringsten weder Antheil daran hatte, noch davon wußte; ja ich habe sogar von seiner Tochter selbst die erste Nachricht und den Ring zur Probe erhalten. Die Verfolgung dieser Verräther hinderte mich, früher zu erscheinen und den wackern

Digitized by Google

Meister de Rothing von dem Schicksal zu befreyen, das ihn erwartete. Aber ich freue mich, daß es nun in meiner Macht steht, einem Manne, den das Unglück so sehr verfolgte, das gegen ihn begangene Unrecht einigermaßen zu vergelten. König Heinrich hat befohlen, daß man der Person, welche die erste Nachricht von der Verschwörung gegeben, 500 Mark auszahlen solle; diese gehören seiner Tochter Sybilla de Rothing, und ich füge noch 500 dazu, um ihren Vater für das, was er erlitten hat, zu entschädigen."

„Mylord, mein vortrefflichster Lord!" rief der alte Fitz-Martin aus, indem er sich durch die Menge drängte, „die Belohnung gehört mir, ich gab die erste Nachricht."

„Ah, Herr Fitz-Martin, seyd Ihr's?" versetzte Lord Sobham; „Euch haben ohne Zweifel die Herren, denen Ihr so lange gedient habt, hergeschickt? Heilige Maria! ich wollte eben einen Preis auf Euren Kopf setzen. Kennt Ihr den Brief?" (er hob ein kleines Stück Pergament in die Höhe.) „Alter Wucherer, du willst mit dem Teufel blinde Kuh spielen: Ergreift ihn, Gentlemen! er ist ein Verräther, wie nur je einer einen Strick verdiente, denn er stand selbst in Verbindung mit Lord Huntingdon, während er den Meister de Rothing so bitterlich bis auf den Tod verfolgte." Augenblicklich ward Fitz-Martin ergriffen, und ehe noch die Woche zu Ende war, ging er desselben Wegs, von dem de Rothing so unerwartet zurückgekommen war.

Wer aber kann die Freude des ehrlichen Goldschmids und seiner Tochter bey diesem schnellen Glückswechsel beschreiben? Von Nachbarn bewillkommt, die ihn schon seit Jahren mißgünstig betrachteten, und herzlich begrüßt von der Brüderschaft, aus deren freundlicher Gesellschaft er seit so langer Zeit ausgeschlossen war, kehrte Arnold de Rothing als der glücklichste Mann in ganz London in sein Haus zurück. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß er seine übrige Lebenszeit in ungetrübtem Glücke hinbrachte. Nur der Pilger war nirgends zu erfragen, und darüber waren die Ansichten gar verschieden. Einige glaubten, es sey ein Diener des Herzogs von Glocester gewesen, der nach dem Tode seines Herrn eine Pilgerfahrt gemacht habe und zur rechten Zeit zurückgekehrt sey, um die Strafe Gottes an seinen Mördern vollziehen zu sehen. Der größere Theil aber, darunter alle Diener der Kirche und alle Lehrlinge der Citv, die de Rothing statt des frühern Spottes und Hasses nunmehr mit der größten Ehrfurcht betrachteten, behauptete, es sey niemand Geringeres als ein Heiliger gewesen, der, von der aufrichtigen Gottesfurcht des unglücklichen Goldschmids und von der Liebenswürdigkeit und schuldlosen Unschuld seiner schönen Tochter gerührt, eine Zeitlang den Sitz der ewigen Freuden verlassen und das demüthige Pilgergewand umgeworfen habe, um da zu helfen, wo menschliche Hülfe vergeblich war. Jetzt mußte nur noch entschieden werden, welchem Heiligen des Kalenders diese Ehre zugeschrieben werden solle. Die Frömmsten machten die Ansprüche St. Martins geltend, eines Heiligen, dessen wahrhafte Menschenliebe ihm ein größeres Recht auf die Heiligsprechung gab, als drey Viertheilen der gesegneten Schaaren, deren Schutz Morgens und Abends angerufen wird. Die Lehrlinge aber meynten, ein Londoner könne von keinem ausländischen Heiligen gerettet werden, und behaupteten also standhaft die Ansprüche des heiligen Erkenwald; sie stützten sich hauptsächlich darauf, daß der Pilger zum letzten Male an dem Vorabende des Festes dieses Heiligen, das alle gute Bürger der Hauptstadt feyern, erschienen sey. Noch lange Zeit gaben diese widerstreitenden Meynungen der Streitlust des guten Volkes von London Nahrung, bis endlich Arnold de Rothing, reich an Jahren und Ehren, im Frieden entschlief. Aber durch Jahrhunderte lang und durch viele Geschlechter ging die Geschichte von Mund zu Mund, und manches verzweifelnde Gemüth ward zur Hoffnung erniuthigt, manches kummerbeladene Herz zum festen Vertrauen auf die Vorsehung gestärkt durch die alte Sage vom Goldschmid von Westcheap.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Seit Kaiser Max I., seit diesem „letzten Ritter," ist es keiner andern Literatur so schwer geworden, wie der deutschen, sich national zu gestalten und sich aus Schutt und Flammen der bürgerlichen und der Religionskriege, ohne den Schirm, ohne die Gunst irgend eines Kaisers oder großen Fürsten, ein neuer Phönix emporzuarbeiten.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schuldlos, ungeehrt,
Selbst erschuf sie sich den Werth.

Diese edle Begeisterung aber für die deutsche Literatur und für ihre Vordermänner brannte seit früher Jugend in König Ludwig. Im reifen Mannesalter der römischen und griechischen Sprache angestrengten Fleiß widmend, läßt Ludwig auch als König kaum einen Tag verstreichen, ohne sich an irgend einem der ewigen Alten zu erquicken, ohne eine Seite aus Herodot oder Sallust zu übersetzen. Geschichte und Kunst und die populärste Verherrlichung beyder in ihrer vorzugsweisen Anwendung auf vaterländische Gegenstände, das war und das ist die vorherrschende Idee all seines Thuns, und mit einer ruhelosen Arbeitsamkeit und mit einem strengen Staatshaus-

Digitized by Google

halte verbanden, der Schlüssel seiner Regenten-Laufbahn und seine innerste Neigung zugleich.

Die Geschichte (abgesehen von allen politischen und besonderen nationalen Zwecken, rein menschlich betrachtet) ist die wahre China gegen das Fieber irgend welcher entmuthigenden Urbrrraschung. Sie ist das Specifikum der unwandelbaren Geistesgegenwart, des kraftvollen Gebrauches der Momente, und neben den endlosen Theilungen möchte man das Versäumen der Augenblicke und das Verlieren der Gelegenheit die Erbsünde der Wittelsbacher nennen, denn welche Stufe müßte sonst dieß erlauchte Haus binnen der zehn Jahrhunderte seines Waltens erstiegen haben? — Seit den Knabenjahren war die Geschichte, und namentlich die Geschichte seines Hauses, König Ludwigs Brevier. Das ist der Quell seines schönen Dranges, die Gelegenheit rasch zu nützen und mit den Augenblicken zu geizen.

Der wahrhaft königliche und eben so menschliche Sinn für das viele Große und Edle in dem deutschen Volk sprach sich schon in frühen Jahren in der Walhalla aus. Das Grandiose des Gedankens, zumal in dem Momente, wo er gefaßt wurde, und wo Deutschland in seiner tiefsten Schmach darniederlag, hat ein kompetenter Richter tief empfunden. In dem Monate, wo 1809 ein großer Rettungsversuch wider das Fremdlingsjoch geschah, schrieb Johannes Müller an den Kronprinzen von Bayern: „Es ist groß, daß Sie, Durchlauchtigster „Prinz, jenen herrlichen Gedanken der Walhalla der „Zierden des Vaterlandes nicht sinken lassen. Die deutsche Nation hatte nie ein größeres Bedürfniß, ihrer selbst „nicht zu vergessen, um in der neuen Ordnung der „Zeiten mit Würde zu erscheinen. Väter und Enkel (wenn „in Schatten der Sinn noch waltet, und wenn, wie wir „hoffen, der deutsche Stamm noch für die Zukunft grünt) „Väter, sage ich, und Enkel werden Ihnen es danken, „Edelster der Wittelsbacher, zu einer Zeit, welche uns „uns selbst zu entreißen drohte, des deutschen Va„terlandes eingedenk gewesen zu sein! Es „ist eines eigenen Lordeers würdig, das Ge„fühl der Nationalkraft nicht untergehen zu „lassen, und wie mehrmals Ihre Altvordern an entscheidenden Tagen, so als Verfechter des verkannten Werths „zu erscheinen.“

Sechs Wochen nachdem er dieses mit todeswunder Seele geschrieben, acht Tage nach der (gleich unserer Opferschlacht von Lützen) unfruchtbaren Bluttaufe von Aspern, brach Johannes Müllern das Herz. Der Kronprinz Ludwig von Bayern hat seine allzubald vergessene Grabstätte auf dem Kirchhof zu Kassel durch den geistreichen Kranz an sich gekauft. Frische Blumen ehren immerdar des schweizerischen Tacitus irdische Ueberreste, denen bald ein würdiges Denkmal erstehen wird.

Windige Journalisten und Reisebeschreiber beschenken die deutsche Lesewelt mit der seltsamen Angabe: die Walhalla werde (etwa als Büstenmagazin) einen Bestandtheil und ein Anhängsel der Münchner Glyptothek bilden. Aber König Ludwigs scharfer Blick und veredelter Geschmack verbindet wohl, aber vermischt niemals rein geschichtliche Zwecke mit Kunstzwecken. Er weiß zu gut, daß das wundergleiche Saamenkorn historischer Reminiszenzen nur in einem historischen Boden gedeihen und wuchern, und nicht gleich, den Bäumen bey Prozessionen, ohne Wurzeln in die Erde gesteckt werden könne. Regensburg, die uralte, in der wilden Flut der Völkerwanderungen unversehrte Römerstadt, wo die Agilolfinger, wo die Carlowingen geherrscht, wo jene Christenthum und Kultur empfangen, diese aber sie über Avaren, Slaven und Magyaren verbreitet haben, Regensburg, welches Heinrichs des Löwen Fall und die wiederholte Erhöhung Wittelsbachs gesehen hat, Regensburg, des größten bayrischen Heeresfürsten, des greisen Tilly letztes Wort, war unstreitig dazu der würdigste Platz. So naturgemäßen, schönen Gedanken bieten sich Natur und Zufall fast immer auf eine überraschende Weise hilfreich dar. So bietet sich denn auch diesem Walhalla, unfern des ehrwürdigen Regensburg und der berühmten Burg Stauff, ein einzeln aufsteigender mächtiger Porphyrfelsen, von uralten Eichen wie ein ächter Bardenhayn umkränzt, die Donau beherrschend, und weit hinschauend über die reiche Kornkammer des Bayerlandes bis an die Lieblingsheimath der Idylle, an Salzburg und an das ewige Eis des tyrolischen Hochgebirgs. Schon sind ungeheure Marmormassen stromaufwärts hingeschafft aus der untreitrichen Residenz des Barbarossa und seiner Tafelrunde, aus dem Salzburger Unterberg.

Walhalla wird ein, auf kolossalem Unterbau ruhender, imposanter, 300′ langer und 100′ breiter Tempel, von 56 dorischen Säulen gestützt. Schon haben die Meisterhände Canovas, Thorwaldsens, Rauchs, Wagners, Tiecks, Dannekers, Schallers, Hallers, Eberhards mehr als hundert Büsten großer Deutscher vollendet und abgeliefert, nach den trefflichsten Urbildern, und in Folge der sorgfältigsten Untersuchung des Königs. Auf daß aber das herrliche Ganze nicht in der Einförmigkeit eines Büstenmagazins untergehe, ward es sinnvoll in analoge und chronologische Gruppen gesondert. In der Mitte geht diese Theilung ungezwungen und schön hervor aus einer großen, allegorischen Gruppe der, in eben jener deutschen Wortbies verklärten Haupttugenden. Sie sind hier in den

Digitized by Google

altgermanischen Gottheiten personificirt, und lassen uns zugleich die Mythologie des Nordens mit einem Blick überschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, 1. October.

Heute Nachmittag eröffnet die Londoner Universität ihren Cursus, denn heute wird die erste Vorlesung in derselben gehalten, und zwar von C. Bell über Pathologie, und diesem werden in vier folgenden Tagen die vier andern, in den verschiedenen Fächern der Heilkunde angestellten Professoren folgen. Diese fünf Vorlesungen werden unentgeldlich gegeben; nachher aber nehmen die regelmäßigen medicinischen Lehrkurse ihren Anfang; die literarischen und andern wissenschaftlichen aber beginnen erst im künftigen Monat. Somit wäre denn eine Anstalt wirklich im Daseyn, welche so viele Feinde erst durch alle unholde Mittel zu hinterreiben gesucht haben, und von der sie nun, da sie ihr Aufkommen nicht hindern konnten, behaupten, eine solche hohe Schule sey allerdings unentbehrlich, nur müsse sie unter dem Schutze der Kirche stehen; daher arbeiten sie mit allem Eifer, recht viel Geld zusammenzubringen, um ihre Universität recht glänzend zu machen, und so die andere zu verdunkeln. Dieß wird ihnen aber kaum gelingen, wenn die Direktoren der Londoner Universität fortfahren gute Lehrer zu wählen, und auf den Vorlesungen alle Angriffe auf die bestehende Ordnung in Kirche und Staat entfernt halten. Schon hat der Herzog von Somerset versprochen, daß er einen seiner Söhne in dieselbe zum Studiren schicken werde; und thun dieß noch einige andere Edelleute, so ist der Werth der Anstalt auch bey der in England sehr zahlreichen Klasse der Vornehmsinnenden, welche ihren Ton immer nach dem, in den höhern Sphären herrschenden stimmt, entschieden. Wie sehr aber die Ultratorytasse allen Unterricht haßt, erhellt aus einem eben erschienenen Brief des Herzogs von Newcastle, welcher von der ganzen Partheey wegen der Reinheit der Ansichten bis zu den Wolken erhoben wird. Dem edlen Herzog wird es übel, wie er selbst sagt, wenn er von der Verbreitung von Kenntnissen, Philosophie und Liberalität reden hört: Der arme Mann sieht in der Nachgiebigkeit der Regierung gegen den Geist des Jahrhunderts, in der menschlichen Behandlung der Katholiken, der Aufhaffung der kränkenden Ausschließungsgesetze gegen die Nonkonformisten so große Uebel, daß er „die Arbeit und die daraus fließende Unbequemlichkeit“ übernimmt, und als Schriftsteller auftritt; um das Volk zu hindern, daß es sich ferner in die Regierung menge; um es zu bewegen, daß es zur Unwissenheit und Selbsterniedrigung zurückkehre, wonder er sich gerade an dieses Volk, und hofft, es werde toll genug seyn, sich Sr. Gnaden zu Gefallen in einen Bürgerkrieg zu stürzen, und sich seine eigenen Fesseln zu schmieden. Er verlangt nichts Geringeres als die Wiedereinführung der abgeschafften Ausschließungsgesetze, womit, wie er meynt, Gott am besten gedient gewesen sey, der auch von nun an seine Hand von dieser absonderlichen Nation abziehen werde. Der Brief ist wirklich ein unschätzbares Dokument, und der Herzog hat solche Antworten um Kommentarien lesen müssen, daß er sich wohl nicht so leicht wieder in das Feld der Schriftstellerey wagen wird. Aber es ist nicht der Herzog allein, welcher wüthet, es ist die ganze Partheey; sie sehen, daß die Katholiken in Irland durch ihre Beharrlichkeit und enge Vereinigung aller Stände dieses Glauens eine Stellung angenommen haben, welche stolz manchen von denen Achtung einflößt, die bisher nichts von Nachgiebigkeit gegen dieselben haben hören wollen; sie sehen, daß der Herzog von Wellington, obgleich er sich noch nie zum Vortheil der Katholiken erklärt, noch nichts gethan hat, was ein Verlassen der unter Lord Liverpool angenommenen Politik der Schonung und Nachsicht gegen diesen Theil der Nation andeuten könnte; und da sie fürchten, daß er wirklich den Entschluß gefaßt haben könnte, die verlangte Emancipation zu gewähren, so stellen sie sich wie toll an, führen Klub, um die Regierung zu schrecken, sprechen und schreiben von der Gefahr der Kirche, der Verfassung und des Thrones, machen es zur Sache Gottes, nicht nachzugeben, wollen sich in katholischem Blute baden, dieß ist einer ihrer Lieblingsausdrücke, und suchen durch alle mögliche Mittel die Katholiken zur Rebellion zu reizen, in der süßen Hoffnung, im Verein mit den königlichen Truppen und einem fanatischen Pöbel dieselben ausrotten zu können. Ein Geistlicher, Horner, sprach neulich in einer Versammlung mit einem frommen Triumph von dieser entzückenden Aussicht, wenn alle diese Katholiken vom Angesicht des Landes vertilgt seyn würden, und die Zuhörer jauchzten dem frommen Mann ihren Beyfall zu. Auf der andern Seite ist es nicht zu läugnen, daß die Katholiken diese wilden Ausbrüche zum Theil durch ihren Trotz, und besonders durch ihr Pochen auf ihre Menge hervorgerufen haben. Doch kann man diesen Uebertreibungen den Maßeb einem, in einem freyen Lande bedrückten Volke verzeihen, daß es müde ist bey seiner unbescholtenen Treue, seiner Theilnahme an den Lasten des Staates, den es so oft mit seinem Blute vertheidigt, länger als Heloten gehalten zu werden, während jener barbarische Blutdurst nur bey denen einigermaßen entschuldigt werden kann, die aus Unwissenheit in der Emancipation der Katholiken den eigenen Untergang erblicken, was doch eigentlich nur bey dem gemeinen Volke der Fall seyn kann, welches sich von der Oranienaristokratie und der Geistlichkeit leiten läßt. Diese wissen nur zu gut, daß die britische Verfassung und protestantische Religion eben so sicher mit Katholiken im Parlament und auf dem Richterstuhle seyn würde als ohne dieselben; aber sie fürchten für das Eigenthum der protestantischen Kirche, welches jetzt mit zur Versorgung der jüngeren Söhne dient, sie fürchten unabdrigen Weise die Wirkung des Beyspiels, welches andere Stände bewegen könnte, auf die Zurückgabe von Rechten zu dringen, die ihnen jetzt die Aristokratie eben so vorenthält, wie die Protestanten im Allgemeinen den Katholiken die Rechte, die sie vor ihnen genießen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 215:
Dreyeck.

Anagramm.

Die Götterpflanze nennt das Mährchen dir;
Dreh' um, so ist's ein ungeheurig Thier.
Es labt der Braten aus den schwarzen Hüften
Des Schmeckers Nase mit gewürzigen Düften.
Doch ach! was wäre ohne Jener Saft
Gourmands Genuß und Kenzes Wissenschaft!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Oktober 1828.

Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Goethe.

Die Zigeuner

der neuen Liedersammlung von Béranger.

Béranger ist der älteste, zugleich ohne Zweifel der begabteste und populärste Dichter des neuen Frankreichs und der Schule, die sich die romantische nennt. Der Dichter, der jugendlich ausgelassen von Liebe und Wein sang, ist mit Frankreich ernst geworden. Nothwendig hatte hieran das Alter seinen Antheil; indessen ist in allen seinen Dichtungen von den frühesten an eine Besonnenheit fühlbar, die den eigentlichen Charakter seines Talents ausmacht; daneben weht in sehr vielen seiner Werke ein Hauch von Wehmuth, der den Deutschen überrascht, dem aber Béranger in Frankreich seine große Popularität zu danken hat, denn diese Geistesrichtung macht ihn ganz besonders zum Sänger der Sehnsucht, der Klage um entschwundenen Ruhm, der Vaterlandsliebe und der Freundschaft; auch leben seine Lieder kräftig im Munde des Volks, und während der Soldat nach Béranger von gloire et patrie singt, murmelt der Schwarze in den Kolonien le dieu des bonnes gens. Eine Probe aus der neuen Liedersammlung von Béranger, welche in Kurzem in Paris erscheint, wird den Lesern, die Béranger, „der uns das Andenken an unsere Niederlagen zurückruft, während er die seines Vaterlandes beweint," längst kennen, nicht unwillkommen seyn, und wir glauben keiner Entschuldigung zu bedürfen, daß wir dieß in der Ursprache thun. Wir sind ja so glücklich, von den Bestrebungen der Franzosen, sich den Genius der germanischen Poesie zu eigen zu machen, unmittelbar urtheilen zu können, während die meisten Franzosen, die unsere Literatur bewundern, nach Uebertragungen urtheilen, die leichtsinnig und unbeholfen zugleich sind, so daß man nicht weiß, ob sich diese Bewunderung steigern oder mindern wird, wenn sie tiefer in den Genius unserer Sprache eingedrungen seyn werden.

In mehreren Liedern dieser neuen Sammlung, die in näherer oder entfernterer Beziehung auf Zeitereignisse stehen, herrscht ein Ton der Bitterkeit, der auffallen müßte, wenn einem nicht bewußte, daß sie wohl noch unter dem vorigen Ministerium gedichtet sind. Jetzt, da die Sonne in Frankreich etwas heller scheint, und sogar Aussicht zu neuem Nationalruhm vorhanden ist, wird diese düstere Farbe den Franzosen weit weniger zusagen, als es früher der Fall gewesen wäre; uns liegen diese Verhältnisse ohnehin ferne, wir wählten daher zur Probe die folgende Ballade, weil sich in ihr, unserer Meynung nach, sowohl der Geist Bérangers als der Geist der neuern französischen Schule am deutlichsten ausspricht. Das Lied wird Jedem aus irgend einer Rücksicht gefallen, er mag übrigens den folgenden Bemerkungen eines französischen Kritikers denken was er will:

„Die Tiefe mancher Dichtungen Goethe's und Schillers ist in Frankreich vielseitig gepriesen worden; Bürgers Balladen wurden mit Entzücken aufgenommen. Bérangers Flug in seinen Bohémiens ist eben so hoch, vielleicht noch höher: es herrscht darin ein besonnener Blick

in die Wirklichkeit neben dem vollen Zauber des Geheimnißvollen, Unbekannten.“

* * *

LES BOHÉMIENS.

Sorciers, bateleurs ou filous,
Reste immonde
D'un ancien monde,
Sorciers, bateleurs ou filous,
Gais Bohémiens, d'où venez-vous?

D'où nous venons? l'on n'en sait rien.
L'hirondelle
D'où vous vient elle?
D'où nous venons? l'on n'en sait rien.
Où nous irons, le sait-on bien?

Sans pays, sans prince et sans lois,
Notre vie
Doit faire envie.
Sans pays, sans prince et sans lois,
L'homme est heureux un jour sur trois.

Tous indépendants nous naissons,
Sans église
Qui nous baptise.
Tous indépendants nous naissons,
Au bruit du fifre et de chansons.

Nos premiers pas sont dégagés,
Dans ce monde
Où l'erreur abonde,
Nos premiers pas sont dégagés
Du vieux maillot des préjugés.

Au peuple, en butte à nos larcins,
Tout grimoire
On peut faire accroire.
Au peuple, en butte à nos larcins,
Il faut des sorciers et des saints.

Trouvons-nous Plutus en chemin,
Notre bande
Gaiment demande.
Trouvons-nous Plutus en chemin,
En chantant nous tendons la main.

Pauvres oiseaux que Dieu bénit,
De la ville
Qu'on nous exile;
Pauvres oiseaux que Dieu bénit,
Au fond des bois pend notre nid.

Ton œil ne peut se détacher,
Philosophe
De mince étoffe,
Ton œil ne peut se détacher
Du vieux coq de ton vieux clocher.

Voir c'est avoir. Allons courir!
Vie errante
Est chose enivrante.
Voir c'est avoir. Allons courir;
Car tout voir, c'est tout conquérir.

Mais à l'homme on crie en tout lieu,
Qu'il s'agite,
Ou croupisse au gîte,
Mais à l'homme on crie en tout lieu:
„Tu nais, bonjour, tu meurs, adieu.“

Quand nous mourons, vieux ou bambin,
Homme ou femme,
A Dieu soit notre âme!
Quand nous mourons, vieux ou bambin,
On vend le corps au carabin.

Nous n'avons donc, exempts d'orgueil,
De lois vaines,
De lourdes chaines;
Nous n'avons donc, exempts d'orgueil,
Ni berceau, ni toit, ni cercueil.

Mais croyez-en notre gaîté,
Noble ou prêtre,
Valet ou maître;
Mais croyez-en notre gaîté:
Le bonheur, c'est la liberté.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Wissen Sie denn, verehrter Freund, was nach meiner geringen Ansicht der Walhalla die Krone aufsetzt? Das ist das 250' lange, 4' hohe Basrelief des oben herumlaufenden Gesimses: Die Urgeschichte der Deutschen von der Einwanderung vom Kaukasus an den Ister, bis zur vollendeten Christianisirung, ihr Leben im Wald und mit Wild, ihre Rathsversammlungen, die Wahl des auf dem Schild emporgehobenen Königs, die Druiden, die Opfer, die Lieder, die Weissagungen, der Handel, der Bernsteinmarkt und was den Umfang ihrer Kenntnisse und Künste bezeichnet; die Römerkämpfe, die Norcjaschlacht, der Widerstand des Claudius Civilis, endlich Alarich in Rom. Die beyden Basreliefs des Giebelfeldes weihen sich, das eine der Hermannsschlacht, das andere dem Befreyungskriege vom neu-römischen, Bonapartischen Joch.

Der geniale Franke Wagner, in Rom, hat diese herrliche Bilderreihe in einfacher Größe komponirt und widmet sich unermüdet der Ausführung. Wenn die deutsche Erde für das Geschenk einer solchen Fülle von Schätzen neben König Ludwigs wahrhaft medicäischem Blick und Glück auch noch Andern zu unvergänglichem Danke verpflichtet ist, so sind es unstreitig Kleuze und Wagner. Die Regineten, über welche Wagner und mit ihm der unvergleichliche Schelling so belehrend geschrieben haben, sprechen ihm allein schon eine Bürgerkrone zu.

So wie König Ludwig für Walhalla die Folgereihe der großen Deutschen mit strenger Auswahl und mit dem Rathe der ersten Literatoren zusammenstellte, so sam-

Digitized by Google

melte er jüngst ein zweytes Verzeichniß ausgezeichneter Bayern, das in der That überraschend reichhaltig ausgefallen seyn soll. Es ist keine der geringsten Bürgschaften für das Fortschreiten eines bessern Geistes, daß jener sonst allzuoft börbare Unterschied zwischen Alt- und Neubayern immer mehr verhallt; eine Scheidung, thörichter noch und nachtheiliger, als der Unterschied zwischen der Landschaft und zwischen „Ihro Gnaden von Bern," zwischen den Nobilis der Stadt und der terra ferma. Gar zu gerne hätten die Verfechter jenes verknöcherten Stockpatriotismus, im abgeschmacktesten Widerspruch, einerseits Bayerns alte Gränzen bis an die Saale, Gran und Tiber ausgedehnt, andererseits aber mit genauer Noth für Altbayern gelten lassen, was von den Münchner Frauenthürmen überblickt werden kann. So wenig sie Lust gehabt hätten, die seit 1802 gemachten Erwerbungen wieder zu verschenken, so bestimmt haben sie selbst den Oberpfälzer oder Neuburger für keinen Altbayern an, sondern wie „Ihro Gnaden von Bern," für eine, den ächten Bayern ähnliche Menschengattung aus den Unterthanlanden oder Landvogteyen. Die guten Leute dürften sich wahrlich a majori ad minus einprägen, was Frau von Stäel von ganzen Nationen sagt: „la gloire et même l'agrément de chaque pays consistent toujours dans le caractère et l'esprit national. Mais les nations doivent se servir de guide les unes aux autres, et toutes auroient tort de se priver des lumières, qu'elles peuvent mutuellement se prêter. Dans ce genre, l'hospitalité fait la fortune de celui qui reçoit." Walhalla konnte aber unbuldsamen Altbayern (deren es zum Glück immer weniger gibt) noch zu einem andern tüchtigen Merkzeichen gelten, daß es nämlich weder die Quadratmeilen sind, noch das bloße Alter, noch irgend eine andere Zufallsgabe, die den Werth des Einzelnen oder ganzer Völker entscheiden, und daß man etliche Jahrhunderte zusammennehmen darf, um in ganz Altbayern in solcher Zahl solche Männer zu finden, wie in einer einzigen neubayerischen Stadt binnen weniger Jahrzehende, z. B. in Nürnberg Martin Behaim (Colombos Vorläufer), Anton Coburger (Faust's und Guttenberg's Nebenbuhler), Peter Hele, der Erfinder der Uhren, Albrecht Dürer, Bernard Walter, Willibald Birkheimer, Wohlgemuth, Burgmayr, Walch, Peter Vischer, Adam Krafft, Ehrhard Etzland (der Verbesserer des Kompasses), die Hirschvogel, Hanns Sachs; oder in Augsburg die Peutinger, die Welser, die Fugger, die drey Occos, Gosser, Minderer ꝛc.

Noch eine lehrreiche Parallele bieten uns König Ludwigs geschichtliche und Kunstschöpfungen dar. Er ist nicht der erste Bayerfürst, der den großen Erinnerungen der heimathlichen Vorwelt huldiget und dem Zauber der Künste. Sein kriegerischer Ahn Max hat in der, von Gustav Adolf bewunderten Residenz, er hat in Kaiser Ludwigs Mausoläum in der Frauenkirche, er hat im Antiquarium in den historischen Tapeten, Porträts, in den Gemälden Peters Candido, in vielen fürstlichen Erz- und Marmorbildern, er hat in den Arbeiten der Jesuiten Brunner, Pervaur und Keller, einen hohen Sinn für Kunst und für Geschichte beurkundet. Stellt man aber dem Antiquarium die Glyptothek, den andern Erz- und Marmormalen Walhalla gegenüber, dem Peter Candido und seiner Schule Cornelius und seine Schule, und jenen ultramontanischen Geschichtswerken jene Zichotkes und Mannerts, ja selbst Wessenbergs ältere Leistungen, und die klassische Kritik Gemeiners und Langs, so stellt sich auf einen Blick der Kontrast anschaulich dar zwischen der gropartigen Richtung des wahren Gentes und einen freyen Geistesaufschwunges, und zwischen jenen Fragmenten, Fallen oder Surrogaten von Kunst und Wissenschaft, wie die Jesuiten sie dulden oder brauchen konnten, sie, die die Flamme des dreyßigjährigen Krieges angefacht haben, worin Bayern eine blutige Brandstätte und Wüste wurde, und Maximilians Aufopferungen unbelohnt geblieben und seine Interessen von Anfang bis zu Ende aufgeopfert worden sind. Es ist nicht das Fortschreiten der Zeiten allein, was die obige Parallele erklärt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tragbare Häuser in Schottland.

Zu Edinburgh wohnt jetzt ein Schuhmacher mit seiner Familie an dem Westende der Fountain-Bridge in einem artigen, tragbaren hölzernen Hause, das zwey Menschen in einem Tage leicht abbrechen und wieder aufschlagen können, und das ein einzelnes Roß auf einem Karren von einer Stelle zur andern fahren kann. Der Schuhmacher ist der Erfinder dieser neuen Bauart. Jede Seite des Hauses besteht aus drey Theilen, die von der Erde bis an das Dach reichen. Zwey eiserne Stangen, mit Schrauben und Nieten, laufen durch die Seiten, und verbinden sich mit den daranstoßenden Seiten an den Ecken, die dadurch fest zusammengehalten werden. Die Balken, auf welchen die Bretter des Fußbodens liegen, sind an den Seiten eingefalzt. Jede Seite des Daches ist aus Einem Stücke und die vier Seiten desselben sind an den Kanten zusammengeholzt. Kein Theil dieses Hauses ist so groß, daß nicht zwey Männer ihn leicht handhaben könnten. Das Haus hat drey Abtheilungen: Zimmer, Kammer, Küche. Die Vortheile solcher Häuser unter bestimmten Umständen sind offenbar, und sie sind einer hohen Eleganz fähig. Sie lassen sich, wenn man ihnen zwey Wände gibt und die Zwischenräume mit Moos ausfüttert, auch im Winter sehr warm halten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

So hat man denn auch für die Wasserleitung von Marly nach Versailles eine Maschine von Eisen verfertigen lassen, und diese ist nun bereits seit einigen Jahren in vollem Gange. Sie ist in einem eleganten, besonders für dieselbe errichteten Hause angelegt, das nicht, wie die alte Maschine, an dem Flusse liegt, sondern durch die Landstraße von demselben getrennt wird, und in der Reihe der Häuser des Dorfes steht. Das niedliche Gebäude besteht aus mitten auf einem Hofe, und hat Nebengebäude auf beyden Seiten. Hoch über denselben ragt der Schornstein in Gestalt eines Wartthurms empor. Es besteht aus zwey Theilen: in dem Hintertheile befindet sich der Feuerofen mit dem großen eingemauerten Wasserkessel darüber; Röhren führen den Dampf von da zu dem Vordertheil des Gebäudes in den Cylinder, wo der Dampf die starke Zugstange auftreiben muß, wodurch die ganze Maschine in Bewegung gesetzt wird. Andern nämlich diese Zugstange auf und abgeht, geht sie auch einen wagerechten eisernen Bolzen, an dessen anderem Ende wiederum ein Schwengel befindlich ist, der beym Auf- und Abgehen ein großes Rad, an dessen Axe er befestigt ist, gerade wie ein Spinnrad umdreht, und mit dies sem großen Rade stehen wieder kleine kannelirte Walzen in Verbindung, die genau in einander greifen, sich alle zu gleicher Zeit drehen, und acht Pumpen, welche zu zwey und zwey beysammen stehen, zwingen, das Wasser aus der Seine zu pressen und in große Röhren zu drängen, die es dann bis zur Wasserleitung auf der Anhöhe hinter dem Gebäude fortschaffen. Die ganze Maschine ist von Gußeisen, ruht auf Säulen, ist ganz symmetrisch und zierlich geordnet, das Räderwerk geht wie in einer Uhr, leicht und beynem, ohne daß man irgendwo die geringste Anstrengung bemerkt, alles fliegt und läuft, als ob es nicht aus Eisen, sondern aus leichtem Holze verfertigt wäre. Es ist eine Lust, solch eine vollkommen gearbeitete, so wohl erdachte Maschine in Bewegung zu sehen. Eine elegante Gallerie geht oben rund umher; die zierlichen eisernen Geländer sind an den Ecken mit Gaslampen versehen, wodurch Abends das Ganze beleuchtet wird. Von welcher Seite man die Maschine betrachtet, muß man die kunstreiche, einfache und höchst symmetrische Anordnung bewundern. Derselben wird eine Kraft von 36 Pferden beygelegt. Mit der alten Maschine, die so verworren aufsah, daß man kaum daraus klug werden konnte, ist sie gar nicht zu vergleichen; auch ist sie unstreitig weit dauerhafter, und sollte auch etwas daran verderben, so ist der Schaden leicht wieder gut zu machen. Die Maschine ist so einfach, daß man sogleich sehen kann, wo der Fehler steckt, und in einem Nebengebäude ist eine Schmiede angebracht, um die nöthigen Reparaturen sogleich vornehmen zu können. Man braucht nun nicht mehr darauf zu warten, bis der Himmel wiedrum die Welt einen Tausendkünstler des sendet, der im Stande sey, die von einem früheren Tausendkünstler verfertigte Maschine zu begreifen und wieder in Stand zu setzen. Ob aber nicht die neue Maschine theurer zu stehen kommt als die alte, ist eine andere Frage. Die vorigen 221 Pumpen, die so fürchterlich krachten und stöhnten, brauchten doch nur Wasser zum Arbeiten, und daran fehlte es in der Seine nicht, allein die elegante Dampfmaschine bedarf der Steinkohlen, die in Paris ziemlich theuer sind. Es ist Schade, daß man die Hitze nicht noch zu andern Zwecken benutzen kann. Die Dämpfe riesseln in heißen Tropfen den dicken Cylinder hinunter, und es entsteht dadurch eine heiße Quelle, die als Springbrunnen vor dem Gebäude abläuft. Man sollte sie zu Bädern oder zu andern Zwecken gebrauchen. Die alte vermoderte Maschine auf der Seine ist beynahe ganz abgebrochen, nur drey Räder sind noch vorhanden, und scheinen auch jetzt noch dazu zu dienen, das Wasser in das Gebäude zu heben. Dieß ist der einzige Ueberrest des Meisterstückes des Zimmermanns Sualem; hätte der Mann doch in der Zukunft seinen Namen! vielleicht hätte er sich dann darüber getröstet, daß nicht er die Maschine errichtete, und vermuthlich hätte er sich dann nicht zu Tode gegrämt. Hinter dem Gebäude hat man bis zu den Bogen der steinernen Wasserleitung hinauf Baumalleen angelegt, wodurch das Ganze ein noch gefälligeres Ansehen gewinnt. Da die Landstraße nach St. Germain und Rouen vor dem Gebäude vorbeygeht, so fehlt es nimmer an Zuspruch von Neugierigen. Es sind eigens Leute dazu da, um den Fremden die Maschine zu zeigen, auch ist die innere Einrichtung der Anstalt so beschaffen, daß eine Menge Fremder unbemerken können, ohne im Geringsten zu stören. Die Maschine ist ja auch so einfach, daß man sie mit einem Blicke übersehen kann.

Dg.

London, 1. Oktober.

(Beschluß.)

Da die Aristokraten mit Recht diesen unruhigen Geist dem Fortschreiten der Kultur (the March of intellect) zuschreiben, besonders dem Geist, der sich das ihm Gebührende auf eine Weise zu erfragen weiß, die keinen Vorwand zu militärischen Demonstrationen oder zum Hängen übrig läßt, so möchten sie gar zu gern den Schulmeister, von dem Broughan neulich so triumphirend gesprochen, in einen Sack binden und in die See werfen. Und doch mögen sie es am Ende diesem Schulmeister danken, wenn sie jetzt ruhig auf ihren Sechssitzern wohnen, und ungestört ihrer Reichthümer genießen, denn es ist doch wohl nichts anderes als die bessere Belehrung des Volkes, was dasselbe bey seiner großen Anzahl und seiner noch größeren Armuth friedlich erhält. Sonst hat es in früheren Zeiten nur irgend Mangel litt, schrieb es solchen einzig und allein der Regierung zu, und sah nirgends Rettung als in Gewaltthaten. Diese Hestigkeit hat offenbar abgenommen, wie man im Jahr 1826 sehen konnte, wo die hungernden Arbeiter die Stadt mit bewundernswürdiger Geduld ertrugen, welche aufs Merkwürdigste gegen ihre Hestigkeit im Jahr 1818 absach. Wenn irgendwo Arbeiter ihr Geschäft verlassen, wie neulich in Derby, wo mehrere Hunderte eine Fabrik verließen, weil man einen Mann darin aufgenommen, der ehemals in einem andern Geschäft gearbeitet hatte, so ist es immer da, wo die Unzufriedenheit am größten ist.

Herr Peel hat zwar schon sehr vieles gethan, um den Augiasstall der Rechtspflege zu reinigen; aber täglich zeigt es sich, wie viel hierin noch zu thun ist. Ich schrieb schon vor geraumer Zeit, daß in einem der hiesigen Gerichtshöfe der Freygesprochene Sporteln zu bezahlen habe, von denen der Schuldigbefundene frey ist, und man hatte gestaunt, dieß sey der einzige, wo ein solcher Mißbrauch herrsche. Vor ein Paar Tagen aber zeigte sich ein ähnlicher Fall in einem andern, wo ein armer Mensch, der wegen eines kleinen Vergehens gegen das Straßenreinigungsgesetz angeklagt war und freygesprochen wurde, an drey Pfund Sterl. für Sporteln bezahlen mußte, wenn er nicht ins Gefängniß zurückwandern wollte. Und doch beschweren sich die Reisigblöden über die Jakobinischen Neuerer, welche mit kühner Hand das Werk der väterlichen Weisheit antasten, und solche Mißbräuche abgestellt wissen wollen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 28. Oktober 1828.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in Dir,
Du stolzest verjährter Zeiten Bedrängsamkeit,
In's Wappenschild uralter Sitte
Fügst Du die Rosen der jüngsten Freyheit.
Graf Platen.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung von Nro. 252.)

Es ist, sagten wir, nicht das Fortschreiten der Zeit allein, was die obige Parallele erklärt. Das Zeitalter der Medicis und der Estes, Leos X. und Franz I. und der Elisabeth, das Zeitalter Raphaels und Michelangelos, konnte allerdings eine herrliche Schule zurücklassen, die Abwesenheit unwürdiger und unwürdiger Geistesfesseln, die Freyheit des Geistes, sie ist das Wort des Räthsels.

Ist von deutschen Helden die Rede, wem käme dabey nicht zuvörderst die deutsche Ilias in's Gedächtniß, das Lied der Nibelungen (in seiner jüngsten Bearbeitung höchst wahrscheinlich an den Ufern der Donau durch Heinrich von Ofterdingen gesungen), das Nibelungenlied, aus dessen Recken der Passauer Bischof Pilgrin und der löwenkühne Markgraf Rüdiger von Pechlarn Bayern sind? — Julius Schnorr von Carolsfeld, dessen Freskos im Kasino der Villa Massimi in Rom aus Ariosts rasendem Roland alle Kenner und alle Nichtkenner entzücken, wird nun eine ähnliche Suite aus den Nibelungen ausführen im Erdgeschosse des „Königsbaues“ oder der neuen Residenz. Von fünf Räumen, welche zur Linken der Einfahrt in einer Reihe liegen, sollen drey Säle (ungefähr von der Größe derer, welche Cornelius in der Glyptothek gemalt hat) die drey Haupttheile des Gedichtes darstellen, nämlich: Siegfrieds Leben (soweit das Nibelungenlied davon handelt), Siegfrieds Tod, endlich Chrimhildens Rache. Die Hauptbilder werden auf den Wänden vertheilt, die Decken nur mit Verzierungen geschmückt. Von den beyden kleinern Räumen wird der eine, welchen der Beschauer zu allererst betritt, die Hauptgestalten des Nibelungenliedes in einzelnen Gruppen zeigen (wie in der Glyptothek die Heiden der Ilias); der andere, der die Zimmerreihe schließt, die Nibelungenklage. Schon sind Cartons begonnen; aber erst 1835, nämlich wenn der edle Bau vollendet seyn wird, kann zu malen angefangen werden.

Des herrlichen Cornelius Schule hat schon, während er sich noch zwischen seiner Vaterstadt Düsseldorf und zwischen München theilte, die erfreulichsten Früchte getragen. „Le nommé Stein,“ der Graf von Spee, der Graf von Schönborn-Gaybach-Wiesentheid haben ihre Burgen mit geschichtlichen Darstellungen aus Cornelius Schule und aus der großen Zeit der Sachsenkaiser und der Hohenstaufen geschmückt. Der Generallieutenant und Generaladjutant des Königs, Graf Pappenheim, zierte sein neues Wohnschloß zu Pappenheim, ganz in der Weise der alten Griechen und Römer, durch cera mejorum, durch eine Pöcile aus der Geschichte seines eigenen kampfberühmten Geschlechtes. Es zeigt sich da der Pappenheim, der, als er den unverschämten Truchseß, der ihn beschimpft, zum Fenster hinausgestürzt und darüber zum Tode verurtheilt worden, den Kaiser Otto selber beym Bart erfaßte und sich die Gnade erzwang; der Pappenheim, der mit

dem Burggrafen von Nürnberg Rudolphen von Habsburg in's Basler Lager die Botschaft von der auf ihn gefallenen Kaiserwahl gebracht (1275); der mit zwey-und-dreyßig Wunden bedeckte Asar, Gottfried Heinrich Pappenheim, inmitten seiner gefürchteten Pappenheimer, bald nach Gustav Adolph verblutend in der Lützner Schlacht (1632); der Pappenheim, der in der Entscheidungsschlacht von Collin (18. Juni 1757, am Stiftungstage des österreichischen Theresienordens, am Tage von Waterloo) ein preussisches Quarré sprengend, auf dem Bett der Ehre fiel; endlich die Ceremonie des Hafersprengens durch die Reichserbmarschalle von Pappenheim bey der Kaiserkrönung zu Frankfurt. Der talentvolle Schlachtenmaler Monten hat diese Bilder sehr gelungen gemalt. Wer so edle Gluth in der Brust trägt für kriegerischen Ruhm und für das Gedächtniß seiner Ahnen und großer Tage, dem vergilt das Schicksal billig in gleicher Währung. So gab es auch dem Grafen Pappenheim am 30. Oktober 1813 bey Hanau das Theresienkreuz, das er schon am 30. Oktober 1793 bey Château Cambresis als ein rechter magister equitum verdient hatte.

In dem aus der Residenz in den Hofgarten führenden Gange, im Bazar, haben Cornelius Schüler, Hermann, Eberle, Stürmer, Schorn, Stielke, Rödel, Lindenschmid, Schilchen, Monten, Förster, Siebmann, in zwölf großen und vier kleinen Bildern, in einem Cyklus von Frescen, der Wittelsbacher Kriegs- und Friedensthaten begonnen und großentheils bereits ausgeführt: des Barbarossa Rettung an der Berner Etschklause (chiusa di Verona) durch Otto von Wittelsbach, der nächste Anlaß, daß der Schwan uraltes Haus, nach Heinrichs des Löwen Fall (1180), sein altes Herzogthum wiedergewann; die Erbeirathung der Rheinpfalz durch die schöne welfische Agnes; des Böhmenkönigs Przemysl Ottokar Niederlage bey Mühldorf; Ludwigs des Bayern Sieg bey Ampfing über den zugleich gesangenen Gegenkönig Friedrich den Schönen; Ludwigs Kaiserkrönung zu Rom und die Zertrümmerung der päpstlichen Anmaßung wider die Wahlfreyheit der deutschen Krone; Albrecht der Fromme schlägt das der Waise Ladislaus Posthumus angehörige Diadem Böhmens aus; Herzog Ludwigs von Landshut Sieg bey Giengen; Unthelbarkeit und Erstgeburt durch Albrecht den Weisen endlich festgesetzt; den Sturm von Godesberg, der Kurkölln durch anderthalb Jahrhunderte bayerische Prinzen gab, als Erzbischof Gebhard um der reizenden Agnes von Mannsfeld willen apostasirt hatte; Max der Erste erhält die seinem geächteten Vetter Friedrich, dem Winterkönige Böhmens, abgenommene Kurwürde; Max Emanuel in der Erstürmung Belgrads, welche Ungarns Befreyung vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoch vollendete und krönte. Die kleinen Bilder: die Schlacht von Arcis, die Ertheilung der Konstitutionsurkunde, die Gründung der Akademie der Künste, die Erneuerung der Akademie der Wissenschaften.

Dieser Cyklus sollte die Hauptmomente andeuten, wie der bayerische Staat entstanden oder erhalten wurde; daher die vielen unmalerischen Haupt- und Staatsaktionen, während doch die Geschichte Bayerns weit poetischere und weit malerischere Situationen im Ueberfluß darbote, und das ist eigentlich die Rückseite von der, sonst nur vortheilhaften Verbindung der Historie und der Kunst, wie sie auch Rubens im Louvre empfand. Inzwischen ist hier wirklich die rechte Stelle zu jenen geschichtlichen Erinnerungen, und von den vielen und schönen Momenten aus den Jahrbüchern Wittelsbachs wird nich-Nichtsdestoweniger einer nach dem andern unter dem Pinsel und Meißel der trefflichen neuen Kunstschule freudig in's Leben treten. Nur das Klima von München möchte für die, unter dem italienischen Himmel weit sicherer aufblühenden Frescos schwere Besorgnisse und den Wunsch aufregen, daß insonderheit dieser Cyklus in der Art einer leichtbedeckten Gallerie gegen die Wetterseite geschützt werden möge.

Bey der ehrenwerthen Höhe der Lithographie zu München (ihrer Wiege) kann auch ein großes lithographisches Werk mit den merkwürdigsten Momenten aus Bayerns Geschichte und mit den Bildnissen der ausgezeichnetsten Männer der bayerischen, fränkischen und schwäbischen Lande nicht ausbleiben, eine in keinem Salon, in keiner geschmackvollen Studierstube zu entbehrende Zierde.

Um gerecht zu seyn, darf aber nicht unbeachtet bleiben, wie bereits unter der vorigen Regierung Manches zur Erweckung des historischen Sinnes in Bayern gewirkt worden sey. Freylich geschahen auch darin in der argen Regenzeit von 1820 bis 1825 bedauernswerthe Rückschritte, und es wuchs im eigentlichsten Sinne das Gras vor der Thüre der früheren rühmlichen Leistungen. Es wäre schwer, einen Minister zu nennen, der die Geschichte so scharfsinnig als Staatsangelegenheit aufgefaßt, der sie mit so vielem Eifer kultiviert und selbst eine eben so bewundernswerthe Detail-Kenntniß als Uebersicht derselben besessen hätte, wie derjenige, der dieses Staates Schiff in bedenklichen Sturmesnöthen glücklich und rühmlich geführt, Graf Montgelas. Er hat zuvörderst eine Mischung des alten Sauerteigs, der sich eben so ungenügend als ungenügsam, strengstüssig und widerstrebend zeigte, mit Fremden von universellerer Bildung, von feinerem Geschmack und von weniger Vorurtheilen als durchaus nothwendig erkannt, und er hat sie beharrlich durchgesetzt. Wie aus dem harten Zusammentreffen von Kiesel und Stahl immerdar Funken hervorspringen, so blieb auch jene übrigens standalöse Fehde der Nord- und Süddeutschen, (in welcher Christoph Aretin und Konsorten nicht erröthelen, die Bonapartischen Büttel als

Digitized by Google

Bundesfreunde aufzurufen) der Streit zwischen Lang und Balhausen, Mannert und Hellersberg ꝛc. keineswegs ohne wohlthätige Folgen. Wie zähe jener Sauerteig gewesen, bewährt am anschaulichsten der in einigen Zweigen der Akademie, namentlich im geschichtlichen, noch immer andauernde Schlummer, den kaum der Pförtner im Makbeth wach zu lärmen vermöchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Johanniter.

(Fortsetzung.)

„Hier ist kein Raum zur Flucht mehr," sprach mit Fassung der Ritter. „Sie werden entern, haltet Euch gefaßt, den Sturm abzuschlagen. Ein Paar Minuten noch gehören mein," fügte er halbleise hinzu und eilte in die Kajüte. Mit fragenden Blicken, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, sah ihn Eudoria an. Er wendete das Gesicht ab, sich zu sammeln. Sie verstand dieses ausdrucksvolle Zeichen und schauderte. Ueber Basilides Züge war jene dumpfe Ruhe der Ergebung in das Schicksal verbreitet. — „O, könnte ich Euch retten!" rief Hermann, „wie gerne wollte ich sterben!" — „Du kannst es nicht; der Tyrann wird seine ganze Macht aufbieten, um und lebendig oder todt in seine Gewalt zu bekommen; du weißt nicht, wie viel ihm daran liegen muß." — „Ich ahne es, du bist . . ." Da schütterte das Schiff zusammen von dem Donner des abgebrannten Geschützes, und im nämlichen Augenblicke krachten die Planken von dem Anprellen eines feindlichen Fahrzeuges. „Sie entern schon," rief verzweiflungsvoll der Ritter, sank zu Eudorias Füßen, warf einen langen, stummen Blick der Liebe und des Entsetzens auf sie, sprang auf und stürzte auf das Verdeck. „O Gott, er geht in seinen Tod," jammerte Eudoria. „Ihn wenigstens will ich retten," sagte Basilides und erhob sich mit dem stolzen Anstand eines Fürsten, dem die Macht eines Thrones zu Gebote steht.

Der Kampf auf dem Verdeck war mörderisch, aber kurz. Von beyden Seiten durch Schiffe geentert, die ihr an Größe und Mannschaft überlegen waren, sah die Galeere bald den Feind an ihrem Bord. Von Minute zu Minute schmolz der Hauf der Vertheidiger. Hermann, an der Spitze der Tapfersten wie ein Löwe fechtend, wurde mehr und mehr gegen das Hinterverdeck gedrängt. „Ergieb dich, Christ, vergeblich ist die Gegenwehr, wir schonen deines Lebens," rief ihm ein Anführer der Osmanen zu, der in den vordersten Reihen der Seinigen focht. Ein verachtungsvolles Lächeln und ein Schwerdthieb war die Antwort. „Nieder denn mit diesen unglaubigen Hunden, weil sie nicht länger leben wollen!" brüllte der Türke. Wüthend drangen von allen Seiten die Muselmänner auf den geschmolzenen Haufen ein; zugleich wurde von Andern das Hinterkastell erstiegen. Einen Blick rückwärts warf Hermann von Felseneck, rief: „Wir sind verloren! Mir nach, Brüder, daß wir nicht ungerochen sterben," und mit dem lauten Geschrey: „St. Johann für den heiligen Orden!" stürzte er mitten unter die Feinde.

Es schien um ihn geschehen zu seyn, da rief plötzlich eine befehlende Stimme: „halter ein, Osmanen! ein Enkel Osmans gebietet es euch," und zwischen die Kämpfenden trat ein hoher Mann in türkischer Tracht, prachtvoll gekleidet. Von seinem Turban strahlten blitzende Edelsteine, und an seiner Seite flammte ein reich mit Diamanten besetztes Schwerdt. Von Erstaunen ergriffen, standen die Kämpfenden gelähmt, und alle Schwerdter senkten sich zur Erde. „Ich bin Osmans Enkel, Dschems Sohn, und euer Gefangener," sprach der Mann. „Führt mich vor das Angesicht Sulelmans, meines Vetters." Anbetend fielen die Osmanen vor einem Gliede ihres Herrscherstammes nieder. „Basilides!" rief Hermann. — „Ich bin es, du bist gerettet."

(Der Beschluß folgt.)

Steinkohlenwerk zu Hornu, bey Mons.

Degorge-Legrand kaufte vor siebzehn Jahren das Steinkohlenwerk zu Hornu, das bevnahe eingegangen war; die zwey Schachte, die es hatte, waren erschöpft, und alles Geräthe befand aus einer schlechten Dampfmaschine und einem Pferdegöpel. In den Jahren 1810 — 13 baute Degorge-Legrand zehn neue Schachte zur Ausschöpfung des Wassers und zur Förderung der Kohlen. Er hatte täglich 15 bis 1800 Arbeiter nöthig, die aus den benachbarten Dörfern täglich herbeykommen mußten. Um diesem Zeitverluste abzuhelfen, baute er in den Jahren 1823 — 25 für seine Arbeiter 175 niedliche Häuser, jedes mit einem Stockwerke; die Bedachung ist, nach amerikanischer Art, getheerte Leinwand. Im Jahr 1825 eröffnete er eine Schule für die Kinder seiner Arbeiter, die darin lesen, schreiben, rechnen, zeichnen und Geometrie lernen (die Schule zählt gegenwärtig 200 Kinder). Im Jahr 1826 errichtete er auf dem Platze dieses neuen Dorfes eine Dampfmaschine von der Kraft von 128 Pferden, die das Wasser aus dem Bergwerke fördert, und die Kolonie mit diesem sowohl als auch mit heißem und lauem Wasser versieht, das vorzüglich zu den für Bergleute so nöthigen Bädern dient. Nicht fern von den Bädern ist ein großer Tanzsaal für die Arbeiter, für welche der humane Gründer dieses neuen Dorfes auch eine schöne Promenade anlegte. Acht Dampfmaschinen von der Kraft von 156 Pferden sind mit Förderung der Stein-

Digitized by Google

kohlen beschäftigt; vier andere, von der Kraft von 265 Pferden gewältigen das Wasser; die zwey Hauptmaschinen wurden an Ort und Stelle selbst verfertigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., 10. Dec.

(Beschluß.)

Der Cäcilien-Verein, unter der Leitung des Hrn. Schelble, hat ebenfalls nach einer mehrmonatlichen Unterbrechung seine Leistungen wieder begonnen. Seither wurden in diesem Vereine nur Metalmusiken, unter Begleitung eines oder zweyer Pianoforte aufgeführt. Mit dem neuen Cyclus seiner Leistungen aber ist die Einrichtung getroffen worden, daß eine vollständige Instrumentalmusik, durch Dilettanten unter denen indessen mehrere bedeutende Künstler sind, und Mitglieder des Theaterorchesters ausgeführt, die Singstimmen begleitet. In dieser Weise wird denn auch binnen einiger Wochen Haydn's großes Oratorium, „die Schöpfung," von dem Vereine gegeben werden. Hr. Schelble der zuerst in dem Vereine diese Erweiterung des Kreises seiner Kunstleistungen anregte, gereichen seine Bestrebungen dafür um so mehr zum Ruhme, weil seine Mühe sich dadurch nur vergrößert hat. Auch unsere Liedertafel, deren Stifter der nämliche Künstler vor einem Jahre war, wird nun bald wieder ihre Sitzungen beginnen, und damit, nach dem Vorbilde der Berliner Liedertafel, von vierzehn zu vierzehn Tagen fortfahren. — Mit dem 2sten d. M. eröffnet Professor v. Tscharner den Cyclus seiner physikalischen, mit Experimenten begleiteten Vorlesungen. Ihre Zahl ist vorläufig auf 30 bis 35, deren jede zwey Stunden fällt, bestimmt, das Honorar aber auf den gewiß sehr billigen Preis von einem Louisdor festgesetzt worden. Nach der Ankündigung werden in diesen Vorlesungen elf verschiedene Gegenstände, welche sämmtlich Hauptzweige der Physik umfassen, behandelt, dieselben aber mit sicherlich sehr belehrenden Versuchen über die Centrifugalmaschinen des Schießen werden. — Am künftigen verflossenen Sonntage wurde nun auch der neue jüdische, neben dem christlichen Friedhofe vor der Stadt gelegene Todtenacker seiner Bestimmung übergeben, nachdem der alte Todtenacker innerhalb der Stadt mit dem Ende des vorigen Monats war geschlossen worden. Die erste Leiche, die auf demselben bestattet wurde, war ein armer, alter Mann von 89 Jahren, die zweyte eine nahe Verwandte des Bankiers Rothschild. Bis auf einige, der Gelegenheit angepaßte Psalmen, die von dem Rabbiner vorgebetet, von den anwesenden Mitgliedern der Judenschaft aber wiederholt wurden, zeichnete sich die Eröffnung des neuen Todtenhofes durch keine weitere Feyerlichkeit aus, und die zu dieser Handlung versammelte Menge neugieriger Zuschauer, fand sich dabey in ihren Erwartungen sehr getäuscht. Indessen soll die bey Leichenbestattungen übliche Kollekte zum Besten der Armen, woran gemeinhin nur die nächsten Verwandten, dieß Mal aber sämmtliche zur Stelle, befindliche Israeliten Theil nahmen, bey diesem Anlasse ganz besonders reichlich ausgefallen seyn. Die durch das hebräische Wort חי, welches Leben und achtzehn bedeutet, ausgedrückte Zahl von Geldstücken, welche, in Folge einer Begriffsanalogie, als milde Gabe bey solchen Gelegenheiten stets gespendet werden muß, ist dießmal von den verpflichtenden Mitgliedern der diesigen Judenschaft zum Theil in den schwersten Goldmünzen entrichtet worden. Uebrigens sind die stets auf jüdischen Todtenfeldern weidenden Thiere durch eine Verfügung höhern Orts abgeschafft worden, wozu die Vorsteher der Gemeinde um so bereitwilliger ihre Zustimmung gaben, als dieser Brauch, der keine wesentliche Religionsvorschrift zu seyn scheint, neben mehreren Unkosten niemand, die es mit sich führt, nun einen unvergoltenen Kostenaufwand verursacht.

Lyon, im October.

(Fortsetzung.)

Es erscheinen jetzt eine Menge kleiner und großer Parteyschriften in dem interessanten Prozeß des Ultramontanismus und Jesuitismus gegen das Wollen der Zeit. Sie gleichen sich alle auf ein Haar, und es ist wirklich unbegreiflich, daß diese einst so kluge, feine, und dadurch mächtige Partheyjetzt nichts kennt und zeigt als wildes Geschrey, und selbst Beleidigung des Königs. So kam vor Kurzem in Perpignan: Indifference et Espérance, Satire historique par M. A. heraus, die in schlechter Poesie vielleicht alles übertrift, was man in dieser Art je gelesen hat. Wir wollen daraus einiges zur Bezeichnung des ganzen Genre anführen.

Höchst komisch ist, wie die Anhänglichkeit der Protestanten an den König erklärt wird:

Cependant je conviens et crois qu'un protestant
Peut aimer un bon roi; mais ce n'est qu'en passant.

Damit wird wahrscheinlich auf die letzte Reise des Königs und seine Aufnahme bey den Protestanten angespielt.

Wiewohl nun:

. . Les rois aujourdhui jurent de toute main ,
Les monarchies vont aussi vers leur déclin,

so muß man doch an nichts verzweifeln. Die gute alte Zeit kann wieder kommen, denn alle möglichen Schwüre sind für Könige nicht verbindlich:

Les constitutions et les chartes nouvelles,
Ausquelles nous jurons d'être toujours fidèles,
Sont des liens nouveaux faits toujours aux dépens
Des régimes anciens et des anciens sermens.
Ce n'est pas le serment qui peut rendre solido
La Constitution qui nous règle et nous guide:
L'histoire nous apprend que les sermens d'un roi
Ne lo lient jamais, quoique de bonne foi.

Der Verfasser denkt also ungefähr wie Don Miguel, bekannt aber dabey, daß bey einem Bürgerkriege nicht viel herauskommen dürfte:

Si nous vous attaquions, constitutionnels,
Ses (des Königs) ministres pourraient nous trouver criminels.

Dergleichen Sinn und Streben ist nicht zu verwundern. Enthielt doch vor einiger Zeit in unserer benachbarten Jesuitenschule zu Montbrison ein Schüler den Preis, weil er in einer Lobschrift auf Ludwig XIV., der Widerrufung des Edikts von Nantes eine Lobrede gehalten hatte. Ludwigs XIV. Minister Letellier ist ihm ein trefflich Muster für alle seine Nachfolger: Heureuse la France de posséder un tel Ministre et un tel roi!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Oktober 1828.

O weh, wie dunkel, keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf ich an? ist mein Gott so fern?
Ha! Jungfrau dort im himmlischen Schein,
Nimm auf meine Seel' in die Hände dein!

Uhland.

Romanzen von G. Rapp.

5. Das letzte Abendmahl.

Was klinget tief im Berge
Wie ferner Glockenchor?
Wie es die Nacht verberge,
Es dringt zum Licht empor.
Was steiget aus dem Grunde
Der Festchoral heraus?
Steht in dem Felsenschlunde
Das volle Gotteshaus?

Das hallet aus der Grube,
Wo Silber aus der Gruft
In enger Felsenstube
Der laute Bergmann ruft.
Der Schacht ist die Kapelle
Dem frommen Glaubenslied;
Des Himmelreiches Schwelle
Dem hoffenden Gemüth.

Der Steiger und die Brüder,
Aus ihrem Grab von Stein,
Sie kehren nimmer wieder
Zum frohen Sonnenschein.
Die Pforte bleibt verriegelt,
Sonst fährend aus der Nacht,
Vom Felsensturz versiegelt,
Vom starren Tod bewacht.

Der Knappen Eisen schlagen
Umsonst die Felsen wund;
Ihn können sie nicht jagen,
Und kraftlos sinkt der Arm.

Vor seinem Hauche sinket
Schon jedes Grubenlicht;
Da noch das letzte blinket,
Der alte Steiger spricht:

„Wir haben Feierabend
Nach letztem Lebensstreit.
An Gottes Tisch euch labend
Macht euch zum Schlaf bereit.
Das Letzte, was dem Leben
Die Erdenwelt noch gönnt,
Wir wollen es erheben
Zum heil'gen Sakrament.“

Den letzten Bissen Brodes
Gesegnet sein Gebet
Zum Feiermahl des Todes,
Das Aller Heil erflehet.
Die Silberstufe blinket,
Ein festlicher Altar,
Auf ihre Kniee sinket
Zum Abendmahl die Schaar.

Und wunderbar im Scheiden
Erhebet sich ihr Geist,
Der starken Trost im Leiden
Mit frommem Liede preist.
Sie singen immer leiser,
Bis sich ihr Auge schließt,
Des Glaubens treue Preiser
Ein heller Licht begrüßt.

Digitized by Google

Der Johanniter.

(Beschluß.)

Auf seinem glänzenden Throne saß Suleiman, Kaiser der Osmanen; um ihn her standen die Großen seines Reiches. Die Gefangenen wurden hereingeführt: Hermann von Felseneck in Ketten, Basilides und Eudoria, als Sprößlinge des osmanischen Hauses, in der Mitte der Wache frey einherschreitend. „Christ,“ sprach mit Majestät der Herrscher, „du hast die Kapitulation gebrochen und ohne unser Vorwissen diese Angehörigen unseres Stammes heimlich von der Insel entführt. Hast du dieses aus eigenem Antriebe oder auf Befehl deiner Obern gethan? Im letzten Falle bist du frey und die Verantwortlichkeit fällt auf die Vorgesetzten deines Ordens.“ — „Mächtiger Beherrscher der Osmanen,“ erwiderte bescheiden der Ritter, „das Schicksal dieser Unglücklichen rührte mich und ich nahm sie wider Wissen und Willen meiner Vorgesetzten auf, um sie in Sicherheit zu bringen.“ — „Glaube ihm nicht, Sultan,“ riefen einmüthig Basilides und Eudoria, „er kannte unser Herkommen nicht, und erst kurz, ehe er absegelte, kamen wir an Bord seines Schiffes.“ — „Du klagst dich selbst fälschlich an, Jüngling,“ sprach mit Ernst der Herrscher; „wisse, daß dein Kopf auf dem Spiele steht.“ „Das weiß ich, großer Kaiser, und eben darum wirst du meinen Worten glauben, denn wer wird gerne durch eine Lüge sich den Tod bereiten, wenn ihn die Wahrheit retten kann?“ — „Glaube ihm nicht,“ rief mit stehend zum Thron erhobenen Händen Eudoria, „er will sterben.“ „Will er sterben,“ entgegnete ruhig Suleiman, „so steht in den Sternen geschrieben, daß er sterben soll. Dem unabänderlichen Schicksal kann der Mensch nicht widerstreben. Du,“ fuhr er zu Basilides gewendet fort, „bist Dschems, des Verräthers Sohn?“ — „Ich bin,“ erwiederte stolz der Gefragte, „der Sohn Dschems, der um den Besitz seines rechtmäßigen Thrones unglücklich kämpfte und unterlag.“ — „Dein Vater ist in die Länder der Ungläubigen geflohen, um mit deren Hülfe dem Reiche der Osmanen Verderben und vielleicht unserer heiligen Religion den Untergang zu bereiten.“ — „Er floh dahin, wo er allein noch Sicherheit finden konnte, und dennoch mußte er durch die Hände eines, von dem Räuber seines Thrones ausgesendeten Mörders sterben.“ — „Du bist ein Christ?“ — „Bey dem Tode meines Vaters war ich ein Kind und wurde in der christlichen Religion erzogen.“ — „Willst du bey deinem Unglauben verharren?“ — „Bis in den Tod werde ich die Lehre nicht verlassen, die ich als die allein wahre erkannt habe.“ — „Bedenke wohl, was du thust. Trete zu dem Glauben deiner Väter zurück; du gehörst der Familie der Osmanen an; die höchsten Würden warten deiner und du wirst den Rest deines Lebens in Glanz und Ehre hinbringen.“ — „Nicht um den Besitz deines Thrones, Sultan, werde ich meinem Glauben entsagen.“ — „So harrt deiner der Tod.“ — „Mein Leben steht in Gottes Hand.“ — „So laß auch mich mit diesen Beyden sterben,“ jammerte Eudoria und sank flehend am Throne nieder. „Ein Sultan der Osmanen,“ erwiderte ruhig der Herrscher, „befleckt seine Hände nicht mit Weiberblut.“

Am Eingang des Zeltes erhoben sich laute Stimmen. „Herr,“ berichtete einer der Großen, „es ist der Großmeister der Johanniter, der vor dein kaiserliches Angesicht zu treten wünscht und dem die Wache den Eingang wehrt.“ „Laßt ihn herein.“ — „Glorreicher Sultan,“ sprach Philipp Villiers, indem er sich vor dem Throne beugte, „dieser Ritter, der hier in Ketten vor dir steht, ist schuldlos, denn er hat blos gethan, was ich ihm als sein Vorgesetzter geboten habe. Ich allein habe es zu verantworten, wenn es je ein Verbrechen ist, Unglückliche zu retten.“ — „Wußtest du, wer diese sind?“ — „Ich wußte es.“ — „Und wolltest sie mit Vorbedacht meinem Arme entziehen?“ — „Ja, Herr.“ — „Dieser Jüngling kannte ihr Herkommen nicht und wollte blos seine Befehle?“ — „So ist es.“ — „Hörst du, Christ, was dieser dein Vorgesetzter sagt? Beharrst du noch bey deiner Aussage?“ — Glorreicher Herrscher, ich beharre dabey.“

Nicht ungerührt ließ den Kaiser dieser Wettstreit der Großmuth. „Lernt von diesem Ungläubigen,“ sprach er ernst zu den um ihn stehenden Großen, „wie man seinem Herrn dienen muß! Jüngling, zum letzten Mal, beharrst du auf deinem Worte?“ — „Ja,“ erwiederte gelassen der Ritter. — „Du hast dein eigenes Urtheil gesprochen. Und du, Dschems Sohn, der du dich unter den Christen Basilides nennst, willst du in deinem Unglauben verharren?“ — „Ich lebe und sterbe als Christ.“ — „Bedenke noch einmal, was du thust. Auf der einen Seite liegt Macht und Reichthum, auf der andern gewisser Tod.“ „Mein Entschluß ist gefaßt.“

Ein Wink des Sultans befahl der Wache, die Beyden zum Tode zu führen. Laut auf schrie Eudoria in doppeltem Schmerz; Hermann stürzte zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Der Tod,“ rief er aus, „löst alle Gelübde. Am Rande des Grabes darf ich dir bekennen, wie unendlich ich dich liebe.“ Erbleichend sank die Jungfrau in seine Arme, einen seligen Augenblick mit lebenslänglichem Schmerze bezahlend. Basilides eilte in die Umarmung der Beyden. Alle blickten gerührt auf diese Gruppe.

Ein Wink des Sultans gebot den Wachen, sich an den Eingang des Zelts zurückzuziehen; nur die Großen blieben um den Thron stehen. „Indem du den Tod wähltest,“ sprach Suleiman zu Basilides, hast du dein Leben gerettet. Dein Beharren in der Religion der Christen bis zum Tod ist mir Bürge, daß du keine ehrgeizigen Plane nährst.

Digitized by Google

Als Christ bist du meinem Throne nicht gefährlich. Du bist frey und magst in den Ländern der Christen deine Tage ruhig verleben." Auf einen zweyten Wink des Herrschers öffnete sich ein Vorhang und aus einem Nebengemache trat Theodor, Basilides verloren geglaubter Sohn. „Nimm deine Kinder zurück," sprach gütig der Sultan, „und ziehe hin in Frieden. Mein Schatzmeister soll dafür sorgen, daß du als ein Enkel Osmans leben mögest für und für. Du, Jüngling, bist frey. Vielleicht," fügte er lächelnd hinzu, „hat dein Großmeister eben wahrgenommen, welcher Preis deinen Edelmuth belohnen kann."

Nach Jahr und Tag näherte sich der alten Burg Felseneck ein prachtvoller Zug. Voran ritt Hermann von Felseneck ohne Ordensmantel und ohne das sonst vielgeliebte achteckige Kreuz, neben ihm Eudoxia, Basilides und Theodor, sämmtlich in deutscher Tracht. Hinter ihnen folgten reichgekleidete Diener mit schwerbeladenen Saumrossen. Von da an glänzte das Geschlecht Felseneck Jahrhunderte lang in Reichthum und Macht; die Enkel erzählten sich, daß Hermann von Felseneck eine Königstochter aus dem fernen Morgenlande nach Deutschland geführt, daß der Papst sein Gelübde gelöst, und daß ihre reiche Morgengabe den Glanz der Familie gegründet habe.

F. S.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Graf Montgelas sprach zuerst den Grundsatz aus: „Bis auf das Jahr 1792 herab gehörten die Archive der Historie an." In der That ist auch seit den französischen Revolutionskriegen allerwärts eine ganz neue Welt entstanden. Der Szistower und Teschner Friede sind so gut eine Antiquität als der Ryswiker und der Westphälische. Schaudern wir denn nicht darüber, daß Napoleon selber bereits eine Antiquität ist in dem riesigen Sturmschritte dieser Zeit? Graf Montgelas hat hinsichtlich der großen Urkundenschätze des bayerischen Königreichs gegen Einheimische und gegen Fremde einer Liberalität den ersten Impuls gegeben, die nicht allein für die bayerische, sondern auch für die deutsche Geschichte von der größten Wichtigkeit ist, und wovon insonderheit die österreichische und die schwäbische und jene des dreyßigjährigen Krieges bereits die erfreulichsten Aufschlüsse erhielten. Was aber ganz besonders die Bewunderung der Kenner erregen muß, ist das organische Ineinandergreifen der vom Grafen Montgelas hervorgerufenen Arbeiten und ihr Anschließen an die früheren Leistungen der Akademie (unstreitig der verdientesten in Deutschland) und an die frühern Sammlungen (aus welchen die Monumenta Boica bey allen ihren Fehlern bis jezt doch einzig in Deutschland dastehen). Ich meyne damit des Ritters von Lang Regesten, seine bayerischen Jahrbücher, seine haarscharfen Kritiken, seine interessanten Monographien, und Stumpffs politische Geschichte Bayerns. Vollends von der Zeit an, wo die französischen Memoiren beginnen, dürfte schwerlich irgend ein Gelehrter von Profession auf gleicher Stufe mit dem Grafen Montgelas stehen, ganz abgesehen von dem unendlichen Uebergewicht, das der Staatsmann oder Feldherr jederzeit mit sich in die Bücherwelt hineinbringt, die er durch seine bloße Berührung aus ihrem allzugewöhnlichen Starrkrampf zum lebendigsten Leben erweckt.

In einem Zeitalter, das oftmals weniger geneigt schien, die schon bestehenden Verfassungen zu studiren, als ein ganzes Magazin neu erfundener, konstitutioneller Pappekästchen, Blechtrommeln und Schnürstiefeln aufzuspeichern, wirken gründliche historische Forschungen um so wohlthätiger; ein geschichtlicher und nationaler Charakter aller Regierungsmaßregeln wird um so nöthiger. Ist daher in dieser Hinsicht König Ludwigs Vorliebe für die „angewendete" Historie (möchten wir sagen, wie man die Mathematik in die reine und angewandte theilt) von Seite der Staatsklugheit zu preisen, so bleibt es andererseits eben so unläugbar, welch ehrwürdiger und folgenreicher Vorzug für einen Staat sein historischer Charakter und jenes rührende Familiengefühl zwischen Dynastie und Volk sey.

Darin steht Bayern unstreitig ruhmvoll da. Eine der vier deutschen Ur- und Hauptnationen, schon unter den Merowingern unter einer eigenen Erbherzogsfamilie, den Agilolfingen, lang im Besitze des Rechts, wenn der Stamm ausginge, ihre Herzoge selber zu wählen, und geschmückt mit köstlichen Vorrechten vor den andern Fürsten deutscher Lande, zählt Bayern die ältesten Bißthümer und Abteyen. Von ihm ist die Christianisirung über alle Nachbarlande ausgegangen, über Ungarn und Böhmen, zu den Wenden der Lausitzen und Obersachsens, ja sogar Pommerns. Die Ostmark insonderheit, auch Steyer (so wie viel früher Kärnthen) wurde von Bayern aus über Hunnivaren und Ungarn erobert, die Ostmark, als eine Wüste, meist unter bayrische Bischöfe, Aebte und Große vertheilt und von ihnen kolonisirt, also daß noch ganze Bezirke des herrlichen Oesterreichs genau dieselben Ortsnamen führen, wie gewisse Bezirke in der Oberpfalz, auf dem Nordgau und im Unterdonaukreise, woher nämlich die Ansiedler gekommen. Der Heldenstamm der Babenberger hatte höchstwahrscheinlich dieselbe Stammwurzel mit den Scheyern-Wittelsbachern. Sie sind bey

Digitized by Google

weitem die älteste Dynastie in Europa, denn beynahe ein volles Jahrhundert, bevor 987 Hugo Kapet den letzten Karolinger zwang vom Throne zu steigen, trugen des Hauses Ahnherr Leitpold (900—907) und sein gewaltiger Sohn Arnulph der Böse (914—937) die Herzogsfahne Bayerns. Mehrmals mußten die Bayern diese ihre angebornen Herrn von fremder Macht mit Blut zurückerobern.

Zwar wäre Ludwig der Strenge, so wenig als Othello, den Ehemännern als Vorbild zu empfehlen. Auch waren etwa ein Paar Pfälzer und ein Zweybrücker gerade keine „Väter des Vaterlandes." Gegen den Helden von Sekkenheim, den Ahnherrn der Löwensteine, den siegbaften Friedrich, ist wieder der sieglose Winterkönig Friedrich, der von zwey so gewaltigen Hebeln, wie Böhmen und die Union, keinen zu gebrauchen verstand, und dessen Eitelkeit und Kleinmuth ein edles Volk mit in seinen Untergang riß. Die großen Männer sind aber in keiner Dynastie, noch in der ganzen Natur, scheffelweise zu finden, und nur ein einziges Mal (so sehr hat es sie gereut) hat die Weltordnung Pipin und Karl Martell, Pipin und Karl den Großen nacheinander zugelassen. Aber tapferer Muth und edles Wohlwollen wohnten und wurzelten jederzeit in diesem Stamm. Er zählt viele liebenswerthe Haus- und Landesväter, viele ruhmgekrönte Helden, und selbst fremden Thronen gab er berühmte Könige, wie dem schwedischen Christoph, Karl Gustav, Karl XI. und Karl XII.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortsetzung.)

Nach Aufhebung der Jesuitenschulen und Häuser ist auch unsere Gegend mit Bettlern überschwemmt worden. In einer gutverwalteten Gemeinde gibt es keine Bettler, denn jeder muß darin arbeiten um zu leben, die Alten, Kranken und Gebrechlichen aber werden von der Gemeinde oder vom Staat in sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten ernährt. Nichts aber ist für Leute der niedern Klasse erwünschter als zu leben, ohne zu arbeiten. Dergleichen Menschen unterstützten die Jesuiten. Da blieb es denn nun bald: seht doch die Wohlthätigkeit der frommen Väter! aus einer Gemeinde ernähren sie mehr den 1500 Arme. Man frage nun, wovon lebten denn diese Leute vor den Jesuiten? Sie arbeiteten. Ich bin neugierig, was unsere Gazette anfangen wird, es wird ihr wenig helfen; bas sie mehr als zwey Drittheile ihrer Nummern, gratis gibt. Sie und ihre Partheymeynten, die französische Jugend, und damit die ganze künftige Generation im Netz zu haben, als das mächtige Element in den Tunnel drang, und die Leute Hals über Kopf aus ihrem unterirdischen Bau trieb. Der Gegenpart dieser Gazette ist der Précurseur, der mit Eifer und Talent redigirt wird. Manchmal werden ihm freylich gewaltige Bären aufgebunden, und er sagt sie auch treuherzig nach, ob aus Unwissenheit, Mangel an Urtheil oder Ueberreitung, weiß ich nicht. So berichtete er am 29sten August: On nous écrit de Zurich: le Pape est arrivé ici le 21. Août avec une suite de plusieurs voitures ... On ignore le but du Voyage de sa Sainteté. Am folgenden Tag ward der Bnll eingestanden. Es sollte heißen: le Nonce du Papa. Auf diesen paßte aber der Schluß nicht.

Wie es in ernster und sadner Literatur still her und hergeht, so auch in den bildenden Künsten. Es ist zwar hier und da von einer école Lyonnaise in der Malerey gesprochen worden. Dergleichen aber hat nie im höhern Sinn bestanden. Wohl gab es zu Zeiten Maler hier, die Fisch und Braten oder Küchengeräthschaften malten, und sich dabey viel auf den Lichtreflex eines messingenen Kessels zu gut thaten. Das nannten sie dann auf ächt Französisch eine Etude! Wenn man das Wesen und Treiben der jetzigen Akademie der Künste und der Zeichenschule bemerkt, so sollte man glauben, jene Leute seyen noch; denn ärger, ängstlicher und verkehrter treibt es keine Kunstakademie, so viel sich deren auch im Norden und im Süden darin Mühe geben. Wir haben nur einen jungen Maler hier, der durch sehr wackere Leistungen ausgezeichnete Hoffnungen erweckt. Er ward aber erst etwas, als er sich aus der hiesigen Schule flüchtete und nach Italien ging. Von da ist er nun ganz umgestaltet zurückgekommen; und das eben wollen ihm die Herrn von der Lyoner Schule, wie sie sich nennen, nicht verzeihen. Ihr Wesen gelaßt sie am gebässigsten bey der neulichen Kunstausstellung. Darin waren Bonnefonds Gemälde durch Gedanke und Ausführung den Weitem das Vorzüglichste. Leider sahen wir nicht seine Pilgrime, die aus Italien zurückkommen, ein ausgezeichnetes Bild, das der Herzog von Orleans für seine Gallerie gekauft hat. Hier war nur sotgendes von ihm ausgestellt: Die kranke Ziege, eine wunderliebliche Familienscene. Im alter Hirt aus der römischen Campagne sitzt auf einem antiken Säulenknauf und sieht eine kranke Ziege genau und forschend an, während ihr ein kleiner Knabe etwas zur Heilung einflößen will. Es ist ein kleines Drama voller Ausdruck. Der Alte scheint aus langer Erfahrung zu wissen, daß hier kein Mittel hilft, und sonnerzlich sieht er ein, daß die arme Ziege, sein einziger Reichthum, sterben muß. Der Knabe aber ist voll der Hoffnung, die seinen Alter so gut kleidet, darum zeigt er so viel Sorgfalt für die Gesährtin und Gespielin. Der Kontrast in dem Ausdruck muß meisterlich genannt werden. Vielleicht wäre dem Pinsel mehr Freyheit und Keckheit zu wünschen; dagegen ist der ganze Ton des Bildes und das Licht vortrefflich. Vorzüglicher sind wohl noch des Künstlers griechische Klepten und sein Napolitanischer Improvisator. Hier sitzt der dichtende Bettler in Lumpen auf einem Felsen am Golf von Neapel, im Ausdruck Sorglosigkeit und Begeisterung. Das Bild ist besonders für die sehr anziehende, die das sonderbare Volk am Fuße des Vesuvs gesehen haben, in dem sich so manches Gute, Schöne und Seltene mit Niedrigem und Elendem mischt. Für alles dieß ist ihm zwar vom Publikum viel ehrende Anerkennung, von der Akademie aber kein Dank geworden. Höchst mittelmäßige Sachen erhielten dagegen Preise. Daran sah ich recht, daß wir tausend geistige Breitengrade weit von Paris weg, und daß wir in einer ächten Provinzialstadt sind; in meinem Aerger darüber sist mir gar Manches aus dem lieben Deutschland ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Oktober 1828.

Die Erde gleicht der Kranken, die genesen,
Erquickt, gestärkt durch neuen Lebenssaft.
Der, was des langen Uebels Grund gewesen,
Aus ihrem Innern glücklich fortgeschafft.
So daß sie freyer, nach bald vergessnem Leide,
Sich schmücket mit Kränzen und mit Festgeschmeide.

Torquato Tasso.

Der Oktober in Rom.

Der Norden wird nicht begreifen können, daß es ein Land gibt, und daß dieß Land das europäische Eden, nämlich Italien ist, wo im gesellschaftlichen Leben sowohl wie in der Natur der Mai fehlt, ob er gleich jedes Jahr richtig im Kalender verzeichnet wird. Wenn etwas das Vergnügen zu schmälern vermag, welches dem Fremden, besonders dem Nordländer, der Aufenthalt in Rom gewährt, so ist es dieß eilfmonatliche Jahr, dem sein bester Theil abgeschnitten ist. Aber nicht allein der Monat Mai, sondern überhaupt der Frühling fehlt. Wie sollte er auch nicht, da die Blüthen- und Knospenzeit über das ganze Jahr verbreitet ist, die Wiesen nie leer von Blumen werden und die Hitze so plötzlich eintritt, daß man den Uebergang von der Kühle des Winters zum sengenden Sommer nicht gewahr wird. Heiß, um die Mittagszeit selbst unerträglich, ist es hier immer, wenn die Sonne scheint, in welcher Jahreszeit man auch seyn möge. Die schönste Baumblüthe, welche es gibt, die rothe Mandelblüthe, kömmt schon am Ende des Januars oder zu Anfang des Februars hervor, einer Jahreszeit, welche hier dem Märze gleicht; gleich darauf folgt der spanische Hollunder und zu Anfang des Aprils sämmtliche übrige Fruchtbäume. Tritt dann um die Mitte des Aprils das eigentliche beständige Wetter mit stets wolkenlosem Sonnenhimmel ein, so ist die Blüthenzeit vorüber und die Hitze, von zehn bis vier Uhr schon unerträglich, nimmt noch obnedem so geschwind zu, daß die Citronen-, Apfelsinen- und Pomeranzenblüthenzeit am Ende dieses Monats gar nicht mehr genossen werden kann. So geht, wie gesagt, der Frühling, und mit ihm der Mai vorüber, ohne im Volke jenes erheiternde Gefühl, mit welchem der Norden dem Wiedererwachen der Natur und ihrer Enthüllung aus den weißen schneeigen Sterbelleidern bewohnt, hervorgebracht zu haben. Um das Entbehren des Frühlings den Römern erträglich zu machen, bedarf es ihres häuslichen Lebens, welches, nie in vier enge Mauern eingeschlossen, jene Sehnsucht nach dem Freyen, welche den Nordländer beym ersten Aufblicken der Frühlingssonne hinaus treibt, in ihnen nicht aufkommen läßt.

Geht den Römern der Frühling ab, so haben sie dafür einen desto strengeren Sommer, der in Rom ganz den Charakter des nordischen Winters hat; denn so sehr auch die Ursachen beyder verschieden sind, so bringen sie doch dieselben Wirkungen hervor. Man geht nicht aus dem Zimmer, wehrt durch Verschließung vierfacher Laden und Vorhänge dem Zudrange der Luft oder der Sonne; Blumen, Pflanzen, Bäume, ja die ganze Natur stirbt ab, und die Menschen versinken in eine Erstarrung, worin sie gerade nur so viel Kraft behalten, eine halbe Stunde vor Untergang der Sonne Thüren und Fenster zu öffnen, um die kühle Luft einzulassen, und eine Stunde nach demselben wieder zu verschließen, um die feuchte Luft abzuwehren. Nachdem in diesem Zustande von Vegetation den Menschen die drey Monate Juli, August und September hingegangen sind, tritt nach dieser unge-

Digitized by Google

kehrten Winterzeit der Frühling, d. h. der Herbst ein, der in Rom ganz die Stelle des Frühlings vertritt. Jetzt erwachen die Menschen aus ihrer Erstarrung, betrachten sich und die Umgebungen verwundernd; es ist fast das Erwachen des Epimenides, und nicht mit Unrecht heißt daher diese Jahreszeit, wenn gleich eigentlich nur im bürgerlichen oder Geschäftsleben, die Stagione morta. Die ersten Worte, welche wieder mit vollem Bewußtseyn ausgesprochen werden, sind: „Andiamo in villeggiatura!“ Unterdeß ist mit der Natur dieselbe Veränderung vorgegangen: die Wiesen grünen von Neuem, eine unzählbare Menge Herbstgesträuche blühen, der Timian und Rosmarin dusten ihre belebenden Gerüche aus, das Laub sproßt wieder und die Citronen treiben zum zweyten Male Blumen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die schmähliche Abhängigkeit der Kaiserkrone vom römischen Stuhle zu lösen, hat Ludwig der Bayer gewagt. Wäre er eben so beharrlichen Sinnes gewesen, als lichtvoll, fein und geschmeidig, die Welt hätte wahrscheinlich niemals den Aerger des großen Schisma erlebt, sie hätte vielleicht ein ganz anderes Concilium als jenes zu Kostnitz, und eine andere Reformation gesehen. Zwar in welcher Historie taucht sie nicht warnend auf, die schroffe Scylla der Unduldsamkeit? Eine siebengeschliffene Taschenprovidenz, wähnt sie alles Ernstes, anschmiegende und leitende Rücksicht auf den Gang der Zeiten und auf das Fortschreiten der Menschheit sey unnütz, ja schädlich! Sie fehlt auch in den bayerischen Geschichten nicht, die Charybde der Verbrüderung alter Wahrheiten mit den selbstgefälligen Irrthümern, mit den servilen Einflüsterungen und mit den politisch-religiösen Parolis an der Bank des Augenblicke. Aber es ist, Gottlob, in diesem Hause kein Heinrich VIII., kein Ludwig XI. oder Christjern und es ist keiner gewesen, der den spanischen Philippen oder den zwey letzten Valois gleichen hätte, keine Bluthochzeit, keine Dragonaden, keine Auto da Fés. Ein Idol und Ideal für unsere Apostolischen und Absoluten wäre höchstens jenes Pfaffen- und Dennunziantenregiment, jene Maitressen- und Bastardenwirthschaft, jene Cabinetsjustiz, jene Organisation der Heucheley und der Käuflichkeit, die durch zwanzig finstere Jahre (1778—1799) auf diesem wackern Volk lastete, welches Tacitus Wort mit Fug und Recht auch für sich aussprechen darf: „mortalium nullos, armis aut fide, ante Germanos.“ Diese erbärmliche Zeit abgerechnet, stören sie hier wenig, jene traurigen Bilder, denen wir auf dem Stufengange der Souveränetät der Reiche Europa's in den letzten drey Jahrhunderten nur zu oft begegnen, nämlich jenem tödtlichen Haß aller hergebrachten Rechte und jeder gesetzlichen Schranke, dem Erzwingen von Unruhen durch unrechtmäßigen Druck oder gesetzmäßige Angettelung, um diese Unruhen alsdann mit Verlust aller Freyheiten zu strafen; dem Entwürdigen des selbstständigen Land-Adels in einen servilen Hof-Adel; der planvollen Begünstigung der Demokratie, weil sie dem Absolutism zunächst steht, und um zuerst die Feudal-Aristokratie zu stürzen; dem uferlosen Jus circa sacra, um mit dem geistlichen Gut zugleich auch im Clerus prekäre Kirchenbeamte, supplirende Mouches und Gensd'armen zu gewinnen; im Städte-Wesen künstlich herbeygeführten demagogischen Zuckungen, um alle Municipal-Rechte im Wirbel der Regalien untergehen zu machen. Wir begegnen ihr hier, Gottlob! nicht, jener hinterlistigen Gerechtigkeit, die gerechter seyn will als die Natur und gar zu gern das Talent gleich behandeln möchte mit der Ohnmacht, den unabhängigen Reichthum nivelliren mit der käuflichen Armuth, mit der Schärfe des Gesetzes schadenfroh lauern auf uralte oder populäre Namen, — und dann, wenn jene lang untergrabenen Stützen endlich zusammenbrechen, wenn die langbegünstigte Gleichheit wirklich ihr Gorgonenhaupt erhebt, läppische Entrüstung darüber zeigt, daß auch Andere dieselben Waffen zu führen wissen, und blödes Jammergeschrey, als sey das Uebel nicht selbst herbeygerufen durch jene unbezwinglichte Lüsternheit nach der Willkühr.

In Rom sagt Herr von Lipowsky, wir wissen's aber auch sonst) pries man das allezeit katholische Bayern und das nachbarliche Tyrol „die Zünfte Juda und Benjamin.“ An monarchischer Richtung hat es diesen Fürsten eben auch nicht gefehlt. Jener erste Maximilian, das Haupt der Ligue, an dessen lutherglichter Orthodoxie doch kein Zweifel ist, hat nichtsdestoweniger von der römischen Curie für das geschmähte Andenken seines grossen Ahns, des im Bann verschiedenen Ludwigs des Bayern, erklamte Genugthuung erzwungen. So verschmähte auch der ächte deutsche Sinn und die (wenn auch nicht immer, über die Krankheiten ihrer Zeit erhabene) ächt christliche Religiösität der Bayerfürsten jene Doktrinen (Voltaire, Rousseau, Helvetius, Diderot, Raynal, Mirabeau haben auch nichts Verwerfeneres gelehrt): Inauguralede und Wahlkapitulationen seyen leere Formeln, schon die alten Franken hätten nur auf den leeren Heliquienkasten geschworen und seyen dann natürlich zu nichts verpflichtet gewesen; da alle Herrschermacht eine unmittelbare „Emanation de l'être suprême“ gewesen (wie ja schon Napoleon sie und sich selbst genannt), so gebe es auch in Monarchien lauter Gnade und gar kein Recht; so wie eine Arzney nur für die Dauer eines bestimmten Uebels und nicht länger gelte, so dünden auch

Digitized by Google

die Verträge nur so lange, als die Machtverhältnisse sich nicht änderten; die Regenten könnten allerdings blos durch ihre Machtvollkommenheit einen weit größern Umfang von Rechten gewinnen, als sie von ihren Vorfahren ererbt; sie genössen von Ewigkeit her die unverjährbaren Rechte der Unmündigen, ohne an die Pflichten der Mündigen im Geringsten gebunden zu seyn; — warum nicht? Freylich ist dieses Staatsrecht türkisch; aber seit der türkische Kaiser nach gewissen Doktrinen mit andern Königen und mit dem Pabst auf gleicher Linie der Legitimität steht, warum sollten nicht auch diese türkischen Prinzipien legitim seyn? Quae sunt æqualia uni tertio, sunt etiam æqualia inter se.

Im Sommer des Jahres 1827 wurden (wie Sie, verehrter Freund, längst gelesen haben) in Münchner Blättern manche bedeutende Stimmen des Auslandes über Bayern aus Berlin, Wien, Paris, aus Leipzig, Weimar ꝛc. gedruckt oder zurechtgewiesen, darunter eine über das historische Quellenstudium in München in den Wiener Jahrbüchern.

Diese Bemerkungen liegen so offenkundig vor, daß man sie wohl ohne Plagiat noch einmal mit Lust und Liebe mag hören lassen: Waffen, die nicht zweyschneidig, lassen sich am füglichsten handhaben. Somit ist König Ludwigs Verliebe für bayerische und Wittelsbachische Geschichten ein liegender Beweis seines Scharfsinnes und seines richtigen Gefühls. Der Kernstamm der Altbayern bildet einen trefflichen Schwerpunkt und eben so das erhaltende Prinzip, wie die Neubayern das fortschreitende. In der Vereinigung Beyder liegt aber eine bedeutende Kraft, desgleichen in dem Anfall so vieler bedeutender deutschen Städte und stolzer Erinnerungen: Nürnberg, die Burg der Kaiser und der Reichskleinodien; die Kaisergräber zu Speyer; Augsburg, unter den Römern wie unter den Larenburgern und Habsburgern ein großartiger Weltmarkt; das in's tiefste Rußland und in die Tatarey handelnde Regensburg, eine rechte Stadt der Kreuzzüge, wie das durch ebendieselben jugendlich aufgeblühte Wien; Passau, römisch, wie Regensburg und Augsburg, und seit Sankt Severin ein uralter Hirtensitz, wie das tausendjährige Freysing; Lindau und Kempten, beyde karolingisch; Memmingen; das gelehrte und kaufmännische Bamberg und Würzburg, Aschaffenburg, und Ansbach und Baireuth ꝛc. Daß 1810 Ulm und 1816 Salzburg hinwegfielen, ohne das Aeußerste zu wagen oder zu erwarten, war unstreitig ein leidiges Ereigniß. Bey Bayern ist von den alten Würdeträgern der Marschall von Pappenheim und der Truchseß von Waldburg. Da ist das Schwert des ersten deutschen Ritters, des Waldboth-Bassenheim und die Leinwand der deutschen Medicis, der Fugger, die Ortenburg-Spanheim, die Kärnthens Herzoge waren, lang eh' der Barbarossa den Stolz Maylands brach; wahrlich also von Fürsten-Pairs, dem Ritterthum, vom Städtewesen, vom Welthandel und von allerley Freyheit, außerlesene ächtdeutsche Elemente beysammen, um das Veraltete zu sichten, das Alte hoch zu ehren, das Neue darauf zu propfen, so daß Kraft und Saft oben vom neuen Reis komme, nicht unten vom alten Stock und Stamm. Ist dieser auch hier und da etwas morsch, er taugt doch noch recht gut zur Unterlage und zur Stütze, wenn auch er für sich allein zum innern Fortleben und zum Wachsen nicht mehr ausreicht. Jamais homme, jamais peuple ne doit croire, qu'il a fini!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandria, 29. August 1828 *).

Ueber die französische Expedition in Egypten.

Am 10ten August hatten wir die Küste von Afrika zum ersten Male gesehen; Cyrenaika verkündete uns mit seinem glänzenden Grün das Land, das so arm daran ist. Es war, als ob Afrika im Bewußtseyn seines schlechten Rufes uns mit seinem besten Putze locken wollte, damit wir beym Anblick des kahlen Sandes nicht in Versuchung kämen wieder umzukehren. Tags darauf sahen wir diese sandne Küste noch besser; wir konnten in den tiefen Thälern die Zelte und Heerden der Araber unterscheiden, und am Abend zeigte sich der Strand mit ihren Feuern besäet. Am 13ten wurde das Ufer allmählig niedriger, und gerade als wir es aus den Augen verlieren wollten, gewahrten wir hinter einem schmalen Streifen von Grün das Blaßgelb der Wüste. Das Meer hatte sich wieder vollkommen beruhigt, und ein sanft umherziehender Wind trieb uns sanft unserem Bestimmungsorte entgegen. Vier Tage lang sahen wir nichts von der Küste. Am 17ten Morgens zeigte sich das flache, sandige Ufer von Marmarika unsern Blicken, wir segelten den ganzen Tag längs desselben hin, und am 18ten um eilf Uhr waren wir im Angesicht von Alexandria. Nicht ohne ernstliche Besorgniß betraten wir diese Küste, denn der Gang der politischen Ereignisse war uns seit langer Zeit unbekannt. Wir fingen indessen an uns zu beruhigen, als wir drey französische Kriegsschiffe ruhig im Hafen liegen sahen. Nachdem wir zwey bis drey Mal beynahe an den Riffen, die den Eingang versperrlichen, gescheitert wären, kam ein Türke, schwang kann es nichts in der Welt geben, zu uns an Bord, der uns trefflich als Lootse diente, und eine Viertelstunde darauf, mit seinem Dragoman, der Hafenaufseher, der noch erwichter auf

*) Die Gesellschaft französischer Gelehrten, welche aufs Neue Egypten wissenschaftlich bereisen soll, ist bekanntlich am 18ten August d. J. in Alexandria angelangt, und Champollion hat bereits der französischen Regierung die Ankunft der Expedition und die erste Audienz beym Pascha gemeldet. Obiges sind Auszüge aus dem Briefe eines jungen Franzosen, Lenormant, der als Alterthumsforscher die Reise mitmacht.

politische Neuigkeiten war als wir, und sich bitter getäuscht sah, als wir ihm nichts zu erzählen hatten.

Drey oder vier Tage vor unserer Ankunft war eine Flotte, gegen vierzig Segel stark, aus dem Hafen von Alexandrien ausgelaufen, um in Morea Ibrahim und sein Heer zu holen. Der Vertrag mit dem Vicekönig war geschlossen, die griechischen Gefangenen bereits auf dem Wege nach Hause; die Kriegsereignisse in Griechenland sowohl als in der Türkey konnten also auf uns keinen Einfluß mehr äußern. Dieß war aber auch zu Sicherstellung unserer Reise sehr nöthig; eine andere Entwicklung der Ereignisse hätte sehr mißlich für uns werden können, und wirklich hatte der Konsul Drovetti an Champollion einen Brief geschickt, der sich zum Glück mit unserem Schiffe kreuzte, in dem er ihn, nach dem Rathe des Vicekönigs selbst, bat, die Unternehmung auf ein anderes Jahr zu verschieben. Unsere Landung setzte auch Drovetti einen Augenblick in Verlegenheit; der Pascha aber sagte sogleich: Sie sind willkommen!

Unmöglich läßt sich der sonderbare Anblick dieser Stadt, diese Verwirrung, dieses wunderliche Treiben schildern. Es thäte Noth, man erfände für eine Stadt wie Alexandria neue Benennungen. Unsere gewöhnlichen Ausdrücke verndgen nur falsche, ganz uneigentliche Begriffe zu geben. Wir denken bey einer Stadt an Straßen, Pflaster, Häuser, ja an einen Schutt heißen und an Gendsarmen; hier ist, streng genommen, von alle dem nichts. Es ist, als hätten sich die Menschen auf dieser Landzunge neben einander gelagert, wie es eben die Natur mit sich brachte oder gestattete. Und dann, was sind dieß für Menschen! welch ein Gemisch der allerverschiedensten Bbrterschaften ist dieß, wie sie das Auge des Europäers noch nie gesehen! Hier der Türke im langen Gewande, ernst einhers schreitend, dort der Jude, schön wie Joseph, oder Grimassen schneidend wie Kalypso; da der wechselnde Armenier, weiter hin der wildaussehende Beduine, in seinen malerisch drapirten, langen weißen Mantel gehüllt, und auf seinem Dromedare reitend; das blaue Hemd des Arabers neben dem europäischen Frack, die rothen Röcke der Soldaten Ibrahims neben den blauen Jacken unserer Matrosen; hier ein Offizier, von Gold strotzend, voraus Sklaven mit Fackeln, dort ein Trupp verschleyerter Weiber und nackter Kinder. das Bild des tiefsten Elends, und dieses unglaubliche Gewirre drängt sich und treibt um Häuser, die man kaum gebaut nennen kann, durch ges wundene Pfade, in einer Unruhe, mit Bewegungen, mit einem Gesawühe, wogegen Neapel einer Thebais gleicht; so ist Alexandrien in seinem vollen bunten Leben, dieß ist der Eindruck, den sein Anblick, erhaben und burlesk zugleich, hervorbringt. Noch dazu saben wir all diese Dinge bey einbrechem der Nacht wie durch ein Zauberprisma.

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

Das kürzlich erschienene fünfte Stück des Foreign Quarterly Review enthält mehrere gediegene Aufsätze. Merkwürdig ist es aber, daß die deutsche Literatur so wenig beachtet ist; denn außer zwey kleinen Berichten über Bau der Bethes Lehenslauf und Briefe, und Grabbes dramatische Dichtungen, enthält es ganz und gar nichts über dieselbe, was um so weniger zu verzeihen ist, da es viele gute deutsche Schriftsteller gibt, die man in England kaum dem Namen nach kennt; dieß gilt besonders von denen, welche wähne ich der letzten zwanzig Jahre geschrieben haben. Man muß sich um so mehr darüber wundern, da der Redakteur ein Kenner und Bewunderer der deutschen Literatur ist, und es hier ganz und gar nicht an Literatoren fehlt, welche mit einem oder dem andern Fache derselben vollkommen vertraut sind, wie sich schon aus den freyhern Stücken des Review selbst sehen läßt.

Die von und schon erwähnte Reisebeschreibung des Dr. Granville, welcher Graf Woronzow als Leibarzt nach Petersburg begleitet hat, zeugt, wie die meisten Werke dieser Art, nur von dem Dünkel und der Unwissenheit der Reisenden, der sich herausnimmt über alles abzuurtheilen, über Künste, Wissenschaft, Volkscharakter, Kultur u. s. w. Die Beschreibung einer Wirthstafel in Mittelrußland möge als Muster dies nen. „Man sagte mir beym Niederessen, daß ich die Ehre hätte mit nicht weniger als drey vornehmen Herrn, mehreren Geheimeräthen, hohen Beamten und Offizieren zu speisen. Mein Mentor, der Wirth, welcher seinen Sitz oben an der Tafel nahm, machte mich mit denen bekannt, welche mir zunächst saßen. Ich sprach erst mit einem, dann mit einem andern, endlich mit einem dritten, wie ein Fremder that, der sich in eine Unterredung einzulassen wünscht, aber ohne Erfolg. Entweder verstanden sie mein Deutsch nicht, oder war ihnen das Französische unbekannt, denn ich versuchte beyde Sprachen. Die Antworten waren einsylbig und abschreckend, und ich mußte mich beynahe stillschweigend zu beobachten. Nachdem man eine Weile gegessen hatte, und das Gespräch allgemein geworden war, ließ man eine lärmende Musikbande mit Waldhörnern und Klarinetten in den Saal, welche laut genug aufspielte, um den ganzen Wald in der Nähe lebendig zu machen; ihr entsetzliches Geräusch machte die Stimmen bey Mittheß so wie der Gäste immer lauter und lebhafter, obgleich keiner mehr traut als ein einziges Glas kalten Punsch, welches man einem jeden vorgesetzt hatte. Die Sprechenden fochten, um ihren Gründen mehr Gewicht zu geben, mit Messern und Gabeln in der Luft, andere stocherten sich in den kurzen Pausen einer erzwungenen Aufmerksamkeit auf des Andern Erwiederung, mit Messern oder Nadeln die Zähne aus, andere säuberten ihre Teller von den letzten Tropfen Brühe mit einem, zwischen Finger und Daumen gehaltenen Stück Brod; dieß waren die Episoden, welche diese ungereimten Herrn in den Zwischenzeiten des Essens aufführten. Hemdnadeln mit Steinen von der Größe eines Reichsthalers, Uhrschlüssel mit Karniolen wie Wagschalen, eine Menge schwerer Ringe an allen Fingern, große Leinwand, ungekämmtes Haar, zeigten, daß sie jenen höhern Ständen angehörten, welche in manchen deutschen Handelsstädten zu finden sind, und welche nicht immer die Eleganz der guten Sitten mit den sonstigen guten Eigenschaften ihres Kopfes und Herzens vereinigen, deren Eigenthümlichkeiten aber dem Fremden nie so sehr auffallen als bey Tische. Allen solchen Herrn möchte ich rathen, eine Season in London, im Umgang mit der besten Gesellschaft zuzubringen. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die wunderbare Verdnderung zu bemerken, welche bey einem solchen Versuch deutsche und italienische Gentlemens erlitten haben, die, mit guten Empfehlungen versehen, nach London gekommen waren. Bey ihrer Abreise kennt man sie kaum wieder, so vortheilhaft hat das Beyspiel auf ihre Sitten und ihr Aeußeren gewirkt. Die Folgen davon bleiben bey ihnen Zeitlebens fühlbar, und wenn man sie auch in der Heimath Anfangs sonderbar ansehen mag, so bleibt ihnen doch der Vortheil, daß sie sich durch ihren eleganten Anstand und ihre reinsittere Person vor ihren Landsleuten auszeichnen." Das beste ich doch einmal guten Rath, und ich hoffe, meine Landsleute werden ihn mit Dank annehmen, besonders da ihn der Doktor umsonst gibt.

Beylage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 31. Oktober 1828.

— Bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen, ein phantastischer Riesengott,
Unendlich mannigfaltge, reiche Mittel dar?

Goethe.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Ein dramatisches Meisterwerk galt mir von Jugend an für das Höchste, wodurch des Menschen Genius seinem göttlichen Urbilde sich annähert. Kein Staatsmann, wähnte ich, und kein Feldherr, am wenigsten ein Geschichtschreiber, könne dramatische, ja selbst mimische und deklamatorische Studien völlig entbehren; keiner dürfte sie geringschätzen wegen des Studiums der Charaktere und des menschlichen Herzens, wegen vollständiger Ausbildung aller körperlichen und Geistesgaben, einer Ausbildung, wie sie der konstitutionelle verantwortliche Minister, der Oppositionsredner, das Kriegshaupt oder Partheyhaupt, jeden Augenblick brauchen. Die Tragödie zeigt uns die großen Weltgeschicke zwar verkleinert und verjüngt, wie jedes Fernrohr sie zeigt, aber auch wahr und treu wie das Fernrohr, schärfer umrissen und die Lichter malerischer gesammelt und geisperrt. Jenes dramatische sine qua non des Fortschreitens der Handlung ist zugleich die passendste Allegorie und die treffendste Satire auf die Erstarrten und auf die Retrograden, die im Grunde keine bescheidneren, keine naturgemäßeren Wünsche thun, als jener Zierbengel, der in seinem fünf-und-dreyßigsten Jahr, in seiner letzten selbstgefälligen Mannesjugend, den steifen Vorsatz gefaßt hatte, Zeitlebens fünf-und-dreyßig Jahre alt zu bleiben. Zwar „schnell und spurlos geht des Mimen Kunst, die wunderbare, an dem Sinn vorüber und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.“ Aber außer dem Rettungs-Sieg wider die Uebermacht und der Vergötterung des geretteten Volkes, und außer der Vergötterung glücklicher Liebe, reißt keine Begeisterung schneller und gewaltiger mit sich fort, ist kein Lohn berauschender als der, den „auf den Brettern, die die Welt bedeuten,“ der meisterhafte Darsteller eines Meisterwerkes sich vorausnimmt, der den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllt, und weil er den Besten seiner Zeit genug gethan, auch gleich hat für alle Zeiten. Wenn ich Ihnen, verehrter Freund, vom gegenwärtigen Stande redender und bildender Kunst in München und von ihrer Wechselwirkung mit der Historie vordoktrinire, so kann ich das vaterländisch-geschichtliche Schauspiel unmöglich übergehen.

Es konnte nur eine Folge des Gegendruckes gegen den Druck seyn, daß in jener finstern Periode, wo Karl Theodor die edelsten Patrioten, wie Lori, Obermayr und Andrä, in den Kerker oder in die Verbannung schickte, dagegen Menschen, wie den Betschard, Lippert und den Beichtvater Frank an seine Seite rief, wo „das gelbe Zimmer“ in der Residenz wurde, was die Löwenrachen Venedigs, daß gerade damals die bayerische Bühne voll National-stücken war und alle jener Gesinnungen voll, über welchen damals das Schwert des Damokles hing, alle voll Nationalgeistes und Nationalehre, mittelbar alle gegen die unter verschiedenen Gestalten wiederkehrenden Zerstückungs- und Austauschprojekte gerichtet: Bado's Otto von Wittelsbach, des

Digitized by Google

edeln Grafen Törring Kaspar Törringer und Agnes Bernauerin, Ludwig der Strenge und Ludwig der Bayer, die Bojerherzogin Gamma, der Bürgeraufruhr zu Landshut, Herzog Otto, Christoph der Kämpfer, Heinz von Stein der Wilde, Ludmillens von Bogen Brauttag, die Schweden in Baiern ꝛc. Freylich trat auf jenes unnatürliche Niederhalten wieder ein anderer Contrecoup hervor, dessen Zuckungen gar kein europäisches Land verschonten, ein bettelstolzer Haß jeder Vergangenheit, ein wunderlicher Ehrgeiz erst von heute zu datiren, ein Haß alles urkundlichen Rechts, alles Historischen wie alles Religiösen, kurz alles Unbeweglichen in dem ohnehin so bewegten Weltlauf und — der Vandalism der Klösteraufhebungen. Diese überklugе Zeit setzte das gesammte Mittelalter beyläufig mit dem fünften Schöpfungstage gleich, an welchem die Erde noch ganz allein von Thieren bewohnt war. Wer nicht jede stolze Nationalerinnerung mit hyperkritischem Hölleneisen wegbeize, wurde als ein wohldienerischer Fabelhanns ausgezischt, und der Hauptspaß war, den populärsten Fürsten oder Vordermännern der Nation irgend einen lautschallenden Klaps zu versetzen. Bald aber gaben die schweren Prüfungen beyspielloser Kriege und der Ruhm der Waffen wieder einer edleren Richtung und einem höheren Flug Raum. Wenn das deutsche Nationaltheater längst als Schule der Sprache und Sitten bewährt, und als solche insonderheit von Sonnenfels bereits vor sechszig Jahren gepriesen war, so kann man nicht sagen, daß es hinsichtlich der einen und der andern in München überflüssig gewesen sey.

Im Jahre 1818 bezeichnete der gutevolle König Max Joseph seine Geburtsfeyer mit der Ertheilung der theuren Verfassungs-Urkunde. Er bezeichnete seine Namensfeyer mit der Eröffnung des neuen prachtvollen Theaters, das in Deutschland nicht seines Gleichen hat. Um diese Eröffnung würdig zu feyern, wurden auf das beste vaterländische Schauspiel ansehnliche Preise ausgesetzt, so wie auf den dazu gehörigen Prolog oder das allegorische Vorspiel.

Die zur Vorbedingung gemachte Schonung aller bestehenden politischen Verhältnisse war freylich an und für sich eine arge Beschränkung. Wir sehen täglich die Beyspiele von überklugen Beurtheilern, denen irgend ein großartiger Stoff eben so wenig zusagt, wie weiland dem Markolfus kein Baum zum hängen, und die den Ruhm der Umsicht und Schlauheit einzuhüßen glaubten, wenn sie nicht überall Bedenken trügen, wenn sie nicht überall diplomatisch oder polizeylich unzulässige Anspielungen und Beziehungen witterten. Dennoch liefen sieben-und-dreyßig historische Stücke ein, sechszehn Allegorien und Vorspiele: deutscher Glaube, Bayertreue, die Macht der Wahrheit, die Waffenbrüder; aus der ältesten Periode: Hankmar, Fürst der Boyen, Theodelinde, Haymeran, Hiltrude, Thassilo; aus der späteren, Arnulph der Böse, Heinrich der Löwe, die Wittelsbacher, Otto III., Ludwig der Strenge, Maria von Brabant, Ludwig der Bayer, Agnes Bernauerin, Albrecht IV., Hieronymus von Stauff, Bernard von Stauffen, Max I., Max Emanuel unter den Türken, Sebastian Plinganser (jener beherzte Student an der Spitze des Bauernaufstandes 1705 zu Gunsten des geächteten Max Emanuel).

Seiner Zeit war viel Gerede über die Wahl der mehrmals geänderten Preisrichter, so wie über ihr Urtheil selbst, welches dramatische Schöpfungen wie Uhland's Ludwig den Bayern und Fouqué's Hieronymus von Stauff durchfallen ließ und sich dafür Ehrhardts Haymeran und Managetta's Hiltrude zuwendete, welche letztere in der That eln eben so zarter als romantisch-kraftvoller Stoff ist, einer talentvolleren Behandlung wohl würdig, als jene matte, die wir oben erwähnten und die manches köstliche Motiv unbeachtet liegen ließ. „Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt," sprach Napoleon, und unsere frivole Salonswelt wird bald gar keinen andern Reiz mehr kennen, als die spanischen Fliegen des Ridikuls. In dieser Hinsicht war Haymeran oder Emmeran (sein mehrfaches Verdienst in Ehren) allerdings eine kühne Wahl. Man weiß, was selbst gegen die Legende eingewendet worden ist. Doch wir müssen uns ja hüten, die Gränzen der Kunst enger zu ziehen und etwa darin in die erbärmliche Beschränktheit der ältern französischen Schule zu versinken. In München ist das, Gottlob, nicht der Fall. Die Auswahl der höchst zweydeutigen Katastrophe Struensees durch den „berühmten" Verfasser des Paria (sagte ein norddeutsches Blatt — berühmt? — Um Gott, mein Held, würde Fouqué sagen, wodurch? doch nicht etwa durch den Paria?) hebt die Besorgniß, daß dort so kleinliche Bedenklichkeiten wie anderwärts die Gränzmarken des Kunstgebietes schmälern würden. Moderne Stoffe kämpfen freylich immer mit sehr großen Schwierigkeiten und nicht Jeder entwirrt sein darin das Genie Goethe's in der natürlichen Tochter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Oktober in Rom.

(Fortsetzung.)

Es werden Anstalten getroffen, aufs Land zu gehen (per andar in villeggiatura). Freylich haben nur wenige Römer eine eigentliche Villa; größer ist die Anzahl derer, welche blos einen Weinberg (vigne), noch größer derer, welche einen Gemüsegarten (orto) besitzen; der große Hause

Digitized by Google

hat gar nichts wie überall. Das thut aber zum Sprachgebrauche nichts, denn der Birbaccione, der auf dem Testaccio die Ueberbleibsel von den Tellern verzehrt, sagt ebensowohl: „Andiamo in villeggiatura," wie der Herzog Torlonia, der an jedem Orte auf dem albanischen Berge und vor jedem Thore Roms eine Villa besitzt. Wer erblickt darin nicht den antiken Republikanismus in modernen Kleidern? Stolz bleibt Stolz, und wenn er auch Bettelstolz ist. Wenn ich eben gesagt habe, daß der hiesige große Hanse nichts hat, so ist das nur direkt wahr, denn auf indirektem Wege stehen ihm sowohl die Taschen als die Landhäuser der Großen offen. Das berüchtigte Ackergesetz ist längst rechtlich abgeschafft, herrscht aber faktisch, als Herkommen, bis auf die heutige Stunde, ja es hat sich sogar auch über die Palläste und Landhäuser ausgedehnt. Was die Palläste betrifft, so begnügt sich der Pöbel bis jetzt noch mit dem Erdgeschosse und dem Hof (cortile); dieser dient ihm zu athletischen und Klopffechterspielen, mit und ohne Messer, und aus der Fontaine waschen die Männer ihre Hemden und Beinkleider, die Weiber aber den Salat, den sie Abends essen wollen. Man wird meinen, daß dem Eigenthümer eine große Unbequemlichkeit aus diesem Mitbesitze erwachsen müsse. Dieß ist aber keineswegs der Fall, denn die Gewohnheit ist hier zur andern Natur geworden; genug, daß ihm der Ein- und Ausgang zu jeder Stunde freysteht, wenn er nur nicht kömmt, wann die Birbaccioni, quer über die Treppen gelagert, Siesta halten, auch die Vorsicht, Stiefeln anzuziehen, beobachtet. Auch können ja die Besitzer über die Landhäuser eilf Monate im Jahr disponiren. Denn obgleich die meisten, der eben erwähnten Fortdauer der lex agraria wegen, offen stehen, so besucht sie der römische Pöbel, dessen Hauptleidenschaft das Spaziergehen nicht ist, doch nur während des Oktobers. Freylich macht er sich's dann bequem: die Todtenurnen werden zu Suppentöpfen, das Citronenhol zum Unterheizen und die Fußgestelle der Bildsäulen zu Eßtischen gebraucht. Auf letzteren bleiben, da Tischtücher und Servietten noch nicht Mode unter diesen Leuten geworden sind, die Spuren von den Oktoberfreuden bis über's Jahr zurück, wo sie von Neuem aufgefrischt werden. Dabey müssen sich die Statuen zu Pancaccie (Dickbäuchen), Pagliacci und Pulcinelle vermummen und allen Hohn und Spott anthun lassen, der oft so weit geht, daß sie Nase und Ohren einbüßen. Beym Nachhausegehen wird mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest ist, Gitter, Fensterbley und andere Metalle. Alle diese Leute bedienen sich des Ausdrucks: „Andar in villeggiatura," nur spottweise, um damit auf gut republikanisch den Adel zu persifliren. So die Honoratioren von unten auf, welche sich während des Oktobers der Landhäuser Anderer bedienen, als wären es die ihrigen.

Nun kommen alle diejenigen, welchen der Himmel ein ländliches Besitzthum, wenn auch nur einen Krautgarten, beschert hat. Diese bedienen sich des Andar in villeggiatura schon im eigentlichern Sinne, denn wenn auch nicht eben ein Pallast, so steht doch ein Häuschen (casino) darauf, welches insofern mit dem Röthigsten versehen ist, daß sie darin wohnen, essen, trinken und Nachts schlafen können. Wer aber gar einen Weinberg besitzt, gleichviel von welchem Umfange, der spricht sein Andiamo in villeggiatura sicher mit nicht geringerem Vorgefühle des dort erwarteten Genusses aus, als es ehemals die Päpste thaten, wann sie im Oktober nach Castel Gandolfo gingen. Was endlich den Adel und die reichen Leute betrifft, welche wirkliche Landhäuser (Ville) besitzen, so ist unter diesen der besagte Ausdruck ganz abgekommen, wahrscheinlich aus Neid, weil sie sich dort nicht wie der Pöbel amusiren können, und folglich auch die Sache nicht gleich ihm benennen wollen. Sie sagen kurz ab: „Andar fuori" oder „andare a," wobey der Name des Orts genannt wird, wo sie die Villa besitzen.

Dieß die Privatfreuden des Monats Oktober, wie sie in der Regel nur von denjenigen Personen genossen werden, deren beschränkte Mittel (financielle oder moralische) entweder Sparsamkeit in den Ausgaben oder Zurückzegogenheit in ihre eigene Hütte verlangen, um nicht den leeren Beutel oder den leeren Kopf zu zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Alexandria, 29. August 1828.

(Beschluß.)

Am 19ten Abends ging unser erster Ausflug nach dem Oberlande. Die man die Nadeln der Kleopatra nennt. Cham-pollion fand daran verschiedene Eigenheiten, die noch nicht bekannt waren. Dieser Punkt, der auf dem Boden der alten Stadt gelegen ist, und von dem auf man eine sehr malerische Aussicht auf das Meer, mehrere koptische und griechische Klöster und die Moschee genießt, die der Begräbnißort der Familie des Pascha ist, dieser Punkt wurde auf Gelegenheit einer Nachgrabungen, mit denen man hier den Anfang machte, der Sammelplatz für unsere Zeichner, und von diesem Augenblick an hat eigentlich die Expedition ihre Arbeiten begonnen. . . .

Von weitem macht man sich von den Menschen hier eine furchtbare Vorstellung, und doch sind sie in gewisser Hinsicht besser als der Pöbel unserer großen Städte. Alle Franken, die schon lange hier wohnen, können die sanften Sitten der Araber in ganz Egypten ohne alle Ausnahme nicht genug rühmen. Mordthaten z. B. kommen außerordentlich selten vor, und werden dazu meistens von Fremden begangen. Man übt unter diesem Volke auf interessante Spuren von der französischen Expedition; so gingen wir gestern aus der Stadt nach den Obelisken, da wurden wir von einem Bürden angehalten, der uns auf Französisch ansprach: Donne moi quelque chose, citoyen, je n'ai pas encore déjeuné ce matin . . .

Ein Freywilliger von unserem Bord, ein junger Mann von 19 Jahren, aus einer guten französischen Familie, ist desertirt, hat sich zu dem Gouvernour von Alexandria geflüchtet

Digitized by Google

und sein Bekenntniß als Muselmann abgelegt. Von Stunde an steht er unter der türkischen Regierung, und der Konsul hat blos das Recht ihn in Gegenwart des Gouverneurs drey Mal aufzufordern, um zu hören, ob er in seinem Entschlusse beharrt; bleibt er dabey, so ist die Sache abgemacht, und es gibt einen Renegaten weiter.

Es ist merkwürdig, welche Gewalt sich der Pascha über die Menschen hier zu verschaffen gewußt hat; der Mann hat etwas von Bonaparte; namentlich ist fast unglaublich, wie sehr er durch seinen Geist Jedermann, der in seine Nähe kommt, bezaubern soll.

Vor einigen Tagen nahm ich zum ersten Mal ein türkisches Bad; ich war als Alterthumsforscher auf diese Art von Ergötzlichkeit äußerst begierig, weil sich hier eine Hauptseite der Sitten des Alterthums fast unverändert erhalten hat, und wirklich fand ich, daß es ganz dabey hergeht, wie ich es erzählen gehört oder beschrieben gelesen, und wie ich es mir nach den Alterthümern vorgestellt hatte. Sie hätten gelacht, hätten Sie gesehen, wie ich in einem auf 40° erhitzten Schwitzsaale gleich einem Getreuzigten platt auf einem Brette lag, und ein Araber mich rieb und einseifte wie ein Hemd; wie ich dann in persische Shawls gehüllt, den Turban auf dem Kopf, auf ein nem Divan lag, während andere Kerlaven mir nochmalen die Dattelliqueurs, die Pfeife und den Kaffee brachten. Ich empfand übrigens die heilsame Wirkung dieser Bäder an mir sehr deutlich; sie öffnen in diesem Klima die Poren, vermitteln die reichliche Ausdünstung, die hier eine Bedingung des Wohlseyns ist, und machen alle Gelenke trefflich geschmeidig.

Gestern Morgen machten wir dem Pascha unsere Aufwartung; er empfing uns sehr einfach, aber äußerst gefällig. Es war acht Uhr; Champollion, der Kommandant der Gale und ich waren in Herrn Drouetis Kalesche hingefahren, und dieß ist hier zu Lande eine große Seltenheit; die übrigen Franzosen ritten beschieden auf Eseln hinterdrein, und erreichten uns erst wieder auf der Treppe des Palastes. Wir hatten blos durch ein Vorzimmer mit Wachen zu gehen, und traten dann sogleich in einen großen Saal mit mehr als zwanzig Fenstern. In einer Ecke desselben befand sich ein kleiner alter Mann, ganz in der Stellung eines Devoerichtspräsidenten bey uns; er trug auf dem Kopfe einen sehr einfachen Turban von weißer Wolle; seine und einen beklidanen Pelz; seine Pfeife war gegen zehn Fuß lang und ganz mit Diamanten und andern kostbaren Steinen bedeckt; sie war das einzige Stück von Werth im Zimmer. Ein Paar Doppelt Wachen und Offiziere, viel prächtiger gekleidet als der Pascha selbst, umgaben ihn. Sobald wir eingetreten waren, winkte er mehreren Ministern, die mit ihm gearbeitet hatten, abzutreten, und uns niedersitzen.

Nun begann die Unterhaltung zwischen Hrn. Drouetis, der für uns das Wort führte, und dem Dragoman des Konsulats, der französisch übersetzte, was der Pascha auf türkisch sagte. Man sprach von der Reise, man versprach uns aufs liebreichste allen möglichen Schutz und Beystand; man fragte, ob wir erst auf den Gipfel des Pharao gehen würden, so nennen die Türken die Pyramiden, dann kam die Reihe an die politischen Neuigkeiten. Der Pascha beschäftigte sehr ein verdrießlicher Vorfall, den er gerade erfahren hatte, nämlich der Tod Achmets, Paschas von Patras; er war von Griechen ermordet worden, welche die Tovschis oder Kanoniere Nachts in sein Zimmer gelassen hatten. Ueber nichts wußte ich mich indessen mehr wundern als über das Gesicht des Paschas; ich hatte Horace Vernets Gemälde und Forbins Skizze in seiner Reisebeschreibung im Kopfe; wie erstaunte ich daher, als ich statt jenes antiken Kopfes, jener Alternoir, jener idealen Züge einen Mann fand von mittlerer Größe, mit einer runden Nase, feingeschlitzten Augen und einem Patriarchenbart; man denke sich dazu ein rasches, lebhaftes Geberdenspiel, Manieren, aus deren Lebendigkeit Geist spricht, und Formen, die den Mann verrathen, der zu befehlen gewohnt ist. Ich vergaß zu erwähnen, daß man uns während dieser offiziellen Unterredung mit einem Kaffee, an den ich mich zu gewöhnen haben werde, in kleinen Tassen unter einem mit Gold gestickten Handtuch aufwartete. Nach Verlauf einer Viertelstunde wurden wir mit derselben Herzlichkeit verabschiedet, und stiegen wieder in den Wagen.

Lyon, im Oktober.

(Fortsetzung.)

Von der bildenden Kunst will ich zur Musik übergehen. Eine neulie Verordnung unserer Diözese verbot für ihre Kirchen alle andere Musik als den mittelalterlichen Choralgesang. Das berühmte Kapitel von St. Jean verlangte von jedem Chorherrn ein eben so getreues Gedächtniß als alten und reinen Adel. Denn der Chor wurde immer ohne Buch und größtentheils in der Dunkelheit gesungen. Alle Instrumentalmusik war streng verbannt, und nur mit der gedachten Mühe konnte später der Serpent eingeführt werden. Nie ließ die Lyoner Kirche in ihrem Bereich eine Orgel zu, wiewohl das alte, so tiefe Instrument in großen Cathedralen und Domen eine so wunderbare Wirkung thut. Es ist gewiß, daß diese ehrliche Abneigung der Lyoner Geistlichkeit vor kirchlicher Musik durch lange Jahrhunderte hindurch wesentlich an unserem unmusikalischen Sinn Schuld ist. Dadurch gab es eine Menge Leute, die gar keinen Begriff von Harmonie hatten; man rechne dazu noch die geringen Musikanlagen der Franzosen im Allgemeinen. Doch ist dieß nirgends so arg wie hier, denn in den südlichen und nördlichen Provinzen läßt sich kaum eine Singstimme böse een, so bezaubert sie schon harmonisch eine andere. Gewiß hat an diesem Tonsinn die Orgel in der kleinen Dorfkirche wie im weiten Dom der Stadt ihren Antheil; dey Zeiten bilden sie das Gehör aus. In dem musikalischen Deutschland, in der Schweiz, in Italien und selbst in der Provence setzen sich die jungen Leute in den Feyerstunden zusammen, um im Chor und mehrstimmig ausgesuchte Lieder zu singen. Dieß hat wesentlich auf die Gesittung gewirkt, und ihr Geschmack ist dadurch ausgebildet worden. Davon ist bey uns im Volke nichts zu finden. In dem wohlhabenden Bürgerstande Lyons hat sich dagegen seit fünfzehn Jahren etwas mehr Sinn für Musik entwickelt. Es entstand zuerst eine Schule, worin musikalischer Unterricht gegeben wurde. Diese Anstalt ging aber bald wieder ein, und es bildeten sich aus ihren Trümmern mehrere Vereine junger Leute, die unter der Leitung guter Meister fleißige Uebungen in Kirchenmusik vornehmen, und schon öffentlich einige Mal in unsern Kirchen Proben ihres Eifers und ihres Fortschreitens abgelegt haben. So wurden neulich in St. Peter große Stücke aus Gluck's „Iphigenia,“ mit ziemlich schweren Kompositionen des Ecce panis Angelorum und des Agnus Dei von einem Musiker in Nimes ziemlich gut aufgeführt.

Als Oper kann aus der letzten Zeit den uns nur „Fernand Cortez,“ und Rossinis „Belagerung von Korinth“ angeführt werden. Letztere ward von den zahlreichen Verehrern des Maestro, denn wir haben hier unsere Dilettanti so gut wie in Paris, mit großer Ungeduld erwartet. Es läßt sich nicht läugnen, daß Rossini auch in dieser Oper seine reiche, farbenvolle Phantasie dargethan hat. Unser großes provisorisches Theater that durch schöne Dekorationen sein Möglichstes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylagen: Literaturbl. Nr. 88. u. Monatsregister Okt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 1. November 1828.

Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen;
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.

Schiller.

Die Matrosenpresse.

Ich habe schon manche Theorien oder vielmehr Hypothesen gelesen, wodurch man das Erscheinen jener unkörperlichen Schatten, welche den Gestalten lebender Menschen gleichen, durch Umstände zu erklären sucht, die mit den physischen Gesetzen der Materie zusammenhängen. Ich bin aber geneigter, es mit denjenigen zu halten, welche den Ursprung solcher Wunder in dem Geiste der Sehenden suchen.

Die Gegenstände des Gesichts sind auf jeden Fall blos die äußern Formen der Dinge, wie sie sich auf der Netzhaut des Auges abbilden; nicht die Dinge selbst, wie sie sind, werden von dem Geiste gesehen oder empfunden, und Jeder hat schon die Erfahrung gemacht, daß er Gegenstände, denen nichts in der äußern Welt entspricht, mit vollkommener Deutlichkeit gesehen hat. Der Geist besitzt eine Art von Zauberkraft, mittelst deren er unsern Augen z. B. die Bilder von Abwesenden oder Todten vorführt, oder mit andern Worten die verblichenen Farben des Gemäldes wieder auffrischt und unser Gesicht Scenen wieder erblicken läßt, die der Zeit nach weit hinter uns liegen. Diese Erscheinungen kommen aber nur unter gewissen Umständen, durch bestimmte Associationen zum Bewußtseyn des Individuums, und von der Art des Gefühls, welches das Spiel der Associationen in Bewegung setzte, hängt der ganze Charakter der Erscheinung ab, hängt es ab, ob sie traurig oder froh, ermunternd, tadelnd oder warnend ist.

Mit den andern Sinnen verhält es sich durchaus wie mit dem Gesicht. Diese Bemerkungen erhalten ihre Bestätigung durch folgende Geschichte, welche in der Nähe des Orts, wo sie vorfiel, für vollkommen wahr gilt. Der geneigte Leser mag das Obige selbst darauf anwenden.

Gegen die Mitte des letzten Krieges erschien der Lichter Polly eines Abends unerwartet vor dem Städtchen Auchinbreck in Schottland, und entschlossen, ohne vorgängige Warnung über seine Beute herzufallen, sandte er, sobald er auf der Bibede geankert hatte, einen Preßgang ab, um so viel als möglich Bootszimmerleute aufzubringen. Das Stadtvolk war jedoch nicht so unvorbereitet, als der Kapitän des Lichters sich eingebildet hatte; einige, welche für die See tüchtig waren, flüchteten in die Berge, bey weitem der größere Theil aber sammelte sich in der Ecke eines Zimmerplatzes, und stürzte, als durch das Aufgreifen eines Mannes von Seite des Preßgangs das Signal zu den Feindseligkeiten gegeben war, in Masse, jeder mit einer Art auf der Schulter, gleich einem Trupp Indianer mit ihren Tomahawks, auf die Mannschaft des Lichters los. Es war bereits so dunkel geworden, daß die Matrosen zu thun hatten, auf den lockern Steinen am Strande Fuß zu fassen. Zudem war ihre Anzahl in Vergleich mit dem Stadtvolke so gering, daß sie nach einigen Säbelhieben und eben so vielen Flüchen im Begriff waren, sich in ihr Boot zurückzuziehn indem sie von den Bootszimmerleuten, jung und alt, gleich Furien verfolgt wurden. Ein Seekadett, mit Namen William Morrison, ein Bursche von

Digitized by Google

sechszehn Jahren, saß im Spiegel des Boots und beobachtete den Verlauf des Gefechts. Handwerks- und Standesvorurtheile kämpften in ihm mit andern Gefühlen um die Oberhand. Jezt rieb er sich die Hände vor Freude, jezt fuhr er vor Aerger mit der Hand an den Dolch, als er sah, wie ein Bruder Städter mit der Art das Haupt eines Bruders Matrosen bedrohte. Als nun aber die Kämpfenden auf Ruderlänge an das Boot herankamen und ihr Rückzug einer Flucht gleichen wollte, gewann der Esprit de corps unter den Gefühlen des Auchindrecker Seekadetts die Oberhand, er sprang, den Dolch ziehend, flink an's Ufer und mischte sich in das Scharmützel. Endlich gewannen die Matrosen glücklich ihr Boot, zwar wurde Keiner vermißt, aber die Liste der Verwundeten schloß beynahe die ganze Raubpartheie in sich, und ihre Gegner auf dem Lande, welche allem Anschein nach in nicht bessern Umständen waren, aber wegen ihrer größern Menge und in der Dunkelheit ihren Verlust im Augenblicke nicht übersehen konnten, zogen sich nach dreymaligem Siegesgeschrey in guter Ordnung zurück.

Nachdem William Morrison seinen Dienst so männlich erfüllt hatte, bekam er Erlaubniß, noch diesen Abend an's Land zu gehen und seine Freunde zu besuchen; hätte der Kapitän gewußt, daß er aus der Gegend gebürtig war, so würde er ihm sicher nicht den unpopulären Auftrag gegeben haben, seine eigenen Bekannten und Verwandten zu rauben. Er landete oberhalb der Stadt, um nicht durch die Straßen gehen zu müssen, was bey der aufgeregten Stimmung der Einwohner gefährlich seyn konnte. Quer über die Felder und an dem Berge hin schlug er den Weg nach seinem väterlichen Hause ein, welches von der Landspitze Dreyviertelstunden und von der Stadt eine halbe Stunde entfernt lag. Der Mond war eben aufgegangen, warf aber nur hin und wieder einen schnellen Lichtstrahl zwischen den Wolken hervor, die über den Himmel hineilten, und die hohen, seltsamen Schatten der Weiden und Eiben um den Todtenacker, wie sie bald erschienen, bald verschwanden, mochten in Williams Seele Bilder früherer Jahre wecken; er schauderte, ja er zitterte beynahe. Sein eigener Schatten dagegen bot ihm einen erfreulichern Anblick. Seine Kleidung, welche ihm anderswo nicht eingefallen wäre, stach jezt in seinen Gedanken glänzend gegen das Gewand des ehemaligen Bauernknaben ab, denn nun war er in seinen Augen bereits zum Manne erwachsen, und der Dolch, welcher lustig an seiner gegürteten Seite hing, vollendete seinen vornehmen Aufzug. Er zog die winzige Klinge aus der Scheide, und ihr Glanz in dem Mondlicht schien in seinen Augen widerzustrahlen, als er sie von der Spitze bis zum Griff betrachtete; allein der Ausdruck seiner Blicke veränderte sich, als er entdeckte, daß die Politur an einer Stelle durch Blut gelitten hatte. Dieß war durch den Kampf am Strande leicht zu erklären, und zu einer andern Zeit und an einem andern Orte würde er vielleicht nichts dabey gedacht haben; in diesem Augenblicke aber und an diesem Orte erschrak er bey diesem Anblick, es war ihm, als wolle ihn sein Gewissen eines absichtlichen Mordes anklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Bey jener Preisbewerbung liefen mehrere dieser tragischen Stoffe, wie Arnulph, Thassilo, Ludwig der Bayer, in mehreren Bearbeitungen ein, wie natürlich. Alle die Versuche der Merowingischen und Carolingischen Uebermacht, so wie der sächsischen Ottonen, Bayern seine Selbstständigkeit und seine Dynastie zu rauben, werden ihre anregende Kraft nie verlieren. So wie Immermann in Düsseldorf, dieß mächtig anstrebende tragische Talent, in seinem Kaiser Friedrich II. versucht hat, dem Kampf zwischen Papst- und Kaiserthum, der die großen Hohenstaufen zum Untergang und ihren letzten Zweig, das Bayerkind Konradin auf das Blutgerüst führte, die ächte dramatische Spitze abzugewinnen, so bietet das Leben Ludwigs des Bayern dieselben, in mancher Rücksicht vielleicht noch mannigfaltigeren dramatischen Elemente dar. So weit ich die bayerische Geschichte kenne, ist sie unstreitig reich an malerischen und dramatischen Gegenständen, und Westenrieders Geschichtskalender ließen keinen unbekannt und unbenützt vorübergehen. Eine Zeitlebens genährte, alles Glück des Lebens bedingende, durch die nothwendigen Satzungen der neu auftretenden Hierarchie unerbittlich getrennte Liebe und Ehe dünkt mir vor andern ein erschütternder Stoff. Seltsam daher, daß Pitrude und das Verderben Grimoalds ebensowenig aufließen als das romantische Loos der Stifterin von Baumburg und Berchtoldsgaden, Adelheid, und ihres Marquard, oder Else von Greiffenberg, die neue Desdemona. Etwas müßte der Dichter freylich dazu erfinden, denn Poesie und Historie haben verschiedene Wesenheit, Gränzen und Zwecke. Sie zu vermengen, sie zu verwirren, ist gefährlich. Es hat keine Rosen getragen, das Gemälde zu behandeln wie das Basrelief oder umgekehrt, was Farbe und Reichthum der Komposition begehrt, in die Plastik hinüberzwingen und malen zu wollen, was nur die Ballade oder Romanze vortrefflich ausdrücken würde. Die neuere französische Kunstschule zeigt uns aber auch deutlich die böse Rückseite, die das Theater in mißverstandener Anwendung für die Historienmalerey haben kann.

Digitized by Google

Aber was folgt daraus? Doch nur, was Schiller von der ächten Kunst sagt:

Sie weiß durch diese Wahrheit zu entzücken,
Die falsche stellt sich wahr, um zu berücken.

Die Sache wäre wohl würdig einer eigenen, gründlicheren Erörterung, als diese anspruchslosen Blätter eines flüchtigen Tagebuches sie gewähren können. Ich habe sie ja nur verehrten Freunden zu Liebe in diese brieflichen Auszüge umgestaltet. Aber nach meinem, freylich nur durch Dilettantenkenntniß unterstützten Gefühl, meyne ich Albrechts des Badenbergers blutiger Ausgang, die Söhne Arnulfs des Böse, Otto von Nordheim und die ältern Welfen, überdaupt die Bürgerkriege unter Heinrich IV. in ihren besondern Beziehungen auf Bayern) Heinrich der Stolze und die Staufen, der falsche Waldemar und Jakobine von Straubing-Holland, so wie die großgesinnte Landshutische Elisabeth und ihr kühner Rupert, müßten dem schöpferischen Talent zu eben so gutem dramatischen Verwurf werden als jener rauhe Lear. Ludwig mit dem Bart, und der Kontrast seines unnatürlichen ächten Sohnes Ludwigs des Hocherichten, und des kindlichen unächten Sohnes, Wieland von Freyberg, die mit Edgar und Edmund die Rollen tauschen. Wäre doch Uhland nicht so bald nach seinem herrlichen Ernst von Schwaben, nach seinem Ludwig dem Bayern verstummt! — Wie viele seiner edelsten Zierden ist München nicht Düsseldorf schuldig? Schent und Cornelius, Langer und die Heß, Zimmermann und Brullot und wie manch' Andere? Möchte doch auch Immermann Düsseldorf mit München vertauschen und seine beherrschende Sangesgabe einem Cyklus aus den Jahrbüchern Bayerns widmen! Möchte Professor Auerbach uns bald ein Gegenstück liefern zu seiner trefflichen Bilderfolge: Fürstenweihe, Fürstenkampf und Fürstensieg in Albrecht dem Weisen, und die Dichter des Haymeran und Maximilians I. ihr Pfund nicht feyern lassen! Wäre doch auch jenes große Talent noch unter den Lebendigen, das uns den Hermannfried und, ohne Schillers unsterbliche Dichtung irgend scheuen zu dürfen, eine hinsichtlich der Charakteristik und der historischen Entwicklung noch vorzüglichere Jungfrau von Orleans geschenkt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Caillés Reise nach Tombuctu.

Der französische Reisende Caillé (Cailler?), der in diesem Jahre ins innere Afrika bis Tombuctu vorgedrungen ist, schreibt aus Toulon vom 10. Oktober folgendes:

„Ich befand mich im Jahr 1824 am Senegal und machte daselbst den Plan, das innere Afrika zu bereisen, die Städte Jenné und Tombuctu, deren Aufsuchung so vielen berühmten Reisenden das Leben gekostet hat, zu besuchen, und es wo möglich den Engländern, unsern Vorgängern, zuvorzuthun. Ich entschloß mich zur Reise ins Innere, und zwar mit meinen eigenen Mitteln, denn ich war überzeugt, die Regierung werde bey meiner Rückkehr meine Dienste zu schätzen wissen. — Am 19. April 1827 verließ ich Cacaddy am Rio-Nisiés, und schloß mich an eine Caravane von Mandingokaufleuten an, die an den Niger zog. Dank der arabischen Kleidung und der Landesreligion, zu der ich mich bekannte, ebneten sich vor mir die zahlreichen Schwierigkeiten dieser mühseligen Wanderung. Ich überstieg glücklich die hohen Gebirge von Senegambien und Fouta-Dhialon, ging durch die Länder Kankan, Wassoulo u. s. w. und kam nach Time, einem von mahomedanischen Mandingos bewohnten Dorfe im südlichen Theil von Bambara, woselbst mich eine schwere Krankheit fünf Monate festhielt. Am 9. Januar 1828 trat ich meine Reise wieder an, besuchte die Insel und Stadt Jenné, und schiffte mich auf einem nach Tombuctu bestimmten Fahrzeuge von etwa 60 Tonnen ein; ich kam daselbst nach einer mühseligen Fahrt von einem Monat an. Die Stadt liegt fünf Meilen nördlich von Kabra, in einer Ebene von Flugsand, wo nur niedriges Gebüsche wächst. Ich hielt mich vierzehn Tage auf, beobachtete Sitten und Gebräuche der Einwohner, den Handel und die Hülfsquellen des Landes; dann wandte ich mich gegen Norden, um durch die große Wüste zu gehen, und kam nach El-Arrawan, das sechs Tagreisen nördlich von Tombuctu liegt; hier ist die Niederlage des Salzes, das nach Sansanding und Yamina verführt wird. Die Stadt liegt auf einem dürren Boden, ohne alles Gesträuche; hier weht unausgesetzt der glühende Ostwind. Ich setzte meinen Weg gegen Norden fort, und kam zum Brunnen von Tellgue, acht Tagreisen von El-Arrawan; von hier drang ich in die Wüste gegen Nord-Nordwest. Der ganze Boden besteht aus Flugsand und aus grauem, weißgesprengtem Quarz. Nach einem zweymonatlichen Marsch durch die schrecklichste Wüste, unter den härtesten Entbehrungen, kam ich endlich nach Tafilet, Fez, Maquinez, Rabat und Tanger. Bald darauf schiffte ich mich auf einer Goelette nach Toulon ein, woselbst ich mich in Convalescenz befinde."

Der erste Abschnitt von Caillés Reise ist identisch mit dem Wege, den Kapitän Campbell verfolgte. Dann überstieg er die verschiedenen Abstufungen der hohen Bergkette von Fouta-Dhialon, in mitten welcher er Mollieus Straße nach Süden durchschnitt, und vielleicht über den Senegal nahe an seiner Quelle ging. Da Caillé nicht leicht über zwölf geographische Meilen täglich machte, so konnte er aufmerksam beobachten. Er kam durch die Länder Belia, Kankan und Wassoulo, die wir bis jetzt so gut wie gar nicht kennen, und bevor er nach Jenné kam, sah er Sansanding, Sego, Ja-

Digitized by Google

mina und Bammakou. Dieß ist die vorläufige Ueberſicht über dieſe merkwürdige Reiſe von etwa 1500 franzöſiſchen Meilen, wovon tausend auf faſt ganz unbekannte Länder kommen. Schon jetzt läßt ſich daraus ſchließen, daß Tombuctu ſüdlicher und näher an der See liegt, als es auf allen Karten verzeichnet ſteht, und dieſe Reiſe beſtätigt die bereits geäußerte Vermuthung, daß dieſe große Stadt ungefähr unter dem vierten Grad öſtlicher Länge von Paris, und dem 16° nördlicher Breite liegt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, Oktober.

(Fortſetzung.)

Dieß führt mich ganz natürlich auf unſer Bühnenweſen. Da wir die Augen immer für auf Paris gerichtet haben, wo es mit dem lyriſchen Theater und dem alten franzöſiſch ſteifectirt geht, ſo ſind wir bald und bald gestreift über den mißlichen Zuſtand unſerer Bühne. Manche denken ſelbſt, es müſſe ſo ſeyn. Wir haben zwey Theater in Lyon, das große provisoriſche, auf dem geſpielt wird, bis das neue Haus auf dem Platz Louis XVIII. erbaut iſt, und das Theater der Edleſtiner. Jenes ſteht in Raum und Rang oben an, nicht aber in ſeinen Leiſtungen. Das höhere Luſtſpiel, die Oper und das Ballet finden ſich in jenem. Die Edleſtiner Bühne iſt nur klein, und hat kein ſtehendes Abonnement. Es werden darin Meiſterdrame und artige kleine Sachen gegeben, die viel Leute anziehen, wodurch der Unternehmer reich wird, zumal er nichts für neue Dekorationen und elegante Unterhaltung des Saals ausgibt. Die bedeutendſte Erſcheinung auf dem großen Theater in der neueſten Zeit war Dem. Mars aus Paris. Es war ganz in der Ordnung, daß die Lyoner über ihr geiſt- und ſinnreiches Spiel, und ihre ſeltene Anmuth in Entzücken geriethen. Darum daurte es auch Dem. Couvelets, Evanſons und Madrigale auf ſie, worin die Muſen, Apollo, die Grazien neuſt allen Gottheiten des Olymps viel zu thun hatten. Sie gab fünfzehn Vorſtellungen. In „Menſchenhaß und Reue“ ließ ſie die guten Lyoner ganze Niagara-Fälle von Thränen vergießen.

Ehe Dem. Mars kam, mußten die Dſagen Leute bevorziehen. Dafür ward ein Zettel ausgegeben, der in den entſchiedenſten Ausdrücken ihr Erſcheinen im Theater ankündigte, à l'instar de Paris. Mir war dieſer Ausdruck noch nie widerlicher auf dem Theater als weiland der Aubry-Hund; denn das war doch wenigſtens ein kluges Thier in menſchlicher Handlung, hier aber ſah man rohe Menſchen blos in der thieriſchen Handlung des Eſſens.

Auf dem Edleſtinertheater fehlte es nicht an Neuigkeiten. Daran läßt es die Direction nie fehlen. Wenn nur die Bühne, beſonders für das Melodrama, größer wäre! Die „Devideurs Lyonnaises,“ die Lyoner Weinſchröter, war ein Totalſtück, aus dem verſtändige Hände etwas recht Gutes hätten machen können, da dieſe grobkernbeißt ſehr hübſchen Kinder in unſerer Seidenfabrikation eine ſo bedeutende Rolle ſpielen wie in dem geſelligen Leben der niedern Stände. „Le départ pour la Grèce“ hatte mit Glück die franzöſiſche Expedition nach Morea benutzt. Es iſt wenig Handlung darin, und das Stück ſchreitet nicht raſch genug fort. Hätte es aber auch noch größere Mängel, ſo ſind wir doch Franzoſen genug, um es an allen Stellen zu beklatſchen, wo unſere Eitelkeit angeſprochen und rege gemacht hat. Das iſt nun einmal nicht anders. Wir haben lange genug nicht von gloire et honneur reden und ſingen können. In dem Stück kömmt eine meiſterliche Scene vor, wo der Korporal Lagrenade einem hübſchen Mädchen, ohne alle Zwerdeutigkeit, das europäiſche Gleichgewicht erklärt. Dergleichen läßt ſich aber in keine Sprache überſetzen.

Von dem Heitern und Frohen kommt ich zum Ernſten und Trüben, zu unſerem Fabrik- und Handelszuſtand. Warum blüht Lyon und ſeine Fabriken jetzt nicht mehr wie vor fünfzig Jahren? Dafür gibt es allgemeine und beſondere Urſachen. Jene treffen den Handel Frankreichs im Allgemeinen. Im Norden und Süden hört man darüber nur eine Klage: Mangel an Märkten, Mangel an Abſatz. Auszunterung und Beſchränkung der Ausfuhr, Erweiterung des Seehandels, beſonders nach dem amerikaniſchen Süden, durch günſtige Handelstraktate können einiges helfen. Bey Lyon wirkt aber noch Manches andere nachtheilig, beſonders die ſeit einigen Jahren entſtandene Konkurrenz der Seidenfabrikation im nördlichen Frankreich, in Crefeld, Elberfeld und Zürich, welche bey niedern Verlags- und Fabrikkoſten ihre Waaren bedeutend wohlfeiler und dadurch eben ſo gut wie wir geben können. Dem iſt aber nicht abzuhelfen, ſo lange die rohe Seide bey uns einen ſo hohen Eingangszoll zahlt, ſo lange in Lyon die Wohnungen für die Arbeitsleute ſo theuer ſind, und dieſe deßhalb viel beſſer bezahlt werden müſſen als in der Schweiz und in Deutſchland. Dazu kommen noch manche Gebrechen im Innern unſers Fabrikweſens. Die treffen wohl den Nagel auf den Kopf, die uns rathen, neue bey der Stadt Häuſer anzulegen, worin die Fabrikarbeiter wohlfeil wohnen können. Ein anderer bedeutender Handelszweig für uns iſt der Wein. Auch hier ſtockt der Abſatz, ſeit die Regierung durch unmäßige Auflagen auf ausländiſche Artikel die hohe Beſteurung der franzöſiſchen Weine in dieſen Ländern hervorrief, ein unſeliges Syſtem, auf dem ſie bis heutigen Tag verharrt, ſo wie bey ihren bedeutenden Abgaben auf den Weinbau. Es läßt ſich vorausſehen, daß dereſelbe dabey nicht nur bey uns, ſondern in Frankreich überhaupt unendlich leiden muß.

(Der Beſchluß folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nro. 257:
Wolke.

Räthſel.

Aus meiner tauſend Bräder Urnen geh'n
Und gleiten hin die flüſſigen Silberbänder
Durch Thal und Grund, durch weitgeſtreckte Länder;
Doch keiner hat ſoviel als ich geſehn.

Einſt rauſcht' ich hoch in jugendlichem Muth,
Trank Blut, fraß Schutt und wälzt' ihn mit Entzücken;
Wie luſtig tanzte auf dem falben Rücken
So manchen Rieſenbrandes dunkle Gluth!

Jetzt iſts ſo ſtill hier; ein gefallner Gott
Schleich ich dahin, und grimmig muß ich lachen,
Hör' ich mich alten Mann zum Weibe machen
Von der Barbaren Dummheit oder Spott.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 3. November 1828.

Nur der erfahrne Mann besitzt sein Ohr,
Der thätige sein Zutraun, seine Gunst.

Goethe.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Eduard von Schenk, der Sohn eines um Bayern hochverdienten Vaters, dem Jacobi's und Roth's Freundschaft wohlverdiente Kränze gewunden, war als sinnvoller Sonnettendichter, als klassischer Uebersetzer altitalienischer Meistergesänge längst bekannt. Aber sein Belisar hat auch für die Bühne ungewöhnliche Hoffnungen erweckt. Selbst in Kleinigkeiten, wie in seinem „Albrecht Dürer in Venedig," beurkundet sich jene ruhige Klarheit, jener biedere Deutschsinn, jenes Maaß und jenes Gleichgewicht, das er auch im Geschäftsleben bewährt und das allen Parthegen wohlbegründetes Zutrauen einflößt. Artistische Paraden und literarische Manoeuvers will der Herr nicht, dessen treuer Diener zu seyn die Lust und den Stolz Schenks ausmacht:

„In seiner Nähe darf nichts müßig seyn.
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen."

Längst hat sich Schenk mit rührender Vorliebe einheimischhistorischen Stoffen zugewendet. Er hat manchen wohlgedachten Plan entworfen, manches köstliche Bruchstück in verschwiegenen Blättern niedergelegt. Ob diese Blüthen früher oder später zur schmackhaften Frucht reifen? Schenks Musestunden und seine Geschäftsstunden werden treuer als die Magnetnadel stets nach derselben Richtung streben, nach dem Wachsen und Gedeihen vaterländischer Wissenschaft und Kunst. Sie vergönnen mir es wohl recht gerne, edler Freund, später noch einmal zurückzukommen auf diesen vielseitig bedeutenden und eben so liebenswürdigen Mann *).

Gelegenheitlich fällt mir eben hier der Umstand auf, daß es Bayern, bey einem ansehnlichen Vorrath an Nationalstücken, gleichwohl ganz an vaterländisch-historischen Balladen und Romanzen fehlt, worin Schillers Graf von Habsburg 1805 gleichsam die Bahn gebrochen hat. Das nahe Schwabenland ist hierin besser bedacht worden durch Uhland und Schwab. Meine Briefe aus Wien werden aber zeigen, daß unter allen deutschen Ländern Oesterreich den größten Reichthum daran besitze und mitunter viel Ausgezeichnetes. Die crême davon fällt in das intervallum von 1806—1819.

Für den wichtigen und fruchtbaren Bund der Geschichte mit der Kunst besitzt München an dem Direktor des Reichsarchives, Max Freyherrn von Freyberg, ein unvergleichliches Werkzeug. Ein treuer Zögling der von Goethe so genannten neudeutsch-religiös-patriotischen Kunst, hat er durch Reisen in Italien seinen Geschmack geregelt und geläutert. Der Geist ist bey ihm keineswegs

*) Seit den fünf Monaten daß dieses geschrieben wurde, gab König Ludwig den erfreulichsten Beweis seines hohen Sinnes für Wissenschaft und Kunst und für die wahrhaft ehrbaftrauenden Grundsätze durch die von allen Guten mit Freuden vernommene Ernennung Schenks zum Staatsrath und zum Minister des Innern.

Digitized by Google

in der Materie untergegangen. Von der, einem Archivar besonders gefährlichen Zwittergattung des hiſtoriſchen Romans hat er bereits wieder eingelenkt, und obgleich ein ſehr fruchtbarer Schriftſteller, das horaziſche Multum den Mythis keineswegs aufgeopfert. Seine Studien ſind ernſt und gründlich und ſein Fleiß wahrhaft dankenswerth. Wenige dürfen ſich rühmen, binnen ſo kurzer Friſt ſo werthvolle Ausbeute geliefert zu haben.

Von jenem früher beſprochenen Bündniß der Geſchichte und der Künſte unter der Aegide König Ludwigs läßt ſich auch zuverſichtlich erwarten, das National-Theater (das recitirende Schauſpiel nämlich) werde in München die frühere, in Marchands und ſelbſt in Zuccarinis beſſerer Zeit, mit Wien, Berlin und Hamburg (die goldene Zeit der beyden letztern iſt auch ſchon vorüber) wetteifernde Stufe wieder einnehmen. Schwindelnde Vorliebe für die italieniſche Oper, ungereimtes Verlangen nach den Reizen des Ballets, nach Schau- und Spektakel-Stücken, haben dem Drama von einem Ende Deutſchlands zum andern den empfindlichſten Nachtheil zugefügt. Sie haben denjenigen trefflich in die Hand gearbeitet, die das tödtlich verhaßte Denken und Schaffen gar zu gerne außer Kurs geſetzt und uns gar zu gerne mit allen Düften und Genüſſen des Orients auch ſeinen Knechtſinn aufgejocht hätten. Die Klage über den Verfall der Schauſpielkunſt iſt allgemein, die Zahl der wahrhaft großen Künſtler ſchmilzt immer mehr zuſammen; Schauſpiel, Oper und Ballet ſind freylich drey gute Dinge; aber die dreyfach gefalteten Mittel ſtehen auch ihrer Gränze dreymal näher. Doch, wer ſo Viel und ſo Schönes wirkt, wie König Ludwig, der beruhigt erſt recht über die Dauer ſeiner Werke, wenn er — eines nach dem andern vollbringt. Man darf ſich auch darin den zuverſichtlichſten Hoffnungen überlaſſen.

Nichts iſt unvorſichtiger und gemeiner, als Nachtheiliges von Jemanden zu flüſtern, über deſſen Schwelle man ſo eben tritt, um ſeines lehrreichen Umgangs zu genieſſen und ſich freundlicher Blicke von ihm zu erfreuen, ſo wie ich hier über die Schwelle der Kunſt trete; ein Benehmen, kaum zu entſchuldigen im Vorzimmer einer launenvollen und ungetreuen, aber leider unwiderſtehlichen Verführerin, keineswegs aber in der Vorhalle der bildenden Kunſt, der man (denn es iſt ſicherer zu ſagen man, als ich) im nämlichen Augenblicke gern den Verfall der Bühne mit auf die Schultern laden möchte, weil die Pracht der Architektur und der Dekorationen, der Reichthum und der Wechſel der Gewänder nicht wenig Schuld tragen ſollen am Verfalle der Schauſpielkunſt ſelbſt. Aber es wird ſich gleich zeigen, daß es damit keineswegs ſo böſe gemeynt war.

Freylich ſollte ein bloſer Liebhaber beſcheiden verſtummen, wo ſo ſcharfſinnige Kenner reden können und zum Theil geredet haben, wie der Domherr Speth, deſſen „Kunſt in Italien“ (vielleicht auch als ein Schatz der mit dem unvergleichlichen Dilis gemeinſam gemachten Bemerkungen?) von vielem Werth und in unſerer Uebergangsepoche zum Beſſeren von bedeutender Wirkſamkeit geweſen iſt, wie der wackere Thierſch, als unerſchrockener Griechenfreund, als Philolog und als gelehrter Kenner der antiken Kunſt gleich ehrenwerth, und Klenze, der in der deutſchen Kunſtgeſchichte ſtets eine rühmliche Stelle behaupten wird durch ſein encyklopädiſches Talent, durch ſeine Reiſen und anſchaulichen Erfahrungen und durch ſeinen äußerſt erpeditiven, nie verlegenen, lebhaften Geiſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Matroſenpreſſe.

(Fortſetzung.)

Die Eindrücke, welche William Morriſons Gemüth auf dem Weg über den Kirchhof bekommen hatte, kehrten jetzt doppelt düſter wieder, eine unheimliche Ahnung überſchlich ihn, tauſenderley Unheil weiſſagende Gedanken umſpukten ihn wie Geſpenſter, hängten ſich an ſein Herz und drückten ihn mit jedem Schritte mehr danieder. Er bereute es bitterlich, daß er nicht, wie er anfangs entſchloſſen geweſen, als neutraler Zuſchauer im Boote geblieben war. Wie konnte er wiſſen, ob ſich ſeine Hand nicht gegen das Leben ſeines eigenen Bruders erheben hatte? So viel er geſehen und gehört, hatte ſich allerdings kein Unglück begeben; man hatte aber Beyſpiele, daß Leute noch munter von der Wahlſtatt gingen und nachher an den Wunden ſtarben. Und doch war es nicht wahrſcheinlich, es war kaum möglich, daß John bey dem Kampfe geweſen war, da ſein Lehrkontrakt ihn vor der Preſſe ſchützte. Dieſe tröſtlichen Gedanken wurden aber bald wieder von andern verdrängt, denn die Gedanken gebären ſich ſchneller als wir ſie faſſen können, und jeder derſelben zieht ein Heer gleichartiger hinter ſich. Es war ein Jahr, ſeit er von ſeinen Freunden gehört, es waren fünf Jahre, ſeit er ſie zum letzten Male geſehen hatte. Wer konnte ihm ſagen, was ſich indeſſen zugetragen hatte? Wer konnte ihm ſagen, ob John nur noch lebte? Sein Vater, ſeine Mutter, ſeine Schweſter — waren ſie todt, waren ſie noch am Leben, waren ſie krank oder geſund? Seine Schweſter war immer ein ſchwächliches Mädchen geweſen, eine von den zarten, binſälligen Blumen, welche nicht den Sommer erleben. Vielleicht hatte die Vernichtung mit dem tückiſch lächelnden Blicke bereits ſeine holde Jugendgeſpielin in dem kurzen Reigen des Lebens hinabgeführt.

Unter ſolch peinlichen Betrachtungen kam er vor ſeines

Digitized by Google

Vaters Haus an. Er war erstaunt und bestürzt, da er ein neues, hübsches Pachthaus an der Stelle des alten erblickte. Als er sich genauer umsah, entdeckte er die alte Wohnung seiner Familie an ihrer ursprünglichen Stelle; allein sie schien ihm in der Entfernung in Trümmer verfallen. Sein ganzes Geschlecht mußte todt oder vertrieben seyn, und ein neuer Stamm sich an seiner Statt angesiedelt haben; oder war sein Oheim William gestorben und hatte seinem Vater Geld genug hinterlassen, daß er ein neues Haus bauen konnte? Er ging zur Thür, wo er einige Minuten stehen blieb und zitterte, ohne den Muth zu haben, die Hand an die Klinke zu legen; endlich ging er herum an das Fenster und sah nach einer gewaltsamen Anstrengung hinein. Wie schlug sein Herz! da war sein Vater, ein rüstiger, gesunder Mann von mittlerem Alter, sein Haar schien unter dem Finger der Malerin Zeit unmerklich in's Gräuliche zu stechen; seine Mutter war so schön als je, aber das Lächeln des neuen Glückes oder augenblickliche freudige Aufregung hatten ihren Madonnenblick, der ihr in früheren trüberen Tagen eigen war, etwas gewindert, und seine Schwester hatte von ihrer schmächtigen Zartheit gerade noch so viel übrig, daß die üppige Fülle der Gesundheit auf den vollen Wangen der Neunzehnjährigen gemildert ward. John war allerdings nicht da, aber ein leerer Stuhl stand neben dem Tische für ihn bereit, und ein zweyter Stuhl, nur etwas näher dem Feuer — für wen? für ihn selbst? sein Herz sagte ihm, daß es so war. Es mußte Jemand seine Ankunft gemeldet haben; der Familienzirkel erwartete ihn; er konnte seine alten Briefe vor ihnen auf dem Tisch liegen sehen und erkannte den rothen Flecken wieder, den er, wie durch Zufall, auf die Ecke des einen, die Depesche, welche er nach seiner ersten Aktion geschrieben, getränkselt hatte, obgleich er sich zu einem Hahnenkampf bemühen mußte, um sich dieses Zeichen der Gefahr und des Ruhms zu verschaffen. Aber John, es war doch so spät und er immer noch nicht zu Haus! — Ein neuer Gedanke stieg in ihm auf; er wandte seine Augen nach dem alten Hause, das ungefähr hundert Schritte entfernt lag. Es ist wahrscheinlich, dachte er, ja mehr als wahrscheinlich, daß mein Vater bey seinen verbesserten Glücksumständen ein neues Haus gebaut und das alte seinem ältesten Sohne gegeben hat; und John hat sich ohne Zweifel hier eigends eingerichtet und wartet vielleicht in diesem Augenblick sehnlichst auf die Botschaft, die ihn bey der Ankunft seines Bruders zu einem fröhlichen Abend in das väterliche Haus ruft.

Während dieser Betrachtungen bemerkte er ein Licht in dem Fenster des alten Hauses; allein er konnte nicht sagen, ob es der bloße Widerschein eines Mondstrahls im Glase, oder ein Licht im Innern war. Er ging aus Neugier darauf zu und immer weiter, bis er zur Thüre kam, und hier wartete wirklich sein Bruder auf der Thürschwelle ihn zu empfangen. Sie schüttelten sich stillschweigend die Hände; denn Williams Herz war zu voll zum sprechen, und er folgte John in das Haus, welches nicht im besten Stande war.

(Der Beschluß folgt.)

Kabinet aus einem Nußbaume.

Hr. Robins verkaufte an Hrn. Hamlet, Besitzer des British Diorama, für 200 Pf. Sterling ein Stück eines schwarzen Nußbaums (Juglans nigra), der einst am Stamme 36 Fuß im Umfange und 12 Fuß im Durchmesser hatte. Seine Höhe betrug bis zu den untern Aesten 80 Fuß, die ganze Höhe 150 Fuß. Er wuchs (wahrscheinlich gründe er schon vor einem halben Jahrtausende) am Zusammenflusse des Silver und Walnut Creek am Eriesee. Indem er wurde 10 Fuß hoch über der Wurzel abgehauen, und ein 9 Fuß hohes Stück desselben wurde als Seitenstübchen in einem Wirthshause benützt. Gegenwärtig ist dasselbe zu London, inwendig tapezirt, und faßt bequem 31 Personen.

Tunnels, eine uralte Sache.

Strabo erzählt, daß zu Babylon ein unterirdischer gewölbter Gang unter dem Euphrat vom K. Pallaste zum Tempel des Belos ging, der 15 Fuß weit und 12 Fuß hoch war; die Breite des Euphrat an dieser Stelle war ein Stadium (625 Fuß). Der Euphrat wurde aber, als man den Tunnel zu Babylon baute, abgeleitet, wie Herodot erzählt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Man hat vor wenigen Tagen im Drurylane-Theater ein neues Trauerspiel aufgeführt, das allen Nachrichten zufolge Glück gemacht hat; dieß ist heut zu Tage ein seltenes Ereigniß, und was das Merkwürdigste ist, das Stück ist das Werk einer Frau, Milford, einer unverheiratheten Dame von ungefähr vierzig Jahren, die sich bisher in ihren Skizzen und Erzählungen, besonders in denen, welche sie „Unser Dorf" nennt, mehr durch eine getreue, ungeschminkte Schilderung der reinen Natur als durch Erfindung oder Tiefe des Gefühls ausgezeichnet hat. In diesem Trauerspiele aber, das unter dem Namen „Rienzi" die Geschichte des berühmten römischen Demagogen darstellt, dessen Emporkunft von Gibbon so schön geschildert worden ist, hat sie des Letztern Treue und Einfachheit mit dem Ausdruck der tiefsten und furchtbarsten Leidenschaften aufs Glücklichste zu vereinigen gewußt.

In diesem Augenblick hat alles, was auf Irland Bezug hat, Interesse; ich gebe daher einen Auszug aus einer Zeitschrift, welche den Irischen Charakter, in Hinsicht auf die ihm eigene Kampflust, in seinem wahren Lichte zeigt. „Der

Markt war vorüber," so erzählt ein Offizier, welcher mit einem kleinen Kommando in einem irischen Dorfe lag, „und ich stand an der Thüre unserer Kaserne, als der Unteroffizier der Polizey außer Athem gelaufen kam und mir meldete, daß es eine Schlägerey geben werde. Zu gleicher Zeit machte er mich auf einen Haufen Männer aufmerksam, welche auf der Landstraße versammelt waren, und indem sie ihre Knittel schwangen, schrieen: Hier ist ein Coffey! Dieß war, wie mir der Mann erklärte, eine Herausforderung von der Coffeyparthey an die Rieskavalles. Nicht lange, so kamen sie, von einigen der Rädelsführern angeführt, die Straße herunter und sprangen und schrieen wie besessen: alle Weiber und Kinder und auch einige Männer flüchteten sich in die Häuser und Gärten. Man ließ die Coffeys ungehindert das Dorf durchrennen, während ich, um im Nothfall die Polizey zu unterstützen, meine Leute unters Gewehr treten ließ, und einen Boten an den nächsten Friedensrichter abschickte. Inzwischen hatten sich die eben so kampflustigen, obgleich nicht so zahlreichen Rieskavalles zwischen den Hütten aufgestellt, wo eine Menge große Steine lag, womit sie ihre Gegner bey der Rückkehr zu begrüßen dachten. In wenigen Augenblicken gerietben die beyden Haufen an einander und bildeten alsbald einen Knäuel; jetzt vernahm man das Schmettern der an einander schlagenden Prügel, welche man wie Dreschflegel durch die Luft fahren sah. Dann und wann ließ sich ein Schrey aus der Mitte des Haufens hören, aber nur vor an solche Auftritte gewohnt ist, konnte denken, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Allmählig schienen sich die Kämpfenden zu trennen, da die Stärke in der gedrängten Masse nicht viel Stoßen thun konnten. Doch fagen schon sieben oder acht Männer ohne mächtig auf der Erde. Ueber diesen setzten die Ununterdrückten, gerührt ihren Kampf fort, besonders mit Steinen, welche von beyden Seiten wie Hagel flogen; auf den Platz, wo einer oder der andere gefallen war, fielen die Steine am dichtesten, theils um dem gefallenen Feinde eine tödtliche Wunde beyzubringen, theils um seine Freunde zu verhindern ihn davon zu tragen. An der Spitze der Coffeys kämpfte ein Mann von wilden Ansehen, welcher in einem frühern Kampf ein Auge verloren hatte; er war ehemals ein Priester gewesen und wegen seiner schändlichen Aufführung abgesetzt worden. Dieser Held kämpfte mit furchtbarer Anstrengung und belebte seine ganze Parthey. Es fielen immer mehr Leute, oder kämpften mit zerfetzten Gesichtern fort; so hielt es daher für Zeit, Einhalt zu thun und die Rädelsführer zu ergreifen. Wir näherten uns im Sturmschritt, und nun wandte sich die ganze Wuth der Kämpfenden gegen uns. Aber trotz dem Steinhagel, welcher uns begrüßte, ergriffen wir doch den Priester und brachten ihn ins Gefängniß. Seine Gefährten, entschlossen ihn in Freyheit zu setzen, drangen nach und machten einen so wüthenden Angriff auf uns, daß ich es zu unserer Selbstvertheidigung für nöthig fand, meine Leute feuern zu lassen. Eine einzige Salve streckte sechs Menschen todt oder sterbend zu Boden; die übrigen flohen, so daß in einem Augenblick das Dorf wie ausgestorben schien, und die Polizey nur mit Mühe Gefangene machen konnte. Diese waren gröstentheils in dem Gefechte verwundet worden, und erfüllten das Gefängniß mit ihrem Jammergeschrey. Von den Soldaten hatte keiner sonderlich gelitten. Nicht lange darauf kam ein Beamter, welcher die meisten Gefangenen, die durch die empfangenen Wunden schon genugsam bestraft waren, nach Hause gehen ließ; viele derselben hatten schon ihre Weiber oder Mädchen um sich, welche ihnen Branntewein brachten, der in Irland für ein allgemeines Heilmittel gilt. In England würde der Tod so vieler Menschen durch das Militär ein großes Aufsehen gemacht haben; hier ging die Begebenheit fast unbemerkt vorüber. Meine Vorgesetzten billigten mein Benehmen, und das Volk schien zu glauben, ich habe nicht mehr als meine Schuldigkeit gethan; denn obgleich drey von den Erschossenen auf dem Dorfe waren, und ich noch vier Monate nachher da blieb, so erfuhr ich doch nie eine Beleidigung, selbst nicht von den Verwandten der Getödteten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Oktober.

(Beschluß.)

Das Sinken des Fabrikwesens und des Handels, die täglich zunehmende Arbeitslosigkeit und Armuth wirkt bey uns wie in England sehr nachtheilig auf die Sitten und auf die öffentliche Ruhe. Die Arbeiter bilden zahlreiche Vereine, die Devoirs oder Gavots genannt werden. Diese feinden sich heftig unter einander an, durchziehen drohend die Straßen, und wenn Soldaten herbeykommen, um die blutigen Angriffe und Schlägereyen zu unterdrücken, so ziehen sie gewöhnlich den Kürzern und werden schimpflich verjagt. Dem Beyspiel der Arbeiter folgen die Buben und Mädchen. Auch sie versammeln sich in großen Haufen, und liefern mit wüthenden Steinwürfen blutige Schlachten gegen einander, wobey kein Rufen der Eltern hilft, und gleichfalls die bewaffnete Gewalt einschreiten muß. Verbrechen der ausfallendsten Art, gröstentheils von jungen Leuten begangen, folgen sich. Hier und da werden Leichen ermordeter junger Mädchen gefunden. Als manchen sind Gliedmaßen sträflich, an andern Messerstiche. Die Lotterie verwaltet ist auf einen hohen Grad gelitzen. Deutlich entdeckte man einen Menschen, der Stücke eines menschlichen Leichnams mit dem Kopf in einem Sack trug. Schon dachte man an einen Meuchelmord, als sich ergab, die Leiche sey aus ihrem Grab genommen und zerstückelt worden, um das Menschenfleisch mit dem Kopf in einem Kessel zu kochen. Drey alte, wahrhaft Macbethische Hexen besorgten das Ragout und sagten dann darans die Lotteriennummern wahr, die unfehlbar gewinnen mußten. Solche Dinge geschehen in Frankreich, in Lyon!

Alle diese traurigen Erscheinungen fallen weniger auf, wenn man den Zustand unseres Volksunterrichts näher betrachtet. Es ist wahrhaft furchtbar, wie wir darin hinter andern Ländern Europas zurück sind. Aber deren geistigen Zustand wie und doch lustig machen. So zeigten sich im Departement Saône und Loire von 4335 konscriptionsfähige junge Leute 2535, die nur lesen, 1511 die lesen und schreiben konnten. 2925 aber, die weder das eine noch das andere konnten, und 65, bey denen es zweifelhaft war; also weit mehr als die Hälfte in trauer Unwissenheit. Und doch ist dieß Departement noch eins der lichtvollsten. In manchen hat sich gezeigt, daß von fünf jungen Leuten nur einer lesen und schreiben konnte.

Will man sich über diese traurigen und demüthigenden Erscheinungen trösten, so hilft dazu ein Blick auf Sinn, Bemühen und Handeln der Lyoner Wohlthätigkeit und auf unsere Hülfsanstalten. Unser Hospital ist wirklich durch Sinn und Verwaltung eine großartige Anstalt, die aber jetzt lange nicht für die Masse des Elends hinreicht, das sich bey uns täglich vermehrt. Eine, von unsern gebildeten Frauen geschaffene und unterhaltene Erziehungsanstalt für arme junge Mädchen ist doppelt wohlthätig in einer Stadt, wo das Laster einen so hohen Grad erreicht hat und so schamlos sich einhergeht. Außerdem gibt es hier noch ein Dispensaire, wo Dürftigen unentgeltlich Arzney gereicht wird u. s. w.

Beylage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 4. November 1828.

— Was bedeutet's, daß wir Narren der Natur
So furchtsamlich uns sträuben mit Gedanken,
Die unsre Seele nicht erreichen kann?
Shakespeare.

Die Matrosenpresse.

(Beschluß.)

William Morrison stolperte in dem finstern Gang über Schutthaufen, und als er in das Wohnzimmer kam, sah er, daß das Gebäude eine Ruine war; da war kein einziges Glas mehr in den Fenstern, kein Brett mehr auf dem Boden, und die Feuerstätte sah aus wie ein Grabgewölbe. John ging jedoch muthig voraus und setzte sich auf einen Schutthaufen neben der Feuerstelle und William folgte seinem Beyspiele. Sein Herz begann jetzt zu beben und er fürchtete sich, ohne zu wissen, vor was er sich zu fürchten habe. Er überdachte rasch die Ereignisse des Abends, seinen Weg hieher, seine Gedanken, seine Besorgnisse, und heftete dann mit Angst und Neugierde den Blick auf seinen Bruder. Welches Geheimniß konnte John ihm an einem Orte, wie dieser, mitzutheilen haben? Konnte er nicht eben so gut in der freyen Luft, wo es viel wärmer war, und im gesegneten Licht des Mondes mit ihm sprechen? Niemand war todt oder am Sterben von Allen, die ihm nahe gingen; seine liebsten und besnahe einzigen Freunde scherzten und lachten um den geselligen Tisch am flammenden Feuerheerd, seine Ankunft erwartend, und John und er waren — hier! Endlich bemeisterte er mit aller Anstrengung die unerklärlichen Gefühle, welche auf ihn eindrangen, und brach das Stillschweigen, das ihm jetzt eben so seltsam als beunruhigend dünkte.

„Und wie hast du dich indessen befunden, John?“ fragte William in der gewöhnlichen Weise freundlicher Theilnahme; „wie hast du dich in der Welt umgethan, seitdem wir schieden?“ — „Ich befand mich immer wohl,“ erwiderte John, „und habe mich so gut umgethan, als nur ein Mensch thun kann.“ — „Und doch kannst du nicht glücklich seyn; du mußt mir etwas zu sagen haben, etwas, das . . . heraus damit, in Gottes Namen! und laß uns dann nach Hause gehen.“ — „Ja,“ sagte John, „ich habe dir etwas zu sagen; allein es ist bald gesagt, und dann wollen wir beyde nach Hause gehen. Ich war seit vier Jahren bey dem Schiffbau in der Lehre.“ — „Das weiß ich,“ versetzte William, „du hast mir selbst davon geschrieben, John.“ — „Ich wurde Altgesell, ehe meine Zeit um war.“ — „Auch das weiß ich,“ sagte William; „Fanny schrieb mir Alles aufs Genaueste in einem Brief, den ich in Smyrna erhielt.“ — „Meine Lehrzeit ist aus,“ sprach John feyerlich. „Was! in vier Jahren? bist du bey Sinnen, John! was meynst du damit?“ — „Meine Lehrzeit ist heute Abend geschlossen worden.“ — „Wie?“ schrie William athemlos und fing an, er wußte selbst nicht warum, am ganzen Leibe zu zittern. „Ich wurde verwundet am Gestade,“ sprach John, indem er aufstand und auf das Fenster zuging, während der Mond sich hinter einer dichten Wolke barg und kaum so viel Licht übrig ließ, daß die Umrisse seiner Gestalt zu unterscheiden waren. „Es geschah durch eine Dolchspitze,“ fuhr er fort, seine Stimme tönte fern und undeutlich, „und ich starb an der Wunde!“

Digitized by Google

William war allein in dem Zimmer; er fühlte, daß ihm das Haar zu Berge stand und kalte Schweißtropfen über seine Stirne rannen.

Sein geistesartiger, wilder Blick wurde von seinen Eltern und von seiner Schwester in den ersten Augenblikken der Begrüßung nicht bemerkt, und als man ihn bemerkte, war die Entschuldigung Uebelseyn und Müdigkeit. Er mochte weder essen noch trinken, sondern saß in schweigender Betäubung da und kehrte jeden Augenblick den Kopf nach der Thüre, bis die Glocke ein Uhr schlug. Da hörte man ein Pochen an der Thüre; die Schwester sprang auf um zu öffnen und rief: „John kommt!“ Allein es war nicht John, es war der Geistliche des Kirchspiels, und er hatte kaum Zeit gehabt, den Schlag, welcher die Eltern treffen sollte, mit dem Schilde der Religion zu brechen, als der Leichnam ihres ältesten Sohnes in's Haus gebracht wurde.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Große und beständige Bauführungen waren oft nur ein dürftiges Palliativ gegen das Zehrfieber der Hauptstädte, die alle Vitalität aus den übrigen Gliedern zum accelerirten Pulsschlag dieses „Herzens des Reichs“ hinziehen, das nur zu oft ein „Geschwür des Reichs“ ward, und über dem dort zufällig aufgehäuften Reichthum und prangenden Luxus über Verarmung und Verfall in den Provinzen täuschte. Oft sollen solche Bauten nur Mißjahre überkünden, einer brodlosen und unzufriedenen Menge Brod geben und hiemit die innere Ruhe sichern. In München ist das Alles nicht, und wenn in einem veraltenden und verwitternden Staate, wie denn marasmus senilis, jede stärkere Bewegung gefährlich ist, so wird sie dagegen in der Jugend des Staates, der nicht wie das einzelne Leben nach Monaten und Jahren zählt, sogar Bedingniß der Erhaltung. München muß erst eine rechte Hauptstadt des Königreichs Bayern werden, wozu es nur der Zufall gemacht hat vor andern, durch Klima, Stromverbindung, strategische und kommerzielle Lage weit günstiger gelegenen Städten. Das Königthum will an sich den Begriff von Größe, und aufstrebende Jugendkraft erhält erst ihre Vollendung durch die Schönheit. Ludwigs XIV. Kriege und Siege gebaren nur Elend und Verwünschungen. Das, was allein mit den vielen Uebeln, die er über das schöne Frankreich und über dessen Nachbarländer brachte, versöhnte, warum sein Name häufig neben dem des olympischen Perikles, des Augustus und der Mediceer genannt wurde, warum selbst jene unter den heutigen Franzosen, denen sein orientalischer Despotism ein Gräuel ist, sich nicht enthalten können, ihn Louis le grand und das Siècle de Louis XIV. als ein Muster zu preisen, das sind seine stolzen Bauten, aber noch weit mehr, was er für Wissenschaft und Kunst gethan. Von jenen Bauten wurden mehrere schon zu modernen Ruinen; andere werden als ein Krebsbächlein des Geschmackes verspottet. Was er aber für Kunst und für Gelehrsamkeit that, ist weder einer Veralterung, noch einer Zerstörung unterworfen. Und unser Berlin, gab es nicht auch das sprechendste Beleg der Nothwendigkeit neuer und großer Bauten in einer Residenz? Unser alter Fritz (der vom Wesen seines Vaters zum Glück sonst nichts als die Strenge in der Staatswirthschaft erbte, und als er den ersten schlesischen Krieg begann, bey weitem nicht die Hülfsmittel des heutigen Bayerns besaß) hat trotz der Wunder des siebenjährigen, oft ohne Land, zuletzt ohne nationale Armee geführten Krieges ein neues Berlin erbaut. Ein norddeutscher Journals-Korrespondenzler glaubte vor Kurzem einen nicht geringen Aufwand von Scharfsinn und Witz gemacht zu haben, indem er für München den Beynamen: „der Stadt der Widersprüche“ erfand, nicht bedeutend, daß dieses überall der Fall ist, und daß es überall seyn muß, wo Alt und Neu sich ineinander münden, und daß es in München weit mehr als anderwärts der Fall seyn muß, weil, Gottlob, München rapid vorgeschritten ist und der alte Sauerteig aus Karl Theodors Tagen allerdings im erwünschten Widerspruche steht mit dem Wissen, Wollen und Streben unter König Ludwig, genau so, wie die hellen, freundlichen, geräumigen Vorstadtsgebäude mit den meist engen, unbequemen, winklichten, mehr einem Landstädtchen zusagenden Häusern der eigentlichen City, die zu Nisbecks, Nikolais und Küttners Zeit in nicht ungerechtem Doppelsinn „die finstere“ hieß und (mit Schillers muthwilliger Xenie zu reden) allerdings auch einer Salza bedurfte, die, „nachdem sie das Erstinkt gesalzen, dann gen Bayern strömt', wo es an Salze gebrach.“

Klenze (ein äußerst geschmackvoller Zeichner und geistreicher Maler, wiewohl im letzteren Fach erst seit Kurzem und nur als Dilettant eingeübt) hat allerdings das halbe neue München gebaut, fast die ganze Ludwigsstraße, den Bazar, die Glyptothek, die Pinakothek, die Reitbahn, den Leuchtenbergischen, den Herzog Max'schen Pallast, das Kriegsministerium, das Odeon, die neue Residenz oder den Königsbau sammt der neuen Hofkapelle (die letztere jedoch mit vielen kommissionalisch verfügten Aenderungen). Sein Entwurf ist auch des Herzogs Eugen von Leuchtenberg Grabesdenkmal. Er wurde am 29sten Februar 1784 zu Hildesheim geboren; in Braunschweig und in Berlin erzogen, durch mehrmaligen Aufenthalt und anhaltende Studien in Paris und Rom gebildet, in Kassel angestellt und dann auf einem Besuche Wiens in der glänzenden Kongreßzeit nach München gerufen, darf auch nicht übersehen werden,

Digitized by Google

welch eifriges Werkzeug Klenze in der Erwerbung vieler Kunstschätze, welch ein thellnehmender Freund er so vielen tüchtigen Gelehrten und Künstlern, und jedem, Bayerns Ruhm oder Nutzen fördernden Unternehmen gewesen sey und noch ist, hat Klenze überhaupt „motis multorum hominum et urbes" gesehen, so war insonderheit sein Pariser Aufenthalt merkwürdig. Er befand sich dort bey der Explosion der Höllenmaschine, zur Zeit von Napoleons Krönung, der Verschwörung Malletz, der hundert Tage und der Restauration.

Sie kennen, verehrter Freund, schon von Rom, Florenz und Mailand aus meine dankgerührte, nur leider durch gar keine Kennerschaft geläuterte und veredelte Begeisterung für die Kunst und meine innige Liebe für die Künstler. So wie bey mir das biographische Studium und die Portrait-Liebhaberey immer Hand in Hand ging, brachte mir jedes Kunstwerk den Künstler nahe, und die Wißbegierde regte sich nach seinem Leben, nach seiner Entwicklung und nach seinen Werken. Es regte sich das Trachten, Publikum und Künstler einander wechselseitig immer näher zu bringen. Mitunter liegt auch darin das Zerrissene und Zerfahrene dieser flüchtigen Briefe, die meine literarischen und Kunstwahrnehmungen wie Kraut und Rüben durcheinander vortragen. Wenn aber diese Briefe, wie ich am Eingange ankündigte, ein Buch werden, dann soll auch diese meine Plauderkammer regelrecht geordnet, wie eine akademische Registratur mit Nummern und Etiketten reich gespickt und ehrbar vor Sie hintreten.

Während meines Münchner Aufenthaltes gingen auch manche rühmliche Baukünstlernamen an meinem Ohr vorüber, z. B. Pertsch aus Buchhorn, dem die Augsburger Börse zum bleibenden Denkmal seyn wird. Probst, gelegenheitlich der neuen Isarbrücke, Mettivier, gelegenheitlich anderer geschmackvoller Entwürfe, namentlich für Tegernsee, Vorherr, gelegenheitlich der Landesverschönerung. Sie finden in meinem Tagebuch eine nicht unerhebliche, vom Bodensee bis in Ungarn reichende Zusammenstellung über die Fortschritte der Landesverschönerung und der Gartenbaukunst seit fünf-und-zwanzig Jahren und ihre unmittelbaren Folgen für die Kultur. Ein Bruder des ein gar gewichtiges Wort in der Kunst führenden Domherrn Speth soll ein ganz vorzüglicher, großartig-mathematisch entwickelter Bauverständiger seyn. Ein trefflicher Nachwuchs von Baukünstlern arbeitet bereits in den verschiedenen Kreisen des Königreichs oder vollendet seine Ausbildung auf Italiens klassischer Erde. Auf meinem Durchfluge durch Franken muß ich mich dessen um so gründlicher erkundigen, jemehr die Architektur jetzo großthuende Dilettanten, vornehme Verkoster und Vorkoster zählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Komet von kurzer Umlaufszeit.

Der Komet von kurzer Umlaufszeit ist am 5. Oktober zu Florenz vom Astronomen Pons entdeckt worden. Er ist sehr schwach und hat keinen bemerkbaren Kern. Auf dem Pariser Observatorium konnte er nicht entdeckt werden; aber ein kleiner weißer Nebelfleck, den man in der Himmelsgegend, wo der Komet sich gegenwärtig befinden muß, sich bewegen sah, war vielleicht der Komet selbst. — Dieser Himmelskörper ist besonders dadurch merkwürdig, daß er am meisten von allen Kometen ausschließlich unserem Planetensystem anzugehören scheint. Da er, wie es scheint, blos aus Stoffen von geringer Dichtigkeit besteht, und wohl nichts als eine ungeheure Dunstmasse bildet, so ist es von großem Interesse zu bestimmen, wie die Gesetze der Anziehung der Himmelskörper durch einen solchen Körper modificirt werden. Einige Astronomen glaubten schon zu bemerken, daß er allmählig an Umfang abnehme, und wenn sich dies bestätigt, so könnten wir die interessante Erscheinung erleben, einen Himmelskörper im Weltraume zerrinnen zu sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 6. Oktober.

Appert hat nun auch den Bericht über seine Besuche in den Bagnes zu Rochefort, Lorient und Brest drucken lassen, die er in diesem Jahre gemacht hat, und zwar unter günstigern Umständen als seinen Besuch auf den Galeeren zu Toulon. Die Minister, die jede Aufwallung von Vaterlandsliebe und Menschenliebe scheuten, und Appert allerley Hindernisse in den Weg legten, um ihn abzuhalten, den wahren Zustand der Gefängnisse zu entdecken und zu schildern, sind abgetreten; ihre unedlen Umtriebe haben aufgehört, und dieses Jahr hat Appert nicht allein kein einziges Hinderniß vorgefunden, sondern man ist ihm auf höhern Befehl so viel als möglich behülflich gewesen und hat ihm jede Gelegenheit, genaue Kenntniß von dem Zustand der Bagnes zu erhalten, an die Hand gegeben. Eine vernünftige Regierung scheut auch nimmer das forschende Auge eines Menschenfreundes in ihren Strafanstalten, und Staatsbeamte, welche den Zugang der Gefängnisse ängstlich bewachen, bezeugen schon dadurch, daß es im Innern derselben durch ihre Schuld erbärmlich aussieht. Wohl den Völkern, bey welchen die Gefängnisse keine geheimnißvollen, allen Augen verschlossenen Verliese, sondern öffentliche Anstalten sind, in denen Recht und Menschlichkeit so wohl geachtet werden wie in andern Anstalten! Appert hatte durch seinen Besuch auf den Bagnes zu Toulon im vorigen Jahre großes Aufsehen gemacht. So grimmig auch die Ultrasklätter auf ihn loskläffen, so hatten ihm doch alle Menschenfreunde Beyfall gezollt, und als er in diesem Jahre die übrigen Bagnes des Reiches besuchte, empfing man ihn überall als einen Mann von großem Einflusse und Ansehen. Appert ging zu Rochefort, Lorient und Brest mit den Verbrechern um, wie er es zu Toulon gethan hatte; er begab sich mitten unter sie, unterhielt sich mit ihnen, ließ sich ihre Lebensgeschichte erzählen, hörte ihre Klagen, ihre Seufzer, ihre Wünsche an, tröstete sie, erhielt einige Hundert Briefe von ihnen, und gewann hier wie zu Toulon die Zuneigung der Gefangenen. Er fand daselbst den Straßenräuber Gasparini, der einmal ganz allein eine Diligence anzugreifen und die Reisenden auszuplündern hatte, indem er auf

Digitized by Google

dem Wege große Puppen aufgestellt hatte, die man in der nächtlichen Dunkelheit für seine Gesellen hielt, ferner den Gaukler Colette, der sich lange Zeit für einen Priester ausgegeben hatte, sogar den Bischof spielte, Messe las, Priester weihte, und dann die Leichtgläubigkeit tüchtig bestahl. Dieser erzählte mit einer wahren Lust die tollen Streiche, die er den Einfältigen gespielt hatte, wie ehrerbietig man sich gegen ihn bewiesen sey, wie gut ihm die schändlichen Verrichtungen von der Hand gegangen u. s. w. Die Leichtgläubigkeit der Menschen muß den Gaunern auf Galeeren wohl manche Kurzweil machen, und ihnen recht dringende Erinnerungen ins Gedächtniß zurückrufen; freylich haben im Grunde die Gauner den Kürzern dabey gezogen, und müssen für ihre Prellereyen hart büßen. Einige fühlen ihre Schmach und vergehen im Elende; andere aber bleiben verstockt, und in ihnen ist alles edle Gefühl auf immer abgestumpft; indeß sind sie doch empfindlich gegen körperliche Mißhandlungen. Sie wollen von keinem Aufseher geschlagen werden, und ein einziger Schlag giebt oft bittere Rache von ihrer Seite nach sich. Zu Toulon, wo die wegen Widersetzlichkeit verurtheilten Soldaten zu harter Arbeit angehalten werden, wollten die Verurtheilten sogar nicht einmal Du von den Aufsehern angredet werden, und sie haben durch Appert eine Bittschrift an die Deputirtenkammer gelangen lassen, worin sie um die Abschaffung des Kettentragens anhalten, und auch bitten, man möge doch den Aufsehern das höhnische Du zu verbieten. Auf eben dieser Bagne befand sich ein junger Soldat, der mißmüthig zu fünfjähriger harter Arbeit verurtheilt war, aber nun noch drey Jahre länger aushalten muß, weil er einmal entwichen ist. Diese Entweichung hatte zur Absicht, einen alten barbarischen Vater in der Arbeit beyzustehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, October.

(Fortsetzung.)

Solche empörende Auftritte sind in Irland gewöhnlich, und sie sind es, denen die Agaeotheten des katholischen Vereins auf ihren Zügen durch das Land ein Ende zu machen bemüht waren, indem sie die Partheyen mit einander aussöhnten. Wenn man von solchen Gräueln hört, drängt sich natürlich die Frage auf: haben die dortigen Priester einen so großen Einfluß auf die Gemüther, als die Gegner der Emancipation behaupten, oder nicht? Die Freunde der Emancipation versichern, ihr Einfluß sey nur dann groß, so unwiderstehlich, wenn sie der Volkslige denfaust schmeicheln und der öffentlichen Meynung huldigen; wäre dem nicht so, und hätte es in ihrer Macht gestanden, solche entsetzliche Thaten zu verhindern, und sie hätten sie aus höhern Willen zugelassen, so müßten sie wahre Ungeheuer seyn. Auch hat es sich in wenigen Monaten durch die That erwiesen, daß die Emancipationsakten Recht haben, da mehrere Priester, welche sich dem Volk widersetzen wollten, entweder von ihren Gemeinden verlassen wurden, oder vor den Mißhandlungen derselben flehen mußten. Ein Oranienjournal erzählt hierüber folgende Anekdote: Bey Gelegenheit der großen Volksversammlung in Tiverary trat ein Priester einem sehr großen Haufen entgegen, und bat und beschwor das Volk, nach Hause zurückzukehren, und als alles nichts half, machte er mit seinem Stab ein Kreuz über die ganze Breite des Weges, und rief: „nun will ich den sehen, der einer von euch das heil. Kreuz mit Füßen tritt!“ Keiner that dieß, das Volk, murrfältig, rückwärts und zog auf einem Umweg seiner ersten Bestimmung zu.

Wen die irländischen Angelegenheiten interessiren, dem möchte ich einen neuerschienenen Roman: The Anglo Irish, empfehlen. Der erste Band ist ziemlich langweilig, aber die beyden andern liefern ein treues Bild von dem gesellschaftlichen Zustand jenes Landes in fast allen Ständen, mit der praktischen Lehre, daß bey allen seinen Fehlern der irische Charakter so viel Gutes hat, daß er nur der Pflege bedarf, um die schönsten Früchte zu tragen. Nur will der Verfasser, wie billig, daß die Entwicklung von Innen heraus stattfinde, daß sie irisch, und nicht Englisch-irisch sey, vor allem aber, daß man aufhöre, den Katholiken als einen Heloten zu behandeln, und daß die Eigenthümer des Bodens, statt ihre Güter in den Händen von Verwaltern zu lassen, die das Volk aussaugen und zur Verzweiflung treiben, selbst auf ihren Gütern wohnen mögen.

Bolivar, von dem so viel gesprochen und geschrieben worden ist, steht auf dem Punkte, eine neue Rolle in der Weltgeschichte zu spielen; nachdem er die Terra Firma, Quito und Peru von dem Joche der Spanier befreyt, scheint es jetzt sein Loos zu seyn, sein Vaterland von dem Elend zu befreyen, welches die Selbstsucht und Unwissenheit seiner Beamten ihm bereitet haben; ganz Columbia hat ihn zum Dictator erwählt, und er steht auf dem Punkte, die Personen für ihre Undankbarkeit gegen ihn und sein Volk zu züchtigen. Wenn ihn nicht Krankheit oder der Dolch des Meuchelmörders hinrafft, so ist nicht zu zweifeln, daß sehr bald Peru zum zweyten Mal zu seinen Füßen liegen wird. Dann muß es sich zeigen, ob er wirklich den Ehrgeiz hegt, sich zum Herrscher jener Länder zu erheben oder nicht. General Miller gibt in seinen Memoiren folgende Schilderung von ihm: „General Bolivar ist hager und unter mittlerer Größe. Er kleidet sich geschmackvoll, und hat einen leichten, militärischen Gang. Er ist ein sehr verwegener Reiter und vermag die härtesten Strapazen zu ertragen. Seine Gesichtsfarbe ist blaßgelb und sein sonst schwarzes Haar jetzt mit Grau vermischt. Seine Augen sind dunkel und durchdringend, aber gewöhnlich niedergeschlagen oder seitwärts gewandt, wenn er redet; seine Nase ist wohlgebildet, seine Stirne hoch und breit, der untere Theil des Gesichts spitz, der Ausdruck seiner Züge ist sorgenvoll, hohl, zu Zeiten sogar wild. Er ist durch Schmeichlern verdorben, dabey hitzig und launenhaft; seine Meynungen über Personen und Dinge sind veränderlich. Er versällt leicht ins Schimpfen, ist aber immer bereit, dem Beleidigten, wenn er will, Genugthuung zu geben, und sein Zorn gegen solche ist nicht von Dauer. Er ist ein leidenschaftlicher Liebhaber des schönen Geschlechts und furchtbar eifersüchtig. Er walzt gern und tanzt schnell, aber nicht mit Anstand. Sein Geist ist unbestimmt und schwärmerisch; wenn er seine Ideen zur Festsetzung hat, so fest, klärt oder spricht er beständig; seine Stimme ist laut und hart; seine Lektüre beschränkt sich auf französische Schriftsteller, woher auch die Gallicismen in seinen Aufsätzen rühren. Sein Styl macht immer Eindruck, verliert aber durch gesuchte Größe im Ausdruck. Da er so gut spricht, ist es kein Wunder, daß er lieber sich selbst als andere hört, und gern die Unterhaltung in Gesellschaft allein führt. Er hat immer eine Menge Gäste, und Mittags hält bessere Küche und gibt besser zu essen; aber er selbst ist so enthaltsam, daß er sich selten zu Tische setzt. Bis bevnahe alle gegessen haben, nachdem er wahrscheinlich zuvor von einem oder zwey ungeheuren Gerichten gegessen hat. Er bringt gern Toaste aus, wobey er immer eine beredte und passende Rede hält, und er ist so regsam, daß er nicht selten dabey auf einen Stuhl oder den Tisch springt. Er raucht niemals, und erlaubt Niemanden vor ihm zu rauchen, obgleich das Rauchen in Amerika so allgemein ist. Er hat immer mehrere Offiziere um sich und läßt es nicht an Etiquette fehlen. So gleichgültig er gegen Gewinn ist, so eifrig strebt er nach Ruhm.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 266.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. November 1828.

Alles tummelt im Freyen sich hier; der geschäftige
Gartenkoch siedet, er fürchtet den seltenen Regen nicht.

Graf Platen.

Der Oktober in Rom.

(Fortsetzung.)

Das eigentliche Oktoberfest wird von jenen glücklichen Leuten begangen, welche keine Sorgen für den künftigen Morgen plagen, welche essen und trinken, so lange sie etwas haben, und Gott einen guten Mann seyn lassen. Zu jenen glücklichen Leuten, deren Glück ich nicht besser schildern kann, als wenn ich sage, daß sie weder lesen noch schreiben können, und folglich weder Journale lesen noch schreiben, gehört hier die ganze arbeitende Volksklasse. Sie theilt sich in zwey Klassen: die eine bereitet die Freuden und die andere genießt sie. Es läßt sich schwerlich bestimmen, welche die uneigennützigste ist, denn am ersten November haben sie beyde nichts. Um aber bis dahin zu gelangen, tragen sie das Ihrige auf das Leihhaus. Die, welche zubereiten wollen, sehen sich vor den gangbarsten Thoren nach einem Lokale um, wo sie eine Eßbude, trattoria genannt, aufschlagen können. Sie ist bald errichtet, denn mehr als vier Pfähle bedarf es nicht; fehlen Tische und Bänke, so setzt man sich auf die Erde und ißt vom Schooße, ohne sich zu beklagen, denn im Oktober erlaubt man sich Alles und verzeiht Alles. An Raum sich zu bewegen fehlt es nicht, denn in Rom ist Raum genug und gewöhnlich sind die Häuschen (casini), wo dergleichen Trattorien aufgeschlagen werden, so groß, daß sie in Deutschland für Paläste gelten könnten; auch befinden sich stets ein großer Hofraum und ein noch größerer Weinberg dabey. Aber das Häuschen droht den Einsturz und überdem ist es nicht Sitte unter den Römern, sich in vier Pfähle einzusperren, am wenigsten im Oktober; im Hofe fahren die Miethwagen auf, welche freylich auf der Heerstraße stehen bleiben könnten, aber es darum nicht thun, weil die Eminenten, welche darin gekommen sind, die Herrn spielen wollen und daher nie vor, sondern stets im Pallaste ihre Wagen halten lassen; den übrigen Raum nimmt der Koth und Dünger ein, auf welchem die Gesellschaft sich mit dem Kugelspiel erlustigt und dabey den übrigen Leuten die Kugeln an die Beine wirft, und im Weinberge endlich, wo die Weinbeeren freylich schon fehlen, dagegen der Rosmarin, Timian, Majoran, die Rosen, Citronen und Apfelsinen blühen und das Gras im herrlichsten Grün prangt, sind die Wege allenthalben ellenhoch mit Eselsdünger oder mit ausgejätetem Unkraut angefüllt. So bleibt den Speisenden kein anderer Platz als die Stroh- oder Schilfrohrhütten (baracche) übrig, welche hier statt der grünen lebendigen Hecken Mode sind, weil sie nach Belieben fortgenommen und wieder hingesetzt werden können, den Römern übrigens auch, wie oben gesagt, jene übertriebene Sehnsucht nach dem Grünen, welche in den Nordländern wohnt, unbekannt ist. Der Traiteur ist mit dem nöthigen Tischgeräthe versehen; nur bey unvermuthet zahlreichem Zuspruche ereignet sich's, daß zwey von Einem Teller oder mit Einer Gabel essen müssen. Silberne Bestecke sind nicht gebräuchlich, weil sie, wie der Trattore sagt, die Gäste in der Meynung, sie mitgebracht zu haben, in

Digitized by Google

die Tasche stecken würden, wie die Gäste aber sagen, weil der Traitore keine hat. Um das Küchengeräth und die Küche habe ich mich nicht bekümmert; doch weiß ich von Hörensagen, daß es dort jüdisch und wieder nicht jüdisch zugeht; nicht jüdisch, weil der Traiteur, statt wie die Juden für jede Speise ein besonderes Geschirr zu haben, alle in einem einzigen kocht oder bratet, jüdisch, insofern nicht alles aus der Küche fortgeschafft ist, was nicht hineingehört. Ueber die Art, wie die Speisen zubereitet werden, herrscht zwischen den Fremden und den Einheimischen eine entgegengesetzte Meynung; dieß ist aber Geschmackssache, über welche es sich weder in der poetischen noch in der Kochkunst streiten läßt, und alles Nationelle ist respektabel. Wenn übrigens die Oktobertraiteurs nicht Alles machen, wie es sich gehört, so muß man Geduld haben, denn die wenigsten von ihnen haben die Kochkunst gelernt; wo irgend ein fallirter Schneider, ein zu Grunde gegangener Kaffeeschenk oder ein insam gemachter Militär nicht mehr weiß, was er beginnen soll, da hofft er eilf Monate im Jahr auf den zwölften, nämlich auf den Oktober, miethet vor einem der gangbarsten Thore ein Lokal und hängt ein Schild aus mit der Aufschrift: Trattoria, pranzi in casa e fuori di casa, wobey für die Birbacconi und die ihnen von oben und unten anhängen, (nämlich alle, welchen die Traiteurhäuser ein Gräuel sind, weil sie, und mit Recht, den Preis von drey Bajocchi für eine Wassersuppe und in diesem Verhältnisse alles Uebrige zu theuer finden) noch besonders die Worte: Osteria con cucina*) hinzugefügt werden. Die Gäste essen dann die ungenießbaren Speisen mit eben so viel Appetit, als wären sie bey Véry in Paris gekocht; ja sie sprechen wohl gar entschuldigend: „Poverette, bisogna compiangerle; non ha fatto mai da cuoco (der arme Mensch, man muß Geduld mit ihm haben: ist er doch niemals Koch gewesen)!“ Diese christliche Duldsamkeit, übrigens bis zu solchem Grade sonst eben so wenig im Charakter der Römer als einer jeden andern Nation, ist die Frucht des Oktobermonats, einer Jahreszeit, welche in dieser Hinsicht wirklich dem Bacchusfeste der Alten gleicht, während welchem bekanntlich jede Gewaltthätigkeit, an einem Bürger verübt, wie ein Todesverbrechen bestraft wurde. So die Traiteurs. Sehen wir jetzt, wie es um die Gäste steht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser scheinbare Pleonasmus ist erst in den letzten Jahren aufgekommen, seit unter der jetzigen Regierung die diversen Trinkhäuser, wozu die Osterie nach und nach geworden waren, in Speisehäuser, wo ohne zu essen nicht getrunken werden darf, umgewandelt worden sind. Um keinen Zweifel über die Absicht der Regierung zu lassen, müssen die Speisewirthe zu dem Worte Osteria, ob es gleich schon an sich Speisehaus heißt, noch Con cucina hinzufügen. Die Bettole, die eigentlichen Trinkhäuser, sind in dieser Eigenschaft ganz aufgehoben und die Wirthe dürfen nur hinter Gittern, mit welchen die Bude verschlossen ist, und hinter welche kein Gast gelassen wird, ihren Wein verkaufen. Die Verschlagenheit des hiesigen Volks hat jedoch auch hier Mittel gefunden, die heilsame Absicht der Regierung unwirksam zu machen. Das Gesetz sagt zum Weinschenken: „Du sollst keine Gäste seyen.“ „Gut,“ antwortet der Schenk, „so will ich welche stellen!“ Und nun stellen sich die Gäste, die im Innern nicht mehr sitzen dürfen, vor die Thür und betrinken sich außen noch ärger, als vordem im Innern. Die Sache ist so spaßhaft, daß sie Erbitterung scheint, es ist aber buchstäblich wahr. Vor den Bettole stehen oft Haufen von zwanzig bis dreyßig Personen, welche aus den gläsernen Maßen, Pegliotte genannt, trinken, dabey stundenlang konversiren und die Gendsarmen noch auslachen, wann diese mit langem Halse in die Buden sehen, ob nicht irgend einer sich im Innern aufserhalb des Gitters gesetzt hat.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

München besitzt noch einen andern Architekten von gründlicher Kunstkenntniß und liebenswürdigem Charakter, Friedrich Gärtner aus Koblenz, Sohn eines um die Baukunst verdienten Vaters (10. December 1792 geboren), von einer besonderen Weihe für den Unterricht und für die Bildung einer Schule, gleich seinem Schwager Heinrich Heß. Dem achtzigjährigen Vater Gärtner folgte 1818 Klenze als Hofbauintendant. Die frühere Bildung empfing der junge Gärtner von seinem Vater, dann von dem gelehrenen Altmeister Fischer, dessen Andenken das große Theater nicht untergehen läßt. In den Verhältnißjahren 1813 und 1814 studierte er zu Paris unter Percier und sah den Sturz Bonapartes. Seine Wege nicht immer glatt und eben findend, bekämpfte er mit dem Muthe der alten Meister manches Hinderniß, nährte den Geist an den ungehemmten Trümmern und an der überlebenden Herrlichkeit Siciliens, förderte aber dieselbe ein eigenes Buch zu Tage (schon 1820 im Morgenblatte gewürdigt), so wie er auch ein sehr verdienstliches Werk über Ornamente nachfolgen ließ. Cotterell schenkte ihm ermunternde Freundschaft. 1819 vollbrachte er eine lehrreiche Reise durch England und Holland, und schon das Jahr darauf ward ihm die Professur der Architektur an der Akademie der bildenden Künste zu München. 1822 wurde er Direktor der Nymphenburger Porcelänfabrik, und auch da drängten sich bald die erfreulichen Spuren seines redlichen Eifers und seiner Sachkunde hervor. Die eben so sinn- als geschmackvolle Vase auf die Vermählung unseres Kronprinzen mit Ihrer Königstochter Elise (1823) kennen Sie, wie mich dünkt, aus eigener Anschauung oder doch aus öffentlichen Blättern? Die Pinakothek als Seroice, die herrlichsten und zur Darstellung im Kleinen geeigneten Schildereyen der Se-

Digitized by Google

mäldegallerie als Tafelzierde, ist ein wahrhaft königlicher Gedanke. Unter Gärtners Leitung wurden bereits mehrere derselben in bezaubernder Vollendung ausgeführt, z. B. das träumende Mädchen von Creuse, mehrere herrliche Van Dots, Rubens Franziskanermönch mit dem Todtenkopfe, (der einen Kenner unschlüssig machen könnte, ob hier nicht einer der größten Spanier seine Meisterschaft bewährt habe?) das Portrait des Kardinals Rospigliosi ꝛc. Aber nicht nur auf die Porcellanmalerey äußerte Gärtner diesen rühmlichen Einfluß, sondern auch auf die altdeutsche, lange verlorne gelaubte Glasmalerey. Frankh in der Porcellanfabrik hat hierin Bedeutendes geleistet. Bayerns Reichthum an alten Glasgemälden war zwar, wie der an antiken Bauwerken, mit jenem an des Rheins himmlischen Ufern nicht zu vergleichen, aber doch immer bedeutender als z. B. in Oesterreich. Tegernsee war einst eine wahre Schule der Glasmalerey. Benedikt-Beuern, Scheyern, Inderdorf, Wasserburg, Altmühldorf ꝛc. hatten köstliche Ueberreste davon, die jene klassische Verordnung des Königs vom 29sten May 1827 *) wenigstens vor weiterer Gefahr des Indifferentismus und des Vandalism gerettet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mit Freuden schreibe ich Ihnen hier, im übrigen Deutschlande fast gar nicht bekannte Verfügung hieher, die dem rechtgesinnten, dem geschichtlichen und Kunstsinn des Königs gleiche Ehre bringt. Welche Vorbilder und Ueberreste alter Kunst und alter Zeit wären nicht dem Untergang entrissen worden, wäre den Josephinischen Reformen (1782—1786). der großen Säkularisation in Deutschland, und insonderheit der bayrischen Klöster (1802—1803) Aehnliches vorausgegangen! Die bibliomanische Gesellschaft und die antikische Wuth in England hätte keine so reiche Erndte gefunden. Oberpfleghofkaplan und Archivare, die selbst Sammler waren, hätte ihr Weizen minder herrlich gedünkt, und weder der Lorrain in Straßburg, noch in ein Paar Münchner Antiquarhandlungen wäre eine so reiche Erdbeerlese von Dingen aufgeschlagen worden, bestimmt ein unveräußerliches Pecullum der Nationalbildung zu seyn und zu bleiben; zu dem: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini könnte auch München reichliche Beyträge liefern.

Ludwig von Gottes Gnaden ꝛc. Da wir schon mehrmals mit Bedauern bemerkt haben, daß den in Unserm Reiche zerstreuten rein geschichtlichen, architektonischen und andern Denkmale der Vorzeit von Seite der öffentlichen Behörden nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet und dadurch viele historisch oder artistisch wichtige Ueberreste früherer Jahrhunderte zerstört oder verwahrlost worden sind. Wir aber die Erhaltung solcher Denkmale zur Bildung des Nationalgeistes, zum Studium der vaterländischen Geschichte und zur Verbreitung der Kunde derselben unter dem Volke, so wie für dessen altererprobte Liebe für seine Dynastie und seinen heimathlichen Boden für vorzüglich wichtig erachten, so ertheilen Wir Unserem Staatsministerium des Innern den Auftrag, sämmtlichen Kreisregierungen diese Unsere Willensmeynung zu eröffnen, und dieselben anzuweisen:

1) Nicht nur selbst für die Erhaltung und Bewahrung der in den verschiedenen Kreisen des Königreichs sich befindenden schon bekannten oder noch zu entdeckenden historischen Denkmale (dieselben mögen nun in Alterthümern römischen Ursprunges oder in Ueberresten des Mittelalters, in geschichtlich denkwürdigen Burgen und Kirchen, oder in Bildsäulen, Denkkreuzen, Grabsteinen, Inschriften u. s. w. bestehen) die möglichste Sorge zu tragen, sondern auch die Landgerichte und Magistrate zu gleicher Sorgfalt dinsichtlich der in ihrem Bezirke sich befindenden Monumente dieser Art aufzufordern.

2) Die summarischen, von den einzelnen Behörden oder von Geschichts- und Kunstfreunden und Sammlern des Orts, welche sich wohl dazu geneigt finden dürften, angefertigenden Anzeigen und Verzeichnisse jener Denkmale einzusenden, welche alsdann unserer Akademie der Wissenschaften als Notizen und Anhaltspunkte weiterer historischer Untersuchungen mitzutheilen sind:

a) Insbesondere hinsichtlich der Grabmäler, die einen geschichtlichen, genealogischen oder artistischen Werth haben, dafür zu sorgen, daß dieselben so viel möglich erhalten, und so gut es gethan kann, auch gegen die Unbilden der Witterung geschützt werden; doch dürfen solche nicht von ihrer Stelle (als ihrem eigentlich bedeutungsvollen klassischen Boden) gerückt werden.

b) Vorzüglich ist in vormaligen bischöflichen Städten (z. B. Freysing, Eichstädt, Passau, Bamberg, Aschaffenburg, Augsburg ꝛc.) dahin zu trachten, daß die Epitaphien der ehemaligen fürstlichbischöflichen Regenten in möglichst vollständiger Folgereihe erhalten werden; wogegen in den größern vormaligen Reichsstädten, namentlich in Augsburg, Nürnberg und Regensburg, auf die Ueberreste und Denkmale der Entwicklung des Municipalwesens, der kommerziellen und andern bedeutenden städtischen Verhältnisse vorzügliche Aufmerksamkeit zu richten ist.

3) In Beziehung auf die in den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden zerstreuten eigentlichen Kunstwerke, z. B. Altargemälde, Bildsäulen, andere einzelne Kunstsachen ꝛc. ist dahin zu wirken, daß dieselben in reinlichem Zustande erhalten und sowohl vor jeder Verunglimpfung oder gar Beschädigung, als auch vor ungeschickten Restaurationsversuchen bewahrt werden.

Neue Methode zu schießen.

Ein Herr Stevier schoß kürzlich in England mit zwey Loth Schießpulver eine Kugel von vierzehn Pfund auf eine Entfernung von 525 Fuß im Kernschusse (point blank); die Kugel drang nachher noch drey Fuß tief in die Erde. Mit derselben Menge Pulvers schoß er mit einem Achtzehnpfünder einen dicken Baum ab. Das Sonderbarste bey seiner Art zu schießen ist, daß er keinen Lauf dabey braucht, sondern für schweres Geschütz blos einen eisernen Block von der Schwere eines Zentners. Die Vortheile dieser Erfindung für den Seekrieg sind nicht zu berechnen. Stevier machte ein Modell im Kleinen, um einige Experimente vor einer Gesellschaft zu zeigen, und fand zu seinem Schrecken, daß zwey Gran Pulver

Digitized by Google

eine drey Loth schwere Kugel durch ein dünnes Brett von Fichtenholz durchschlugen, die dann noch auf einegefährliche Weise im Zimmer umhertanzte. Prof. Brocke don meynt, daß Siewier bey seiner Methode das Zurücklaufen der Kanone für den Schuß selbst gewinne, und hielt hierüber eine sehr gelehrte Vorlesung, in welcher er zeigte, daß dieses Zurücklaufen nur dann erst statt hat, wann die Kugel aus der Mündung der Kanone ist. Siewier bringt das Pulver in der Kugel selbst an. Man weiß aber sonst nichts, als daß in der Kugel eine walzenförmige Kammer angebracht ist, die leicht auf eine Docke oder auf einen Stock paßt, der auf Zapfen befestigt ist, und daß auf dem Boden der walzenförmigen Kammer in der Kugel eine Pulverkammer sich befindet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 2. Oktober.

(Fortsetzung.)

Zu Rochefort trugen zwey arme Neger, welche bey einem Aufstande der Sklaven zu Martinique ergriffen und zu den Galeeren verurtheilt worden waren, geduldig ihr hartes Schicksal. Man hatte sie beschuldigt, sie hätten die Weißen vergiftet. Einiger Anschein war wider sie. Beweise konnten aber nicht beygebracht werden, so daß sie auf den bloßen Verdacht, wie es scheint, verurtheilt worden sind. Mit den bedauernswürdigen Sklaven machten es die Richter wohl nicht so genau nehmen. Die beyden armen Menschen wandten sich mit ihren Klagen an Appert; sie haben keinen Freund, keine Fürsprecher in Europa, sie befinden sich in einem fremden Weltheile, unter einem für sie unausstehlichen Klima, und bedauptet, sie seyen sich keiner Schuld bewußt. Niemand hat Klage wider sie geführt, seit sie an die Ketten geschmiedet sind, und sogar die andern Gefangenen erbarmen sich über das Schicksal der beyden Neger. Ein Verbrecher, der auf lebenslang zu den Galeeren verdammt worden ist, und also eben kein Aufsehn von Tugend sein muß (Appert sagt sogar von ihm, er sey bey ihm wenig Hoffnung zur Reue und Besserung) hat ihn, er möchte doch die Gnade der beyden Neger bewirken, sie wären nicht im Stande auch nur einem Kinde weh zu thun, und alle Gefangenen würden sie mit Freuden in Freyheit setzen seyen. Während Apperts Anwesenheit auf einer der Bagnes sollte ein Gefangener bestraft werden, weil er auf der Flucht ertappt worden war. Appert besprach sich mit den Obern, suchte den Gefangenen auf, und ließ ihn Befreyung von der Strafe hoffen, wenn er ihm versprechen wolle, nicht mehr zu entweichen. Der Mann hat um vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, indem ihm das Verzichtleisten auf künftige Entweichung ein gar hartes Opfer schien. Am folgenden Tage erbat er sich eine neue Frist, ungefähr wie der alte Philosoph, welcher um eine Definition der Gottheit geboten worden war. Endlich ständige der Gefangene Appert an, das Opfer sey gebracht, er versproche feyerlich nicht wieder zu entlaufen, so hart man auch auf den Galeeren behandelt werde. Der rührendste Zug, den Appert erzählt, ist folgender: Ein Gefangener, der ihm seine Herzensangelegenheiten gestand, erzählte ihm, ein Mitgefangener habe, als er mit ihm auf die Galeeren gekommen, ein unmündiges Kind gehabt, das sonst keine Verwandte hatte. Der Vater erzog es mitten unter den Verbrechern so gut er konnte, und als er todeskrank geworden war, empfahl er auf dem Sterbebette sein Kindchen dem mitgefangenen Freunde, und bat ihn, sich des Kinds anzunehmen und Vaterstelle bey ihm zu vertreten. Darauf war der Mann gestorben. Der Freund hatte das Verlangen desselben redlich erfüllt und das Kind aufgezogen; hierauf war der Knabe als Schiffsjunge beym Seewesen angenommen worden. Da nun der Gefangene nicht mehr über ihn wachen und ihn beschützen konnte, so bat er Appert, er möchte doch Mittel und Wege finden, dem empfohlenen Knaben etwas Gutes auf ihn werden zu lassen. Solche neun junge Seelen, so viel Tugend und Herzensgüte von einem Verbrecher erwarten hatten? Sicher sind nicht alle in Ketten geschmiedete Gefangene von Grund aus verderbt, sicher läßt sich von manchen noch hoffen, daß sie auf den Pfad der Redlichkeit zurückkehren werden. Appert hat in seinem Journal des Prisons mehrmals auf der Nothwendigkeit bestanden, die Gefangenen von einander zu trennen, so daß diejenigen, welche nur einige Jahre lang Kettenstrafe auszustehen haben, und die in einem schwachen Augenblicke oder in der Uebereilung sich einen Vergehens schuldig gemacht, nichts mit den verstockten Erzbösewichten zu thun haben, welche zu lebenslänglicher Strafe verdammt sind. Allein auch diese letzten sind nicht ganz ohne gute Anlagen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Würtemberg.

In Nr. 256 dieser Blätter heißt es, daß der französische Ehrenpreis Dorret auf den glücklichen Einfall gerathen sey, die warmen Bäder Frankreichs zu Föhrenfabriken zu benutzen, indem man daselbst mit der geringsten Mühe und ohne alles Brennmaterial die nöthige Brunwärme erhalten und unterhalten könne. „Die Badenbader, heißt es dort weiter, können auf diese Weise ihre Badgäste im Sommer und die benachbarten Städte im Winter mit jungen Föhren versehen. Unsere Bäder zu Pfeffers, Gastein, Baden bey Wien, Aachen, Wiesbaden u. s. w. sind warm genug, um Föhren aus Obern aufzuziehen, und es ist nicht zu zweifeln, daß dieser Gedanke auch bey uns bald ausgeführt werden wird."

Es wird nicht ohne Interesse seyn, zu hören, daß dieser schon im Jahre 1811 in Würtemberg versucht wurde. Durch die nämliche gleiche Naturwärme der Quellen des Wildbades, im würtembergischen Schwarzwalde, wurde der damalige Badearzt daselbst, Dr. Justinus Kerner, auf den Gedanken geleitet, das es nicht unmöglich wäre, durch solche Quellen Föhrner aus Obern ausbrüten zu können. Die wenigen Versuche, die er bey beliebiger Entfernung vom Wildbad darüber anstellen konnte, lieferten einen Erfolg, die ihm die Möglichkeit eines solchen Unternehmens bey fortgesetzteren Versuchen darthaten. Auf diese seine Versuche gründet sich, was er S. 48 in seiner, schon im Jahr 1811 über das Wildbad erschienenen Schrift sagt:

„Die lebenerweckende, gleichförmige Verbindung dieses Wassers mit Wärme kann, glaube ich, kein Thermometer so schön darthun, als das Experiment sie darthut, daß Hühnereyer beynahe zum Ausbrüten in ihm gebracht werden können."

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 27. November 1828.

Ehrsüchtig nennst du sie, auf Größe nur bedacht? —
Sprich, welche Früchte hat ihr Schwert für sie gebracht?

Voltaire.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung von Nro. 262.)

Wir haben wohl kaum irgend ein großes, neues Gebäude, über das so viel Distelwitz gemacht worden wäre, wie über die Glyptothek in München. Ein riesenartiger Bierkeller, mit einigen siegenden Nebenbuhlern des Heidelberger Fasses, ein solcher Titanenkeller in den großartigen Formen, die wir an den Kellern und Marställen mancher ehemaligen Reichsprälatur bewunderten, ein solcher Keller, lieber Freund! sage ich zum dritten Male (denn aller guten Dinge sind drey), wäre nicht so vielen Anfechtungen ausgesezt gewesen, wie die Glyptothek, ein welsches Opernhaus auch nicht, ein Staderltheater eben so wenig, auch nicht, statt des unschuldigen Hirschangers, ein Hirschpark à la Louis XV. Eine bedeutende Mehrheit würde diese Bauten recht national, recht populär, recht menschlich gefunden, einige philisterhafte Politiker würden dieser neuen Verwirklichung des alten: „panem et circenses," ein listiges Beyfallslächeln geschenkt haben. Man spricht im übrigen Deutschland, vorzüglich in Wien und Berlin, manches von den hochfliegenden, ehrgeitzigen Träumen der Bayern. Ich habe dieses in München nicht finden können, und die Hauptstadt ist doch sonst hierin kein schlechter Barometer. Die Salons (wir meynen damit keineswegs insonderheit die Münchner Salons) sind an und für sich auf der ganzen Erde voll jenes langweiligen Prunkes, unter welchem alles intensive Leben verloren geht, voll jenes betäubenden Durcheinanders, von dem man eben so wenig etwas Rechtes versteht, als von den verworrenen Weisen einer fernen Tanzmusik, voll jenes umgekehrten Esprits, der die Gesellschaft eine ganze Stunde vortrefflich von Nichts unterhält, aber um so früher, wie Butter an der Sonne, zerrinnt, je wichtiger der Gegenstand der Unterhaltung zu werden droht.

Aber blos nach den Salons darf man gar keine Nation, noch auch ihre Hauptstadt beurtheilen. Es gilt von ihnen, was Schiller eben so witzig als wahr von der Akademie und von den Akademikern gesagt hat. Es sind in diesen Salons sehr viele an Geist und Herzen vortreffliche Menschen. Freylich möchte man sie am liebsten jeden einzeln vor sich haben, losgeschält von jenem widrig entstellenden Firniß eben der Salons, die eigentlich eine recht schlaue, diplomatische Anstalt sind, die Leute abzuklären, sie immer mehr zu verflachen, sie gegen alle höheren Interessen der Zeit und des gemeinen Wesens abzustumpfen.

Was die Bayern in alter und neuer Zeit ruhmvoll in den Waffen gethan, mit welcher muthigen Treue sie ihr angebornes, tausendjähriges Regentenhaus in Zeiten der Gefahr und Noth umstanden, steht im Buch der Geschichte gar leserlich geschrieben. Freylich haben sie nur zu oft das durch die Waffen Gewonnene in der Diplomatie wieder verloren, und mit Schmerz erblickt man in dem glanzvollen Gemälde das „Versäu-

Digitized by Google

men der Augenblicke," als eine allzu oft wiederkehrende, hämische Seitenfigur. Selbst die durch Staats- und Kriegskunst glänzendere Epoche Max I. (1597—1651) der unter den Zeitgenossen wohl nur in Heinrich IV. und Gustav Adolph seines Gleichen fand, zeigt in dieser Hinsicht manch unauflösliches Räthsel. Daß noch ein Haus Oesterreich vorhanden ist, war das Werk Maximilians, dieses rastlosen Oberhauptes der katholischen Ligue. In der Dämpfung des oberennischen Bauernkrieges und in der Prager-Schlacht am weißen Berge (beydes Maximilians Werk) lag die Rettung. Ferdinands II. blos passive Standhaftigkeit hätte ihn nimmermehr bewahrt vor dem nahen Loose der Merowingen. Die Gelegenheit war so nahe und unfehlbar, Bayern seine alten geschichtlichen und natürlichen Gränzen, die Enns und die Eiler wieder zu geben, und Maximilian, der doch das mit Berchtolsgaden rechtende Salzburg so rasch besetzt und den kecken Erzbischof Wolf Dietrich eingesperrt, der in der Unterwerfung Donauwörts das Vorspiel des dreyßigjährigen Krieges gegeben hatte, gibt Salzburg wieder heraus; während sich die Sachsen ihre zweydeutige Hülfe mit beyden Lausitzen bezahlen lassen, gibt er auch das durch seine Waffen gewonnene, ihm für die ungeheure Kriegskosten Pfandweise abgetretene Land ob der Enns wieder zurück, und nimmt dafür altbaierisches Land, die seinem Vetter Friedrich, dem Winterkönige Böhmens entrissene Oberpfalz mit der Churwürde!

Eben so unfruchtbar war der reiche Lorbeer, den Max Emanuel beym Entsatze Wiens, in der Befreyung Ungarns vom anderthalbhundertjährigen Türkenjoche, vor Neuhäusel, vor Gran, in der Erstürmung Ofens und Belgrads, und auf dem Schlachtfelde von Mohats pflückte. Aus dem Kriege von 1805 ging Bayern durch den Preßburger Frieden und durch die Rheinbundesakte allerdings seinen uralten Grenzen angenähert hervor. Bey weitem nicht so aus dem Kriege von 1809, noch minder aus dem russischen Feldzuge, wo ein ganzes Heer tapferer Bayern des Leonidas Grabschrift verdiente: „Wandrer sage daheim, daß wir Alle hier gefallen sind, den vaterländischen Gesetzen zu gehorchen," und wo die Donapartischen Kriegesfürsten sich auch noch den Ruhm dieses Heldenhäufleins gerne zugeeignet hätten, und aus dem Befreyungskriege! Auf dem Schlachtfelde von Regensburg verhieß Napoleon Bayern bis zur wahrhaften Selbständigkeit zu vergrößern. Der Bruch dieses Wortes kam ihm theuer zu stehen. Hätte er Bayern seine alte Ennsgränze wieder gegeben und Enns mit Mauthhausen (wie Wesel, wie Mainz mit Kassel, Straßburg mit Kehl) zu einer Hauptfestung des grand Empire gemacht, wäre (das ist eine ernste Frage) jene schnelle Wendung des Sommers 1813. möglich gewesen?

Dem ursprünglichen Loose nach war unstreitig das Urvolk der Bayern im Süden Deutschlands, so wie das Urvolk der Sachsen im Norden zur ersten Rolle berufen. Warum es im Verlaufe der Zeiten keines von beyden geworden, gibt Anlaß zu den lehrreichsten, geschichtlichen Betrachtungen. Ich meynte aber in München eher zu wenig zu finden als zu viel von jenem erlaubten, ja erwünschten Stolze auf die höchsten Güter einer Nation, auf die Kulturstufe, die sie behauptet, auf die Fortschritte, welche die Nationalbildung, der Wohlstand, die Finanzen und die äußere politische Achtung gemacht haben, auf die literarischen und Kunstschätze, die sie gewonnen, auf die vielen ausgezeichneten Talente, die sie vereinigt, vor allem endlich auf einen König mit diesem herrlichen Willen, mit dieser Liebe zu seinem Volk, mit dieser, seit Kaiser Max I. auf deutschem Boden nie mehr schlagenden medicäischen Ader.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kaukasus und einige seiner Völkerschaften.

(Fortsetzung.)

Die Tscherkessen sind in ihrer Kleidung, Wohnung und in ihren Speisen sehr reinlich. Die Männer scheeren Kopf und Bart, und lassen blos den Knebelbart wachsen. Ihre Kleidung ist leicht, nett und anständig, und in vielen Stücken der tatarischen ähnlich, aber von gefälligerem Zuschnitte. Sie tragen zwey Röcke über einander, einen längern unten und einen kürzern darüber, welcher geschlitzte, oft mit Pelz verbrämte Aermel, und auf der Brust zwey Taschen hat, um Patronen hinein zu stecken; ferner lange, weite Beinkleider, enge Halbstiefeln von rothem oder gelben Saffian, mit welchen sie auch zu Pferde sitzen, eine mützenförmige, mit Baumwolle gepolsterte, durchnähte und verschiedentlich gezierte Mütze, und im Winter einen Leibpelz. Fürsten und Edle legen im Kriege und bey Besuchen über das Unterkleid noch ein wunderschönes Panzerhemde an, das über die Arme und vom Gürtel bis zu den Knieen reicht, dessen feine Arbeit den kunstreichsten englischen Stahlfabriken Ehre machen würde. Es ist aus polirtem Stahl gemacht, und besteht aus einem Netz unendlich fein gearbeiteter kleiner Ringe, welche mit einander verbunden ein Gewebe ausmachen, das besonders im Sonnen- oder Kerzenglanz einen überraschenden Anblick gewährt. Im Gürtel stecken Dolch und Pistolen, und um die Hüften sind Bogen, Köcher und Säbel gegürtet.

Die Kleidung der Frauenzimmer gleicht so ziemlich der männlichen. Das Haar flechten sie am Hinterkopfe in einen mit Leinwand überzogenen Zopf, und bedecken den Kopf mit einer runden Deckelhaube. Die Verheiratheten verhüllen ihn mit einem weißen Tuche, das über die Stirn glatt angezogen und unter dem Kinn zusammengeheftet

Digitized by Google

wird. Die Geistlichen, welche in großer Achtung stehen, obgleich die Tscherkessen fast nur dem Namen nach Muhamedaner sind, lassen den ganzen Bart wachsen, und tragen meistens einen dunkelrothen Turban und längere scharlachrothe Kleider. Die Vornehmen lieben, wie aller Orten, den Prunk in Kleidung, Pferden und Bedienung, und verwenden daher viel auf baumwollene und seidene Zeuche, Bänder, Tressen, metallene Geräthe, Juchten, Saffian ꝛc. Das alles bekommen sie durch die unter ihnen wohnenden, gern mit Handel und Schacher sich abgebenden Armenier, denen sie dafür die Produkte ihrer Vieh- und Bienenzucht, grobes Tuch, Filzdecken und Sklaven verkaufen.

Die Hauptbeschäftigungen der Edeln sind nach alter Sitte Jagd, Raub und Krieg. Alles, was der edle Kabardiner sich durch seinen Säbel erwirbt, gilt für eine ehrenvolle und rechtmäßige Beute. Jede benachbarte Völkerschaft, welcher sie an Stärke überlegen sind, muß ihnen eine Abgabe von Schafen, Kupfergeschirren, Filzen, Füllen und dergl. entrichten, oder einen andern Tribut bezahlen. Die Fertigkeit im Gebrauche der Waffen, die Geschicklichkeit zu stehlen und das Gestohlene zu verbergen, sind bey ihnen die größte Kunst und die höchste Ehre. Auf den Unterricht in diesen rühmlichen Künsten zweckt die ganze Erziehung der Knaben ab. Die Mädchen hingegen werden im Sticken, Nähen, Weben, Strohmatten und Korbflechten, in der Verfertigung der Kleider und in andern weiblichen Arbeiten unterrichtet.

Die Kabardiner wohnen im Winter in Dörfern, die sie von Zeit zu Zeit wieder verlassen und sich bald anderswo, am liebsten nahe am Wasser, anbauen. Sie führen also eine nomadische Lebensart, wohnen aber nicht unter Zelten, sondern bauen sich Hütten aus Lehm und leichtem Fachwerke, die sie ohne Mühe wieder abbrechen und bey ihren Wanderungen bequem mitführen können. Sie bauen sie dicht neben einander in einem Kreise oder Vierecke. Die Häuser der Edelleute und Fürsten aber stehen isolirt, außerhalb des Dorfs, haben mehrere Gemächer und sind, wie billig, in allem besser eingerichtet, als die Wohnungen der Gemeinen. Für Fremde und Gäste ist wieder eine besondere, mit einem Kamin, Divan und andern Bequemlichkeiten versehene und von den übrigen Häusern abgesonderte Wohnung erbaut. Man findet auch Wirthshäuser in den Dörfern, die sich durch Reinlichkeit empfehlen. Die Häuser selbst sind 4 — 5 Klafter lange und 2 Klafter breite Vierecke. Darüber ruht ein flaches Dach von einem leichten, mit langem Grase bedeckten Sparrwerke. Das Haus besteht aus einem größern Zimmer für die Frau und einem kleinern für die Sklavinnen. Der Mann bewohnt ein eigenes Haus und läßt sich in Gegenwart eines Fremden nicht gerne bey seiner Frau sehen.

Viehzucht und nächst dieser Ackerbau sind die vornehmsten Beschäftigungen der Kabardiner. Auf ihren weiten Triften, in den grasreichen Thälern ziehen sie zur Sommerszeit mit Pferden, Rindern, Büffeln, Kameelen, Schafen und Ziegen umher; Schweine halten sie als Muhamedaner nicht. Auf die Pferdezucht wird vorzüglich viele Sorge verwendet; auch zeichnen Schönheit, Stärke, Dauerhaftigkeit und, was höher als alles geschätzt wird, Schnelligkeit die tscherkessischen Pferde aus. Jeder Fürst und Edle hat sein eigenes Abzeichen, welches dem Füllen seiner edlen Race auf die Hüfte gebrannt wird. Jeder, der es wagt, dieses Zeichen zu entweiden und einem gemeinen Pferde aufzudrücken, wird mit dem Tode bestraft. Die Ochsen werden nicht nur zum Ackerbau gebraucht, sondern auch vor zweyrädrigen Karren zum Fahren auf dem Gebirge gebraucht.

Der Ackerbau, den blos die Bauern, so wie die Viehzucht, besorgen, wird mit geringer Einsicht und eben so wenigem Fleiße getrieben. Die Pflüge sind so groß und plump, daß man 6 — 8 Ochsen vorspannen muß. Man beschränkt sich meistens nur auf Mais und Hirse. Außerdem werden Melonen, Arbusen (köstliche Wassermelonen), Kürbisse, etwas Tabak und viele vortreffliche Gartengewächse gebaut. Der von den Weibern zu Zwirn benutzte Hanf wächst wild.

Im Essen und Trinken sind sie mäßig, sehr gastfrey, im Umgange artig und höflich, äußerst thätig, kühn, vortreffliche Reiter und in den Waffen wohlgeübt, aber auch unzuverlässig, treulos, und eben so streng in Beobachtung der Blutrache als des Gastrechts. Der Gastfreund findet nicht nur die beste Aufnahme, sondern auch vollkommene Sicherheit, und wird selbst mit Lebensgefahr beschützt. Die Frauen sind zwar gutmüthiger, verläugnen aber doch den Nationalcharakter nicht. Bey dem Tode ihres Mannes beyzeigt die Frau ihren Schmerz dadurch, daß sie sich das Haar ausrauft und Gesicht und Brust bis aufs Blut zerkratzt. Der Mann betrauert seine verstorbene Frau, indem er sich blaue Flecke ins Gesicht schlägt.

Auf der Südseite des Kaukasus am schwarzen Meere, westwärts von der Provinz Schirwan in Persien, liegt Georgien oder Gurdschistan, von den Russen Grusien genannt, jetzt (seit 1801) ganz unter russischem Scepter, ein beträchtliches Land von 1600 Quadratmeilen mit 380,000 Einwohner, die im Nothfall 40,000 Mann ins Feld stellen. Es ist beynahe ganz vom Kaukasus eingeschlossen, durch welchen auf jeder Seite nur ein enger Paß führt, so daß es vor feindlichen Anfällen hinlänglich geschützt ist.

Das Klima dieses Landes ist ziemlich mild und angenehm; es ist unter Rußlands südlichen Provinzen eine der gesundesten. Seine Lage am Kaukasus, dessen Zweige sich beynahe durch das ganze Land erstrecken, macht es na-

Digitized by Google

türlich sehr bergig; aber überall sind sanfte Abhänge und fruchtbare Thäler, welche ohne viele Mühe liefern, was zum Bedürfniß und einem frohen Lebensgenuß gehört. Die Luft ist meistens trocken, im Winter sehr kalt, im Sommer sehr heiß, dem Gedeihen aller Gewächse aber sehr zuträglich. Die schöne Witterung fängt früh an und dauert bis in den November. Die Wandeln blühen schon im Februar, die Granaten im Junius, und die Kirschen, Pflaumen und Aprikosen fangen im May an zu reifen. Der Kur (Apr, Cyrus der Alten), Andi, Diva (vor Zeiten Phasis) und Ura s durchströmen die fruchtbaren Ebenen und bewässern die herrlichen Felder. Das Brod kann man nirgends besser und wohlfeiler, das Obst nirgends köstlicher finden. Die Viehzucht ist beträchtlich, und sowohl Horn- als Wollenvieh gut. Die Seidenkultur macht neben der Weberey die vorzüglichste Landesindustrie aus. Die Reben schlingen sich wild um die Bäume herum, und ob sie gleich weder beschnitten noch umhackt werden, so versorgt doch ein Stock bisweilen ein Jahr lang eine Familie mit Wein; kurz es ist vielleicht auf der Erde kein Land, wo man sich zu allen Zeiten eine bessere und wohlfeilere Tafel verschaffen kann als Georgien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Ancelots Trauerspiel hat in den Tagesblättern zu einer literarischen Fehde Anlaß gegeben. Die dem alten, sogenannten klassischen Styl huldigenden Journalisten haben behauptet, was in diesem Stücke Vorrefflichs sey, habe der Verfasser nach den Regeln der französischen Dramatik gedichtet; wogegen alles, was er im romantischen oder fremden Style geschrieben habe, schlecht sey; also beweise dieses Stück gerade die Nothwendigkeit der strengen dramatischen Konventionen. Das gegen erwidern die wenigen Romantiker in den Tagesblättern, besonders der Globe, der behweigen auch manchmal von den andern verbohrt wird, jetzt erst könne das französische Publikum sehen, welche Vortheile es durch die Romantik gewinnen könne, und wie interessant das Theater erst werden würde, wenn, nach Ancelots Beyspiel, die tragischen Dichter das wirkliche Leben tiefer auffassten und lebendiger darstellten; es sey doch ganz etwas anders, ein solches Ancelotsches Stück mit den verschiedenen gesellschaftlichen Ständen auf der Bühne zu erblicken, als ein altes französisirtes Trauerspiel, wo einerseits der griechische oder römische Held mit seinen Vertrauten und andererseits die Prinzessin mit ihrer Vertrauten auftritt, und wo Heldenthum und Liebe einzig den Stoff zum Gespräche hergeben müssen. Das Publikum, das gern ins Theater geht, wenn es einer guten Unterhaltung sicher ist, findet sich bey jeder Darstellung Olga's in Menge ein, ohne sich sehr um den Streit der Klassiker und Romantiker zu bekümmern. Die Lage der armen Olga ist das ganze Stück hindurch äußerst dramatisch; ihr Schicksal bleibt lange unentschieden; bald soll sie der Rache der bösen Stiefmutter preisgegeben werden, bald steht sie an den Stufen des Thrones und soll auf denselben gehoben werden, bis endlich die Bosheit obsiegt und das arme Schlachtopfer in den Abgrund stürzt. Nur können gerade die schönsten Auftritte dieses erschütternden Trauerspiels keinen Anspruch auf originelle Erfindung machen; denn es sind Nachahmungen aus Schillers Maria Stuart und aus Walter Scotts Kenilworth; fast sollte man glauben, Ancelot habe aus Maria Stuart und Emmy Robsart eine einzige Person gemacht und dieselbe Olga genannt. Das Stück ist nun auch gedruckt zu haben und wird gewiß den Beyfall des Dichters, welcher sich schon durch andere Stücke und Gedichte hinlänglich bekannt gemacht hatte, noch fester begründen. Die Frau des Dichters hat einmal ein Bild gemalt, worin alle Personen, welche sich im Hotel des Marschalls Marmont, wo die Ancelotsche Familie wohnte, versammelten, um ein neues Stück vorlesen zu hören, abgebildet sind. Es ist Schade, daß sie nicht damit gewartet hat, bis Ancelot seine Olga gedichtet hatte; denn alsdann hätte sie den Zuhörern weit aufmerksamere Gesichter beylegen, allenfalls auch die allzu russischen Zuhörer einige Grimassen schneiden lassen können über die romantischen Züge in diesem Stücke. Die Gesichter der Romantiker hätten dagegen von lauter Entzücken überfließen müssen. Ob man nun aber Classiker oder Romantiker ist, so muß man doch immerhin einen jungen Dichter loben, welcher sich über die gewöhnliche Sphäre zu erheben, seinem durch die Konventionen gefesselten Genie eine neue Bahn zu brechen sucht, und nebenbey ein Stück schreibt, das auch der Humanität dadurch nützen kann, daß es die Greuel und Barbarey in ein gehöriges Licht stellt. Dieß ist noch besser, als wohlklingende Reime und poetische Ergüsse über den Pomeranzenduft in den Südländern. Dg.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Was nun schließlich die Darstellung auf der hiesigen Bühne anbetrift, so muß sie weit hinter der zurückstehen, die Referent kurz zuvor auf dem Wiener Burgtheater sah. Herr Korn als Lord Elmwood war meisterhaft, ganz Lord, ganz Engländer, herb, streng, aufbrausend, bey dem weichsten, stets zurückgedrängten Gefühl. Herr Rebenstein dagegen, so viel Mühe er sich auch immer geben mochte, erlag den Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten. Früher nur gewöhnt, jugendliche Leidenschaftlichkeit und Innigkeit, später als Gbg. Otto von Mittelbach und Siegfried Bieberkeit, Kraft, Treuherzigkeit und Tüchtigkeit auszudrücken, wußte er sich in diesen beyden, harten Charakter auf keine Weise hinein zu finden; er spielte nur Scenen und keinen Charakter, einen Deutschen und keinen Engländer, einen Weichmüthigen, der sich zur Härte zwingt, ohne damit zu Stande zu kommen. Von einer Steigerung des Zorns, der Strenge war die Rede nicht, und so gingen die wirksamsten Momente, da alle Mittel schon früher verbraucht waren, ohne Wirkung vorüber. Mit welcher Ruhe und Würdigung, welchem noblen Anstande, welchem tief in alle Züge eingegrabenen Ausdruck jahrelangen Schmerzes, welcher Steigerung aller Aufwallungen, des bitteren Menschenhasses, der Rührung, Leidenschaft und väterlichen Liebe, gab Herr Korn diese Rolle! Besonders vortrefflich aber war in Wien der allgemeine englische Ton der Stille, Trauer und Melancholie, den ein langjähriges Unglück in dem Hause des Lords als steten Grundton hatte erklingen machen. Doch wir wollen die Parallele nicht weiter verfolgen, wir würden, wollten wir aufrichtig seyn, Die. Bauer und Herrn Lombard wegen ihres weniger als mittelmäßigen Spiels kränken müssen, wenn wir auch Herrn Lemm als Sanford alle gerechte Anerkennung nicht versagen dürften. Die. Bauer und Herr Lombard sollten sich in Stettin oder Magdeburg engagiren lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In einigen Exemplaren unseres gestrigen Blattes, in dem Gedicht: Schwanengesang von K. Immermann, ist zu lesen in der vierten Strophe: Landumtosenden Jahrmarkt, in der fünften Strophe: mein jüngstes Lied.

Beylage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freytag, 28. November 1828.

Hier wohnt ihr? Schade um das schöne Land!

W. Scott.

Der Kaukasus und einige seiner Völkerschaften.

(Fortsetzung.)

Schade nur, daß die Einwohner Georgiens diese Schätze der Natur, welche ihnen ihr Land darbietet, so wenig nutzen! Sie verlassen sich in ihrer Trägheit auf die Fruchtbarkeit des Bodens, und müssen daher noch vieles von den Armeniern und Russen kaufen. Vornehme und Geringe wohnen sogar öfters unter der Erde, wobey jene stolzer sind als mancher europäische Edelmann auf seinem Schlosse. So war es in der alten Zeit nicht, da blühten wohlhabende Städte und reiche Dörfer, welche aber durch die Einfälle der Türken, Perser und Kaukasier zerstört wurden. Das Volk versank in Kraftlosigkeit und Leibeigenschaft, in der es zum Theil noch jetzt schmachtet. Doch ist es nicht mehr so sehr der Willkühr des Adels unterworfen, der sonst sogar dessen Kinder raubte und verkaufte. Dieser harte Druck erniedrigte die Nation, und hatte auch einen nachtheiligen Einfluß auf ihren sittlichen Charakter. Jetzt ist ihnen von der russischen Regierung seit der Eintheilung des Landes in Kreise ein Obergericht als Civilobrigkeit gesetzt, vor welchem sie ihre Klagen anbringen können. Sie schätzen sich auch glücklich, unter Rußlands Scepter gekommen zu seyn. Von den Landeseinkünften geht nichts nach Rußland; alles wird zur Erhaltung und Verbesserung der innern Industrie verwendet. Viele armenische Familien aus den benachbarten persischen und türkischen Provinzen haben sich seitdem hier angesiedelt, besonders in der Hauptstadt Tiflis.

Die Georgier sind das zahlreichste und mächtigste Volk am Kaukasus. Sie sind große, starke, wohlgebaute Leute; die Schönheit ihrer Frauenzimmer ist im ganzen Oriente berühmt, und selten sieht man ein häßliches Gesicht unter ihnen. Sie haben von Natur viel Geist, dem es nur an Entwicklung und Ausbildung fehlt; sie sind höchst unwissend, dem Trunke und andern Lastern ergeben. Selbst ihre Patriarchen, Bischöfe, Mönche und Priester, die mit den Laien fast sämmtlich der griechischen Kirche zugethan sind, leben in tiefer Unwissenheit über Religion und die ersten Pflichten ihres Standes. Man wirft den Georgiern Habsucht, Verrätherey, Undankbarkeit, Rachsucht, Stolz und Unverschämtheit vor; sie besitzen eine unglaubliche Dreistigkeit, etwas zu fordern, wozu sie kein Recht haben.

Die Sitten und Gebräuche der Georgier sind meistens nach dem Persischen geformt, auch ist die Kleidung persisch, bisweilen nähert sie sich aber der polnischen. Die Lebensart ist sehr einfach, ja armselig.

Ganz von demselben Schlage sind die mit den Georgiern genau verbundenen Imiretier, in alten Zeiten Iberier genannt, deren Land, das alte Iberien, bekannt durch die griechische Mythe von der Eroberung des goldenen Vließes zu Kolchis, unter die schönsten und fruchtbarsten Provinzen am Kaukasus und am schwarzen Meere gehört. Es hat zwar seinen eigenen,

Digitized by Google

aber vom ruſſiſchen Kaiſer abhängigen Fürſten (Zaar) und gehört mit Georgien zum kaukaſiſchen Gouvernement. Es herrſcht hier derſelbe Reichthum an Naturerzeugniſſen wie in Georgien, daſſelbe Klima, einerley Sitten und auch Sprachverwandtſchaft.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Schmetterling.

Nach Lamartine.

Mit dem Frühlinge zu werden,
Mit den Roſen hinzuſterben,
In der reinen Luft zu ſchwimmen,
Auf dem Schooße ſich zu wiegen
Halberſchloſſner Blumenkelche;
Sich in Düften zu berauſchen
Und in Licht und Himmelbläue,
Schon den Staub im Jugendleben
Von den Flügeln abzuſchütteln;
Wie ein Hauch dahin zu fliegen
In die ewig heitern Hallen —
Iſt des bunten Schmetterlinges
Schönes, zaubervolles Loos,
Gleich dem ſehnenden Verlangen,
Welches nirgends Ruhe findet,
Unbefriedigt weiter ſtrebend
Jedes Ding nur leicht berühret,
Endlich heim zum Himmel kehret,
Um die Wonne dort zu ſuchen.

G. Hölder.

Briefe über Kunſt, Alterthum und Wiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Als ich einſt in lebensfroher Jugend mit einem eben ſo muntern Freund aus einem Iſſlandiſchen Familiengemälde heimging, und ihn befragte, welche Sentenz aus dieſem moraliſchen Rührey ihn am meiſten angeſprochen habe, nannte er mir den Abſchluß: „Aber nun zu Tiſche, zu Tiſche!“ So mag es auch in München manche geben, die ihren Machiavell recht gut geleſen haben, denen aber eine einzige Stelle darauß in Saft und Blut übergieng, nämlich: „daß die Welt den Phlegmatiſchen gehöre.“ In dieſem Sinn dürfte man allerdings manche eines univerſalmonarchiſchen Ehrgeizes beſchuldigen. Sonſt aber könnte der Fremde leicht, von blos oberflächlicher Wahrnehmung, zu geringe Begriffe bekommen von dem Gemeinſinne und vom Nationalſtolz der Münchner, wenn er die und da weit weniger Achtung und Freude über die gewonnenen Kunſtſchätze, über die aufblühenden literariſchen Schöpfungen und das vielſeitige Fortſchreiten überhaupt vernimmt, als vielmehr ſchadenfroben Tadel und träwinklichte Verkleinerungsſucht, zum Theil auch unverſchämte und dennoch ſtündlich wiederholte Lügen, z. B. daß Cornelius herrliche Fresko's größtentheils ſchon wieder von der Decke herabgefallen und binnen ein Paar Jahren das unaubleibliche Ende der ganzen Herrlichkeit zu erwarten ſey. ꝛc. Ein alter gediegener Preuße (was ich nun freylich noch lange nicht bin), könnte ſich in dieſe (manchmal neben den ſchönſten Blüthen höherer Entwicklung auftauchende) Gleichgültigkeit und Verſunkenheit in die kleinlichen Intereſſen eines verwöhnten Schlaraffenlebens nicht recht finden. Daran tragen die letzten acht Jahre der vorigen Regierung unſtreitig viele Schuld. Das muß man geſtehen, es war eine edle, den germaniſchen Namen ehrende, überhaupt jedem Unterthan muſterhafte Erſcheinung, wie ſchnell die alten Preußen unſern Friedrich und die Nothwendigkeit deſſen verſtanden, was er that, welches Selbſtgefühl, welcher Nationalſtolz in ihnen emporloderte, wie freudig und willig ſie nicht nur ſo lange und ſchwere Kriege mit all ihren Schrecken geduldig ertrugen, ſondern auch des Königs ſpartaniſche Staatswirthſchaft und den durchaus militäriſchen Gang ſeiner ganzen Verwaltung. „Wer zuviel umfaßt, wird wenig leiſten,“ iſt ein altes Sprichwort. Aber wenn der Menſch ſeinem Streben zu enge Gränzen ſetzt, wenn er, der Idee entfremdet, in der Alltäglichkeit untergeht, was wird aus ihm? — „Jamais homme, jamais peuple ne doit croire, qu' il a fini!“ — Die Zahl derer iſt Legion, nicht etwa in Bayern, ſondern überall, die ſtets nach dem wohlfeilen Ruhm jagen, wo Großes geſchieht, es anzuklaſſen und über wirklichen einzelnen Gebrechen das hohe Verdienſt des Ganzen unbanlbar zu vergeſſen! Man iſt deßhalb noch keineswegs zu ſo harten Aeußerungen berechtigt, wie ſie unlängſt in den Briefen eines reiſenden Deutſchen und in vielen Journalsartikeln über München laut wurden. Man muß der allmächtigen Zeit auch überlaſſen das ihrige zu thun.

Nicht techniſche Rückſichten allein, ſelbſt nicht ausführliche Beſchreibungen der einzelnen Kunſtwerke, waren der Hauptzweck meines Tagebuches. Unwillkührlich riſſen mich meine Wahrnehmungen überall in Vorwelt und Gegenwart hinein, vor allem in die vielſeitigen und großartigen Wechſelwirkungen der Kunſt auf das öffentliche und auf das häusliche Leben.

Es geſchah zwar ſchon unter der vorigen Regierung gar manches für die Kunſt. Die 1770 gegründete Zeichnungs-, Malerey- und Bildhauerſchule wurde in dem beſonders bekrotenreichen Jahre 1808 zu einer Akademie der bildenden Künſte befördert. Die Mannheimer, die Zweybrücker, die berühmte Düſſeldorfer Gallerie wurden mit der Münchner vereinigt, die Kupferſtichſammlung ungemein bereichert, dem Elfenbeinkabinet jenes der Handzeichnungen verbunden. Der durch die Säkulariſation gewonnene Zuwachs war außerordentlich und hätte quantitativ und qualitativ unſtreitig noch größer ſeyn können

Digitized by Google

und seyn sollen. Die Pariser Gypsabgüsse, die Elgin und andere merkwürdigen Skulpturwerke, wurden in der Kunstschule sehr nützlich. Die zweymalige Besetzung von Paris gab die Gelegenheit, herrliche Gemälde zu erwerben, insonderheit zur Ergänzung der altitalienischen und der spanischen Schule. Diltis Scharfsinn und Geschick erwarb sich hierbey ein unvergängliches Verdienst. Aber dessen nicht einmal zu erwähnen, welchen entscheidenden Einfluß seit 1806, vorzüglich aber seit 1815, König Ludwig als damaliger Kronprinz auf den ganzen Umkreis der Kunst (so gut man es ihm nur verstatten wollte) genommen, blieb doch immer noch ein äußerst fühlbarer Unterschied zwischen damals und zwischen dem jetzigen wahren, innern Leben, Wachsen und Gedeihen. — Rumohr sprach es unlängst sehr scharf aus, aber stiller empfinden muß es ein Jeder, was es um das Fortschreiten für eine Sache sey, und wie leicht die Antiken zu Steinen werden, wenn man das längst begründete, herrliche Dresdner Augusteum, wie es uns Becker zeigte, und die neue Münchner Glyptothek, wenn man die mit Recht gepriesene Dresdner Gallerie und die zur Münchner Pinakothek bestimmten Schätze vergleichend gegenüber stellt. Der Geist ist es und die Freyheit, die lebendig machen, c'est le ton, qui fait la musique; der Unterschied ist, wie zwischen dem rule Britannia und zwischen — doch genug für alle, welche Ohren haben, aber auch zum hören.

Die Glyptothek mahnt und aber auch noch insbesondere durch manchen ihrer Schätze, wie die Kunst als das höchste Leben sich immerdar dem Aufgang zuwende. Ihre Zierde, der göttliche Torso aus der Gruppe der Niobe (den der König 1815 in Wien von Bahrdt erkauft), war der Stolz von Prag, als es noch die gewaltige Hauptstadt einer erfinderischen, kunstreichen und gefürchteten Nation, und noch kein Continental-Venedig war. Als Rudolph II. Kunst- und Wunderkammer plötzlich eine Artilleriekaserne werden mußte, fielen dabey Scenen der rohesten Unwissenheit und des wildesten Vandalismus vor, die wir aus österreichischen Quellen kennen. Auch dieses plastische Kleinod blieb eben so vergessen und weggeworfen, wie einst bey Granson der burgundische Diamant, damals der größte in der Welt, von dem schweizerischen Landsknecht, der ihn für ein Stück Glas hielt. Von der schönen Sammlung des österreichischen Staatskanzlers, Fürsten von Kaunitz, dessen Gedächtniß vorzüglich durch die Wiedergeburt des Innern dieselbender Ehre wohl würdig ist, sind in Ausseritz nur noch kümmerliche Reste. Zwölf ausgezeichnete Kaiser- und Familienbüsten davon stehen nun in München. Viele Musäen einst hochberühmter, nun gesunkener italienischer Geschlechter und Städte haben die Glyptothek durch viele ihrer schönsten Zierden vermehrt. Das auf den erhabenen Ueberrest seiner dreymaligen Weltherrschaft mit Recht so eifersüchtige Rom gab den größten Beweis seiner Huldigung gegen des Kronprinzen Ludwig unvergänglichen Verdienst um die Kirche, wie um die Kunst, durch die (sonst so unerbittlich versagte) Erlaubniß zur Ausfuhr von Kunstwerken, und zumal von so klassischen Werken, wie der Barberinische Faun, die Diana Braschi, oder die Pallas Albani.

Die Glyptothek als Gebäude ist von dem gelehrten Thiersch und andern bereits zu genau beschrieben, als daß ich Ihnen, liebster Freund, alle diese Verhältnisse aus meinem Tagebuche hieher setzen sollte. Geschichte und Kunst, und Kunst und Geschichte, diesen herrlichen Bund hat der König „nil actum reputans, si quid superesset agendum" durch Plan und Ausführung der Glyptothek, wie der Pinakothek, auf eine wahrhaft grandiose Weise ins Leben gerufen. Nicht der bloße Aufbewahrungsort plastischer Meisterwerke, nicht blos eine Zierde der Haupt- und Residenzstadt sollte die Glyptothek seyn, nein, sie sollte zugleich eine anschauliche Geschichte der alten Plastik im höchsten und edelsten Style liefern. Darum beginnt sie mit jener streng abgeschlossenen Eigenthümlichkeit der Hervorbringungen des geheimnißvollen Egyptens. Sie geht dann hinüber zu den Anfängen der griechischen Kunst, folgt ihr von Stufe zu Stufe bis zu ihrer höchsten Vollendung, wie in ihrem allmähligen Herabsinken zum Heroen- und Portraitcharakter und zu der, ihrer ursprünglichen Heymath entnommenen, nachahmenden römischen Kunst.

Andererseits empfand hier die Baukunst (wie es Friedrich Rückert bey des durchlauchtigsten Kronprinzen Ludwig Abschiede von Rom 1818 so schön improvisirte) mit Freuden ihren hohen Beruf, auch die andern Künste, vorzüglich die Malerey, zu einem großen Ganzen zu vereinigen, und jegliche Kunst der Gegenwart wetteifernd aufzubieten zur Verherrlichung jener des klassischen Alterthums.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, November.

Der Sommer, welcher sich durch seine Unbeständigkeit auch hier auszeichnete, ist sonst ohne erhebliche Vorfälle zu Ende gegangen. Auch von hier aus waren die Bäder, besonders die böhmischen, sehr stark besucht, während das hier durch einen Privatunternehmer, Namens Krüger, neuerrichtete Dampfbad von denjenigen mit großem Erfolg gebraucht wurde, welche entfernten Bädern ihre leidenden Glieder nicht anvertrauen konnten oder wollten. Letzere Anstalt war sichtbar im Wachsthum begriffen, wogegen das Trinken der künstlichen Mineralwasser des Dr. Struve in dem Maße abgenommen hatte, daß es sehr zweifelhaft ist, ob letzterer im nächsten

Sommer seine Anstalt wieder eröffnen wird. Eine neue Erfindung, nämlich der einfache Apparat zu einem Staubbade, verschlossen in einem dazu eingerichteten Schranke, welcher durch eine Klappe geöffnet wird und, unbeschadet der Reinlichkeit, in jedem Zimmer aufgestellt werden kann, erregte viele Aufmerksamkeit und wurde in der Handlung der Herrn Voly und Schneider, welche denselben auch hier verfertigen lassen, häufig in Augenschein genommen und bestellt; eben so der Apparat zu einem Tauchebade. Beyde sind nicht kostspielig. — Den Mangel des Theaters dem Publikum minder fühlen zu lassen, benützte man sich von mehreren Seiten her. Eine deklamatorische Abendunterhaltung von dem in seiner Gattung, nämlich dem Humoristischen, schätzbaren Soldrig, eine andere von dem Ehepaare Appelt gegeben, darauf die Reiterkünste, welche die Gesellschaft des rühmlich bekannten de Bach seit Michaelis bis diesen Augenblick producirt haben, nahmen das Publikum in Anspruch. Der Lustgenannte überhob durch seine Anschlagzettel jeden Berichterstatter der Mühe, die Künste seines cirque olympique zu loben. Was die verflossene Messe selbst anlangt, so hat ihr, wie es heißt, die Lederhändler aufgenommen. Keine Art von Verkäufern etwas Gutes nachgesagt; auch war der Besuch der Fremden weit weniger zahlreich als sonst. Der Waarenhandel Leipzigs nimmt sichtbar ab, die Literatur dargegen und der Buchhandel wohl immer noch zu. Der letzte hat uns seit Kurzem vieles Neue und Interessantes gebracht, wovon ich nur dahjenige nenne, was eben hierher gehört, nämlich das Taschenbuch Penelope, die zwey Taschenbücher zum geselligen Vergnügen, ferner des originellen Leopold Schefers kleine lyrische Werke, von denen etwa ein Drittheil im Jahre 1811 vom Grafen von Pückler-Muskau herausgegeben wurde, Von Tiecks gesammelten Novellen ist (Berlin bey Reimer) der sechste und siebente Band erschienen; der erstere enthält die noch ungedruckte Novelle: das Fest zu Kenilworth, welche Shakespeare als Knabe poetisch schildert. Ferner Rochlitz's neu erschienene Sammlung von Erzählungen, Schilderungen und kleineren Gedichten, welche den bezeichneten Titel führt: für ruhige Stunden (2 Bände, Leipzig bey Cnobloch). Als Beytrag und Materialien zu einer vollkommenen Charakteristik des genialen Tonmeisters C. M. v. Weber können die hinterlassenen Schriften desselben (wovon bis jetzt zwey Bändchen (Dresden bey Arnold) erschienen sind und deren noch ein drittes mit dem vollständigen Verzeichnisse seiner Musikwerke folgen soll) gelten. Der erste enthält außer einer Einleitung des Herausgebers (Th. Hell) alles das, was sich von dem schon früher angekündigten „Tonkünstlers Leben“ unter Webers Papieren gefunden hat. Der Werth dieses Bruchstücks beruht vornämlich auf den einzelnen Bemerkungen über musikalische Komposition und die Bildung des Tonkünstlers im Allgemeinen. Der zweyte Band enthält die kleineren, zum großen Theil schon in Zeitschriften gedruckten Aufsätze Webers über musikalische Produktionen und Anstalten. Unter dem Titel: Denkmäler verdienstvoller Deutschen des 18ten und 19ten Jahrhunderts ist eine kleine Sammlung biographischer Skizzen (Leipzig bey Fest) eröffnet worden, unter denen auch eine biographische Schilderung Wiemeyers von Dolz, so wie Schilderungen des vor Kurzem verstorbenen Großherzogs von Weimar, des Dr. v. Siebold, des Tonstimmenerfinders Heinicke, des verdienten Musikmeisters Schicht und Thomasius sich befinden. Von einer sehr wohlfeilen Sammlung lithographirter Köpfe der römischen Kaiser, nach Antiken gezeichnet, ist (Leipzig bey Franz Köhler) die erste Sammlung erschienen. Eine Angabe, nach welchen Originalen die Zeichnungen gemacht sind, ist dabey nicht zu finden, und es ist zu wünschen, daß diese bey der noch interessanteren Sammlung von Köpfen berühmter Philosophen, Dichter und Feldherrn des Alterthums nicht fehlen möge.

Eben geht man wieder unser Interimstheater zu Ende. Die Schauspieler und Sängergesellschaft des Magdeburger Stadttheaters, welche hier seyts Wochen lang, mit Einschluß der Michaelismesse, gespielt hat, zieht, von dem Beyfall der Theaterfreunde begleitet, wieder von dannen. Doch war es auffallend, daß ungeachtet der vielen und lauten Klagen über den Mangel des Theaters, der Besuch desselben während den Vorstellungen dieser Gesellschaft doch gar nicht so zahlreich war, als man glauben konnte, wenn man aus jenen Klagen auf das Bedürfniß des Publikums schließen wollte. Ein eigentlich volles Haus hat man während der Anwesenheit der Magdeburger nur selten gesehen. Gleichwohl haben sich im recitirten Schauspiel die früheren Lieblinge unseres Publikums producirt; das Opernpersonal war zum größten Theil neu, und nach Aller Meynung im Ganzen besser, als das Personale unserer Oper im letzten Winter; das Repertoire gewährte viele Abwechslung, und Genast hatte durch seine thätige Regie mehrere hier noch nicht gesehene Stücke in die Scene gesetzt. Auch gingen Hamlet und Minna von Barnhelm über die Bühne, so wie Mozarts und Webers Meisterwerke. Die vorzüglichsten Leistungen dieser Gesellschaft sind ich in dem Gebiete des eigentlichen Schauspiels und des Conversations-Lustspiels.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

Es wird Ihnen angenehm seyn zu vernehmen, daß unser Landsmann, von Mühlenfels, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der hiesigen Universität, seine erste (öffentliche) Vorlesung mit außerordentlichem Beyfall gehalten hat. Alle Professoren an dieser Anstalt hatten nämlich der Reihe nach jeder eine öffentliche, fürs Publikum freye Vorlesung, worin sie die Methode und Ordnung, die sie bey ihrem Unterricht zu befolgen gedenken, auseinandersetzen. Mehrere Professoren, darunter Dr. Nolan, Professor der orientalischen Literatur, die Professoren der bedräischen und der spanischen Sprache, haben die ihrigen noch nicht gehalten; ich höre aber von urtheilsfähigen Männern, daß Mühlenfels Rede bis jetzt die beste gewesen sey, zum wenigsten die meisten Gedanken enthalten habe. Da sie gedruckt wird, will ich für jetzt nichts weiter über den Inhalt derselben sagen. Er hielt sie, wie sich von selbst versteht, auf englisch und trat das Thema so gut, als wenn er in dieser Sprache von Kindheit an gelebet hätte, und beging dabey so wenig Fehler in der Aussprache, daß alle Zuhörer sich darüber wunderten. Mühlenfels scheint ganz der Mann zu seyn, um die deutsche Literatur hier in größere Aufnahme zu bringen; doch irrt er sich, meiner Meynung nach, wenn er glaubt, daß er in diesem Institut viele Schüler finden werde, welche mit ihm in die interessante Etymologie unserer Sprache werden eingehen wollen; es ist dieß ein Studium, welches sich mit der Bequemlichkeitsliebe der hiesigen jungen Leute ganz und gar nicht verträgt. Es ist indessen beachtungswerth (und M. hat sich ziemlich weit über die Ursachen der größeren Aufmerksamkeit, welche man jetzt den neueren Sprachen in Europa widmet, verbreitet), daß diese Universität die erste ist, an der man wirkliche Professoren neuerer Sprachen und Literatur ernannt hat. Im Anfange werden die meisten derselben nicht viele Schüler finden, aber gewiß mit der Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 29. November 1828.

— Jenen Festsaal, Gütiger, öffnest du,
Voll edler Formen, wie sie ein Meißel schuf,
An dessen Würde, dessen Kraft wir
Gerne verschwenden das Ach der Sehnsucht.

Graf von Platen.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Ueber dreyhundert ausgezeichnete Bildwerke bewahrt die Glyptothek schon jetzt. Der Aeginetensaal, der Saal des Apollo, der Bacchische, der Saal der Niobiden, der Heroensaal sind bereits vollendet, oder werden es bis in den kommenden Winter. Vor der Vollendung und Eröffnung der neuen Säle gab die allgemeine Zeitung (dieses in seinem Ursprung und in seinem Fortbestand wahrhaft einzige, in seinem Wirken europäische Blatt) seiner Zeit jedes Mal willkommene Kunde. Einigen dieser Zaubergebilde weihte Eduard von Schenk sinnvolle Sonnette. Möchten sich diese doch zu einem vollständigen Cyklus zusammenwölben! Wer für die himmlische Kunst eine heilige Begeisterung im Busen trägt, und wem es nicht vergönnt ist, ihr gelobtes Land, die heilige Stadt der sieben Hügel selber zu schauen, der wird wenigstens aus allen Kräften trachten, die Pilgerfahrt nach München zu vollbringen, und wer auch das innerste Gemüth erquicken durfte an den zahllosen Wundern des ewigen Rom, der wird deßhalb München doch nicht unbesehen lassen, und wie wahr und treffend darf man von König Ludwig sagen: „Dii tibi dent annos, de Te nam cætera sumes!

Ueber die große Bedeutendheit der Aegineten haben bereits vor langer Zeit Schelling und Wagner die lehrreichsten und erfreulichsten Winke gegeben. Trotz der himmelweiten Verschiedenheit haben die Aegineten und die Boisserée'sche Sammlung mir in einer Rücksicht dieselbe Empfindung eingeflößt, nämlich, zu welchen Entdeckungen und Betrachtungen sie nicht allein für die Kunstgeschichte, sondern auch für die Geschichte der Völker und der Zeiten führen, denen sie angehören.

Auf denjenigen, der den italienischen Boden niemals betreten hat, auf den wird die Glyptothek freylich wirken wie eine Musik der Gestalten. Welch ein Meer von Gefühlen durchwogt nicht die Brust bey der Betrachtung des mit Recht weltberühmten Sohnes der Niobe, des Ilioneus (Bahrdt) und des liegenden Niobiden (Musäum Bevilaqua), der Venus (Braschi), des Jason oder des Sandalenbinders, der Diana (Braschi), der Pallas (Albani), der Medusa und Roma, des Apollo Musagetes (Barberini), des Antinous von Rosso antico, des Alexander (Rondanini), des Domitian ꝛc.; endlich im Bacchischen Saale, bey der Betrachtung des Barberinischen Fauns, des Fauns mit dem Flecken, Bacchus und Liberas, des Silen mit dem jungen Bacchus (Ruspoli), der Leukothea mit dem Bacchusknaben (Albani), der beyden Periboiten, der Bacchantin, des Bacchuspriesters, der herrlichen Basreliefs der Hochzeit Neptuns und der Amphitrite, der Vaccarelle, des den Lichas oder (den Liebling unserer Absolutos und Hochtorys) den Cacus tödtenden Herkules! Wer aber vollends in dieser langen, auserlesenen Reihe von Büsten keinen Beruf zum Biographen in sich findet, und nicht eine

Digitized by Google

Fülle *charakteristischer* Züge, die sich aus diesen *physiognomischen* Zügen ihm von allen Seiten zudrängen, der möge ja Zeitlebens nie die Feder dazu ansetzen.

Ich sprach oben, lieber Freund, ein flüchtiges Wort von jener innern Vornehmheit der *Architektur*, kraft deren sie *die übrigen Künste alle*, als liebevoll hülfreiche Schwestern in ihrem Gefolge versammelt. Das hat sich an der Glyptothek in einem so edlen Verhältnisse bewährt, daß die modernen Cacus und Lichas, daß der Neid und der Spott verstummen müssen.

Die Verzierung der Säle, worin die antiken Kunstwerke stehen, an Decke, Wand und Fußboden ist einfach und großartig. Was *Bayern* aus den verschiedensten Marmorarten gibt, breitet sich hier in mannigfachem Farbenwechsel unter den Füßen. Kehrt sich der Blick auf das viele, hier geschmackvoll ausgesprengte Gold, so möchte man (zumal im *Homerischen* Saal, um treu in der Rolle zu bleiben) in das undämpfbare Gelächter der homerischen Götter verfallen über das viele müßige Geschwätz von der vermeintlichen Sparsamkeit des Königs. Bey der jetzigen allgemeinen Finanznoth, bey der fast zum herrschenden Ministeriallaster gewordenen Verschwendung, ist jenes Geschwätz König Ludwigs entschiedenster Panegyrikus. Es ist eine gleichsam zur Buße auferlegte Selbstverspottung, die frivolen Spötter. Sie müssen es mit ansehen, *welche Kleinodien König Ludwig in so kurzer Zeit, mit nicht übermäßigen Mitteln* gesammelt habe, statt Orgien zu feyern, statt Hiftrionen gleich den Helden des Krieges und gleich den Zierden des Friedens zu belohnen, statt bey Jagden, bey Pferderennen, bey Maskenzügen und Hoffesten, in Balleten und wälschen Opern den knechtischen Peunk des Morgenlandes zu verdunkeln, und etwa noch zum dritten und vierten Male die Schulden zu allem bereitwilliger *maitres de plaisir* zu bezahlen.

Die Prachtmeubles aus dem Alterthume (worunter die Prachtgefäße aus der Sammlung Beaschi und mehrere Candelabern Zeugen der nachahmungswerthesten Vollendung sind) kommen in die Säle, die keine plastischen Kunstwerke enthalten, sondern mit Cornelius meisterhaften Fresko geschmückt sind. Der herrliche Gedanke, überall *Geschichte und Kunst* Hand in Hand gehen zu lassen, und die Säle ihrem Inhalte gemäß bedeutsam zu verzieren, ist eben so bedarrlich als geschmackvoll durchgeführt. So z. B. waren für den Saal, der die vollendetsten Werke der griechischen Kunst enthalten wird, an der Decke die ihren Münzen nachgebildeten Zeichen der 4 Städte bestimmt, deren Kunstschulen die berühmtesten gewesen, Argos und Athen, Sicyon und Korinth. Gleiche Ausschmückungen mythischen Inhalts korrespondiren den Freskos Cornelius. Die Basreliefs und die Giebelbilder, die Geburt der Venus und der Raub der Proserpina, und Ceres im Frühling, Amor und Psyche, Neptun und die Titanen lassen wenig zu wünschen übrig. Die Bildner waren der allzufrüh verewigte Haller, Schwanthaler, und der vielseitig gebildete, selbst in Rom hochgeschätzte Graveur, Erzkünstler und Gußmeister *Stiegelmayer*. Wie das Giebelfeld der Glyptothek eine Gruppe von Bronzestatuen tragen soll (die Vereinigung der bildenden Künste, Pallas Ergane mitten unter ihnen), so werden in die Nischen der beyden Flügel sechs große Standbilder von Erz zu stehen kommen, Hephästos und Prometheus, die Vertreter der bildenden Kunst im Olymp, Dädalus und Phidias, jener ihr kühner Beginner, dieser ihr göttergleicher Vollender, endlich die beyden mächtigsten Freunde der Kunst in Hellas und Rom, *Perikles* und Kaiser *Hadrian*.

In meinen Reiseblättern habe ich eine Beschreibung der Cornelius'schen Freskos versucht, nicht nach Kunstrücksichten, blos nach meinem Gefühl. Was der Kunstkenner an diesen vortrefflichen Werken am höchsten schazen würde, vermag ich gar nicht zu bestimmen. Von *akademischem* Wesen und von der *Schule* ist mir dabey nichts eingefallen. Einklang und Einheit in der Anlage stellen sich überall hervor, Großartigkeit und Zartheit, eine tiefe Empfindung und ein solcher Reichthum der Gedanken, daß der empfängliche Beschauer wie draußen in der großen freyen Natur jedesmal wieder etwas Neues entdecken, jedesmal wieder eine frische Anregung mit heimbringen wird.

Die *Antiken* sind *Goethen* das höchste und einzige Muster der Plastik, *Homer* ihre reinste und ergiebigste Quelle. Dieses Wort des ältesten, des mächtigen Freundes seines Talents hat Cornelius herrlich wahr gemacht in der *Glyptothek*. Hingegen trat er in den Entwürfen zur *Pinakothek* als christlicher Meister in christlicher Kunst, ein Maler den Malern gegenüber, hier und dort gleich sieghaft darthuend die mannhafte Selbstständigkeit seines Talents, frey von den ungleichen, zitternden Schwingungen des Zeitgeistes, von den Vorurtheilen der Schule, von den Aprillaunen des Geschmacks.

Ob man den Vorzug einräumen soll dem Saal der *kosmischen* oder der *heroen*-Mythen? das ist ein räthselvoller Scheideweg. Die drey großen Wandgemälde des erstern zeigen uns die Oberwelt, den *Olymp*, das Reich des Jupiter in der Apotheose des Herkules, das andere die Wasserwelt, das Reich des *Neptun*, der mit Amphitriten über die Spiegelfläche der Meereswogen dahin ziehend, den Zaubertönen Arions horcht, das dritte das Reich des finstern Pluto, die *Unterwelt*. Mein Gefühl würde dem letztern die Palme reichen, sey es auch nur um jener ergreifenden Weise willen, mit welcher Proserpinas Hand in jener Plutos ruht, oder wegen des un-

Digitized by Google

ausdrücklichen Blickes, den Eurydice dem Geliebten zuwendet, welcher (will er sie nicht noch einmal auf ewig verlieren) sich nicht nach ihr umsehen darf. Die Gruppe der Höllenrichter ist über jedes Lob erhaben.

Es ist der desfälligsten Anerkennung werth, wie die beyden trefflichen Künstler, Zimmermann und Schlotthauer an diesen Freskos mitgearbeitet haben, also daß ihre Mitwirkung wie aus einer und der nämlichen Hand des Meisters hervorgegangen zu seyn schien. Eben sie haben auch mit großer Fertigkeit und Sicherheit den Cyklus der Nebengemälde dieses Saales vollendet, die in einer mit Arioslscher Kunst verbundenen Dichtung alle auf Zeit und Raum Bezug habenden mythischen Verhältnisse umfassen. Aurora (den Morgen bezeichnend), von den Horen umschwebt, und Lunen (dem Abend), mit den Hesperiden und den Seitenbildern, Dianens Liebe und Ueberraschung würde ich den Vorzug einräumen in diesem, die gesammte Naturpoesie der Alten begreifenden Cyklus, in welchem bedeutungsvoll Eros das ursprüngliche, allgemeine, unzerreißbare Band schlingt.

In den Verbindungssaal kommen die beseelischen Götter, Prometheus, die goldene Zeit, die Titanen.

Der Bildercyklus im Saal der trojanischen Heiden *) und des Untergangs Jlions in Blut und Flammen geht eben auch von Eros aus. Die Hochzeit des Peleus und der Thetis beginnt, die Flucht des Aeneas macht den Schluß der Dekkengemälde, denen kein Moment und kein Heros des Trojerkrieges fremd ist, das Urtheil des Paris, der Raub der Helena, die Entdeckung des Peleiden Achilleus, die Verwundung der Götter durch Diomedes, Odysseus durch Nestor erweckt ꝛc. Zwey der großen Wandgemälde sind vollendet, die Einleitung nämlich, die Entzweyung des Agamemnon und Achill, Briseis und Chryseis, der Zorn Apollos und Kalchas Streben ihn zu versöhnen, — und der Untergang des Hauses Priamus, der alte König todt, der Lieblingssohn getödtet, Hekuba in eiskalter, steinerner Verzweiflung, Cassandra, vergeblich die Schrecken und das Verderben weissagend, Helena in wildem Jammer die Säule umflammend, die schöne Polixena des jugendlich heldenkühnen Siegers Beute, die Helden loosend um des Königs Töchter und Schätze. Das dritte, die Schlacht um Patroklus Leiche steht noch aus. Die Cartons zu den Seitengemälden, Hektors Abschied von Andromachen und Priamus, von Achill den Leichnam Hektors erflehend, hatte Cornelius in diesem Frühjahre vollendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Leser werden hiebey an die im Kunstblatt Nr. 88 d. J. gegebene Beschreibung des zweyten Saals der Glyptothek und den beygefügten Umriß des Gemäldes von Cornelius: die Zerstörung von Troja, erinnert.

Der Kaukasus und einige seiner Völkerschaften.

(Beschluß.)

Die Jmiretier zeichnen sich durch ihren hübschen Bau und gute Gestalt aus, und ihre Kleidung ist sehr malerisch. Sie wohnen nicht in Städten und Dörfern, sondern zerstreut in Haufen von fünf, sechs bis acht kleinen Hütten, die von Holz erbärmlich gebaut sind. Ein halbtrockener Brey von Hirsenmehl dient ihnen statt des Brods, und macht mit kaltem Schweine- oder Hühnerfleische und einer Flasche Wein ihre tägliche Mahlzeit aus. Zu Hause sind sie genügsam, als Gäste aber wackere Esser und Zecher. Aus Sorglosigkeit und Trägheit sind sie arm, gleichwohl aus Stolz gastfrey. Feinde dessen, der ihnen gebietet, kriechend, wenn sie etwas begehren, zu stolz zum Danken, sehr geschwätzig, zweyzüngig, sind sie überaus dienstwillig bey der Aussicht auf Gewinn, leichtsinnig in guten Tagen, gleichgültig und gelassen in Widerwärtigkeiten, lustig bis zur Ausschweifung, so lange es ihnen wohlgeht und sie etwas haben, und tapfer bis zur Tollkühnheit, doch nur in ihrem Vaterlande. Uebrigens haben sie noch so gut als keine Bildung, und beynahe gar keine Handwerke und Kunstgewerbe. Bey dem harten Joche, das ihre Ebelleute ihnen auflegen, denen sie auch das Letzte geben müssen, darben sie oft in ihrem so gesegneten Lande. Sonst gleichen sie fast in allem Uebrigen den Georgiern. Ihre Anzahl wird auf 20,000 Familien geschätzt.

Ihr Haar oder Fürst lebt nicht viel besser als der gemeine Jmirette. Seine Winterresidenz hat er zu Kuteis. Er reiset aber jährlich im Lande herum, um Gericht zu halten, und zehrt unter diesem Vorwande einen großen Theil des Jahres auf Kosten seiner Vasallen, denn seine Einkünfte von den Abgaben der Landleute und dem Tribut der Nachbarn, zuweilen auch von Einziehung der Güter, sind sehr unbedeutend, daher hält er auch keine bessere Tafel als seine Unterthanen. Er ist zwar Oberherr des Landes, aber ein Vasall, vormals des türkischen, jetzt aber des russischen Throns.

Die Hauptstadt von ganz Georgien und Jmirette ist Tiflis, vormals die Residenz des Zaars, am Fluß Kur, in einer reizenden Ebene. Mit Wein- und Obstgärten und den lachendsten Fluren umgeben, ist sie selbst schlecht gebaut, zwar groß, aber seit der persischen Verheerung (im Jahre 1796) nur gering bevölkert, mit Mauern umgeben, und noch bis jetzt zum Theil ohne gepflasterte Straßen. Sie ist der Sitz eines griechischen Bischofs, hat eine Citadelle, ein Schloß, etwa 4000 Wohnhäuser, 15 griechische, 20 armenische Kirchen, ein katholisches Kloster und eine Kapelle, 3 muhamedanische Moscheen und ungefähr 30,000 Einwohner, welche allerley städtische Gewerbe, besonders Weberey, auch ziemlichen Handel treiben, und meistens aus Armeniern, Georgiern und Tataren, aber nur wenig Russen bestehen.

Digitized by Google

Es ist hier auch ein Münzhof und in der Nähe warme Bäder und Steinsalzgruben. Seit der Besitznahme durch Rußland ist hier auch eine neue Schule für den jungen grusinischen Adel und andere bildungsfähige Einwohner errichtet worden, wozu der Kaiser jährlich 10,000 Rubel in Silber von den Einkünften des Seidenbaus angewiesen hat. Die fähigsten Zöglinge werden zur Vollendung ihrer Studien auf Kosten des Staats nach Moskau oder St. Petersburg geschickt.

Durch ihre Lage am Kur, durch welchen sie mit dem kaspischen Meere in Verbindung steht, und durch die Nähe des schwarzen Meeres, an der Gränzscheide von Nord- und Südasien, kann die Stadt mit der Zeit unter Rußlands begünstigendem Schutz einer der größten und volkreichsten Plätze des russischen Reichs werden und zur Niederlage der Produkte des mittlern Asiens für Europa dienen. Schon jetzt wandern viele muhamedanische Familien aus Persien und Armenien als neue Ansiedler hierher und suchen bey den christlichen Russen Schutz, wodurch die so sehr geschwächte Bevölkerung bereits einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hat. Es entstehen überall neue Häuser und mehrere schöne Krongebäude sind zum Theil aufgeführt, zum Theil ihrer Vollendung nahe. Die Einwohner wissen die Wohlthat zu schätzen, Unterthanen eines Staates geworden zu seyn, der Macht genug besitzt, sie zu schützen, und welcher Eigenthum und Personen achtet, einen Beherrscher zu haben, der nur das allgemeine Beste beabsichtiget und sich keine der gewaltthätigen Erpressungen erlaubt, die bey den asiatischen Despoten an der Tagesordnung sind, welche durch ihre Bassas das Mark der Länder aussaugen.

Prof. Petri.

Korrespondenz-Nachrichten

Leipzig, November.

(Beschluß.)

Unter den beyden neuen Opern, welche die Gesellschaft des Magdeburger Stadttheaters auf die hiesige Bühne brachte, „Marie und Fiorella," gebührt unstreitig der „Marie" von Herold der Vorzug in Hinsicht auf Musik. In Hinsicht der Handlung und des Textes sind beyde nicht viel werth. Die Musik der Marie beruht auf einer häufigen, in drey Akte ausgedehnten Gefühlsstimmung, die der Fiorella auf einer Menge abenteuerlicher Vorfälle, die der Poet, allem Zusammenhange zum Trotz, aufgeboten hat, um sein Machwerk pikant zu machen; ich habe nicht gehört, daß irgend Jemand aus der Handlung recht klug geworden wäre. Die Musik der Marie ist zwar, wie es die Gattung der empfindsamen Oper mit sich bringt, (der Gegenstand ist eine verborgene und schüchtgemäß unterdrückte Liebe, die aber endlich sich verräth und durch das Ende belebend wird) hier und da ein wenig weinlich; aber Herr Herold hat sich nach dem Vorgange Rossinis in der „gazza ladra," an welche wir hier und da erinnert worden sind, zu helfen gewußt, indem er die idyllische Musik auch mit einigem Lärm zu versetzen und zu kräftigen gesucht, und die Ereignisse des Personen nicht unangenehm belassen hat. Indessen hat doch diese Musik auch einige Melodien, die dem Zuhörer eindringlich sprechen und in dem Ohre fortklingen, z. B. das Rondo: selige Kinderjahre, ferner die Strophen des Müllers und der Müllerin. Herr Auber dagegen will in seiner Musik immer pikant seyn, und setzt jeden Augenblick mit neuen Melodien in andern Tonarten ein, coquettirt mit der Liebhaberei, trifft das Herz nicht und hat in dieser Musik weder ein angenehmes Ganze, noch auch, wie in seinen frühern Arbeiten, irgend ein Hauptstück hervorgebracht, was sein dramatisches Talent beurkundete. Die Arbeit der Sänger an dieser sinn- und zusammenhangslosen Operette war dergestalt gewesen. Marie dagegen ward auch bey Wiederholungen beliebter; doch gehörte sie nicht zu den besten Opernvorstellungen der Gesellschaft.

Einen der großen Vorzüge dieser Gesellschaft bildet ihr Chor. Er übertraf noch, was wir in dieser Art früher hier gehört haben. Alle Verwandten erfüllten voll, daß der männliche Theil dieses Chors aus jungen Mannschaft von einem in Magdeburg garnisonirenden Infanterieregimente bestehe, und wir begriffen kaum, wie diese ausgeruhten, kräftigen Stimmen zu dieser Sicherheit und präcisen Zusammenwirkung, die man auch bey den schwierigsten Aufgaben nicht vermisse, heranreifen bildet werden konnten. Der weibliche Theil bestand aus wohlgebildeten jungen Mädchen, größtentheils aus Magdeburg, welche in Verbindung mit den Männern ein ausgezeichnetes Ganze bilden. Auch war das lebendige Eingreifen des Chors in mimischer Hinsicht eine seltene und wirksame Erscheinung.

Vor Kurzem hat die Gesellschaft mit Mozarts Figaro ihre Darstellungen wieder geschlossen. Das Theater soll nun, wie jetzt die Sachen stehen, mit dem ersten Dezember wieder durch eine Unternehmungsgesellschaft eröffnet werden, welche der Theaters direktor Bethmann, nachdem er seine Unterernennung in Aachen verloren hat, jetzt zusammenzubringen im Begriff ist. Wir haben aber die Hoffnung, daß von Ostern künftigen Jahres an ein festes Theater wieder eintreten werde, da neue Unterhandlungen mit der königlichen Intendanz in Dresden von Seiten des hiesigen Magistrats angeknüpft worden sind.

Auflösung des Räthsels in Nro. 281:
Thränen.

Räthsel.

Wer eine Silbe, deutsch zwar nicht,
Doch deutschem Ohre wohl bekannt,
Rasch zweymal nach einander spricht,
Hat ein alt, vornehm Wort genannt.

Es flammt, wie Abendsonnenglut,
Auf Mädchens Wange, küß' ich sie;
Hier meinem Aug' es wohler thut,
Als auf der Königin Draperie.

G. Z.

Beylagen: Intelligenzbl. Nr. 46. u. Monatsreg. Nov.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 288.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. December 1828.

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geistesfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für diesmal dank ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen.

Göthe.

Reise nach Italien.

Von H. Heine.

I.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt. Ich thue mir was darauf zu gute, niemals grob gewesen zu seyn auf dieser Erde, wo es so viele unerträgliche Schlingel gibt, die sich zu einem hinsetzen und ihre Leiden erzählen oder gar ihre Verse deklamiren; mit wahrhaft christlicher Geduld habe ich immer solche Misere ruhig angehört, ohne nur durch eine Miene zu verrathen, wie sehr sich meine Seele ennuyirte. Gleich einem büßenden Braminen, der seinen Leib dem Ungeziefer Preis gibt, damit auch diese Gottesgeschöpfe sich sättigen, habe ich dem fatalsten Menschengeschmeiß oft tagelang Stand gehalten und ruhig zugehört, und meine innern Seufzer vernahm nur er, der die Tugend belohnt.

Aber auch die Lebensklugheit gebietet uns höflich zu seyn, und nicht verdrießlich zu schweigen, oder gar Verdrießliches zu erwiedern, wenn irgend ein schwammiger Kommerzienrath oder dürrer Käsekrämer sich zu uns setzt, und ein allgemein europäisches Gespräch anfängt mit den Worten: „es ist heute eine schöne Witterung.“ Man kann nicht wissen, wie man mit einem solchen Philister wieder zusammentrifft, und er kann es uns dann bitter eintränken, daß wir nicht höflich geantwortet: die Witterung ist sehr schön. Es kann sich sogar fügen, lieber Leser, daß du zu Cassel an der Table d'Hote neben besagten Philister zu sitzen kömmst, und zwar an seine linke Seite, und er ist just der Mann, der die Schüssel mit braunen Karpfen vor sich stehen hat und lustig austheilt; hat er nun eine alte Pique auf dich, dann reicht er die Teller immer rechts herum, so daß auch nicht das kleinste Schwanzstückchen für dich übrig bleibt. Denn ach! du bist eben der Dreyzehnte bey Tisch, welches immer bedenklich ist, wenn man links neben dem Trancheur sitzt und die Teller rechts herumgereicht werden. Und keine Karpfen bekommen, ist ein großes Uebel, nächst dem Verlust der Nationalfarbe vielleicht das größte. Der Philister, der dir dieses Uebel bereitet, verhöhnt dich noch obendrein, und offerirt dir die Lorbeeren, die in der braunen Sauce liegen geblieben; ach! was helfen einem alle Lorbeeren, wenn keine Karpfen dabey sind! und der Philister blinzelt dann mit den Aeuglein, und kichert und lispelt: es ist heute eine schöne Witterung.

Ach, liebe Seele, es kann sich sogar fügen, daß du auf irgend einem Kirchhofe neben diesem selben Philister zu liegen kömmst, und hörst du dann am jüngsten Tage die Posaune erschallen und sagst zu deinem Nachbar: „guter Freund, reichen Sie mir gefälligst die Hand, damit ich aufstehen kann, das linke Bein ist mir eingeschlafen von dem langen Liegen,“ dann bemerkst du plötzlich das wohlbekannte Philisterlächeln und hörst die höhnische Stimme: es ist heute eine schöne Witterung.

Digitized by Google

II.

„Es ist heute eine schöne Witterung —“

Hättest du, lieber Leser, den Ton gehört, den unübertrefflichen Ekelhaß, womit diese Worte gesprochen wurden, und siehest du gar den Sprecher selbst, das prosaische Wittwenkassengesicht, die stockgeschauten Aeugelein, die aufgefülzt pfiffige Forschungsnase, so erkanntest du gleich, diese Blume ist keinem gewöhnlichen Sande entsprossen, und diese Töne sind die Sprache Charlottenburgs, wo man das Berlinische noch besser spricht als in Berlin selbst.

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt, und esse gern braune Karpfen, und glaube zuweilen an Auferstehung, und ich antwortete daher: in der That, die Witterung ist sehr schöne.

Als der Sohn der Spree dermaßen geentert, ging er erst recht auf mich ein, und ich konnte mich nimmermehr losreißen von seinen Fragen und Selbstbeantwortungen, seinen Bemerkungen über die Seebandlung, Saphir, den einzigen Menschen, und den großen Friz, seinen Parallelen zwischen der Sontag und der Schechner, zwischen Berlin und München, dem neuen Athen, dem er kein gutes Haar ließ.

„Das wollen Athenienser sind?“ und ein mitleidig lederndes Lächeln zog sich um die hölzernen Lippen des Mannes, als er auf eine Gruppe Biertrinker hinzeigte, die sich das holde Getränk von Herzen schmecken ließen, und über die Vorzüglichkeit des dreißigjährigen Bocks disputirten. „Das wollen Athenienser sind? ————“

III.

Der Ort, wo dieses Gespräch stattfand, heißt Bogenhausen oder Neuturkheim, oder Villa Hompesch, oder Montgelasgarten oder das Schlößel, ja man braucht ihn nicht einmal zu nennen, wenn man von München dort hinfahren will, der Kutscher versteht uns schon an einem gewissen durstigen Augenblinzeln, an einem gewissen vorsieligen Kopfnicken und ähnlichen Bezeichnungsgrimassen. Tausend Ausdrücke hat der Araber für ein Schwert, der Franzose für die Liebe, der Engländer für das Hängen, der Deutsche für das Trinken, und der neuere Athener sogar für die Orte, wo er trinkt. Das Bier ist an besagtem Orte wirklich sehr gut, selbst im Prytaneum, vulgo Bockkeller, ist es nicht besser, es schmeckt ganz vortrefflich, besonders auf jener Treppenterrasse, wo man die Tyroler Alpen vor Augen hat. Ich saß dort oft vorigen Winter und betrachtete die schneebedeckten Berge, die glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen zu seyn schienen.

Es war damals auch Winter in meiner Seele, Gedanken und Gefühle waren wie eingeschneit, es war mir so verdorrt und todt zu Muthe, dazu kam die leidige Politik, die Trauer um ein liebes, verstorbenes Kind, und ein alter Nachäger und der Schnupfen. Außerdem trank ich viel Bier, weil man mich versicherte, das gäbe leichtes Blut. Doch der beste attische Breihahn wollte nicht fruchten bey mir, der ich auch in England schon an Porterschwäche hatte.

Endlich der kam der Tag, wo alles anders wurde. Zierlich stieg die Sonne aus dem Meer und kräftte die Erde, das alte Kind, mit ihrer Strahlenmilch, die Berge schnarrten vor Lust, und ihre Schneethränen flossen gewaltig, es krachten und brachen die Eisdecken der Seen, die Erde schlug die blauen Augen auf, aus ihrem Busen quollen hervor die liebenden Blumen und die klingenden Wälder, die grünen Paläste der Nachtigallen, die ganze Natur lächelte, und dieses Lächeln hieß Frühling. Da begann auch in mir ein neuer Frühling, neue Blumen sproßten aus dem Herzen, Freyheitsgefühle, wie Rosen, schossen hervor, auch heimliches Sehnen, wie junge Veilchen, dazwischen freylich manch' unnütze Nessel. Ueber die Gräber meiner Wünsche zog die Hoffnung wieder ihr heiteres Grün, auch die Melodien der Poesie kamen wieder wie Zugvögel, die den Winter im warmen Süden verbracht, und das verlassene Nest im Norden wieder aufsuchen, und das verlassene nordische Herz klang und blühte wieder wie vormals, nur weiß ich nicht, wie das alles kam. Ist es seine braune oder blonde Sonne gewesen, die den Frühling in meinem Herzen aufs Neue geweckt und all die schlafenden Blumen in meinem Herzen wieder aufgeküßt und die Nachtigallen wieder hineingelächelt? war es die wahlverwandte Natur selbst, die in meiner Brust ihr Echo suchte, und sich gern darin bespiegelte mit ihrem neuen Frühlingsglanz? ich weiß nicht, aber ich glaube, auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen, geschah meinem Herzen solch neue Verzauberung. Wenn ich dort in Gedanken saß, war mirs oft, als sehe ich ein wunderschönes Jünglingsantlitz über jene Berge hervorlauschen, und ich merkte wohl, es war der Gott des Frühlings, und ich wünschte mir Flügel, um hinzueilen nach seinem Residenzland Italien. Ich fühlte mich auch oft angeweht von Zitronen- und Orangendüften, die von den Bergen herüberwogten, schmeichelnd und verheißend, um mich hinzulocken nach Italien. Einst sogar, in der goldnen Abenddämmerung, sah ich auf der Spitze einer Alpe ihn ganz und gar, lebensgroß, den jungen Frühlingsgott, Blumen und Lorbeere umkränzten das freudige Haupt, und mit lachendem Auge und blühendem Munde rief er: ich liebe dich, komm zu mir nach Italien!

IV.

Mein Blick mochte daher wohl etwas sehnsüchtig flimmern, als ich, in Verzweiflung über das unabsehbare Philistergespräch, nach den schönen Tyroler Bergen hinaussah und tief seufzte. Mein Berliner Philister nahm aber eben diesen Blick und Seufzer als neue Gesprächsfäden auf und seufzte mit: „ach ja! ich möchte auch jetzt in Konstantinopel seyn! Ach Konstantinopel zu sehen, war immer der ein-

Digitized by Google

ihre Wunsch meines Lebens, und jezt sind die Russen gewiß schon eingezogen, ach, in Konstantinopel! Haben Sie Petersburg gesehen?“ Ich verneinte dieses und bat, mir davon zu erzählen. Aber nicht er selbst, sondern sein Herr Schwager, der Kammergerichtsrath, war vorigen Sommer da gewesen, und es soll eine ganz neuzige Stadt seyn. „Haben Sie Kopenhagen gesehen?“ Da ich diese Frage ebenfalls verneinte und eine Schilderung dieser Stadt von ihm verlangte, lächelte er gar pfiffig und wiegte das Köpfchen recht vergnügt hin und her und versicherte mir auf Ehre, ich könne mir keine Vorstellung davon machen, wenn ich nicht selbst dort gewesen sey. „Dieses,“ erwiderte ich, „wird vor der Hand noch nicht statt finden, ich will jezt eine andere Reise machen, die ich schon diesen Frühling projektirt, ich reise nämlich nach Italien.“

Wie der Mann dieses Wort hörte, sprang er plözlich vom Stuhle auf, drehte sich dreymal auf einem Fuße herum und trillerte: Tiriti! Tiriti! Tiriti!

Das gab mir den lezten Sporn. Morgen reise ich, beschloß ich auf der Stelle. Ich will nicht länger zögern, ich will so bald als möglich das Land sehen, das den trokkensten Philister so sehr in Extase bringen kann, daß er bey dessen Erwähnung plözlich wie eine Wachtel schlägt. Während ich zu Hause meinen Koffer packte, klang mir der Ton jenes Tiritos noch immer in den Ohren, und mein Bruder, der Doktor Medizinä Maximilian Heine, der mich den andern Tag bis Kreuth begleitete, konnte nicht begreifen, warum ich auf dem ganzen Wege kein vernünftiges Wort sprach und beständig tirilirte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsezung.)

Wenn ich, verehrter Freund, in einer früheren Stelle meine Vorliebe für die Bühne laut ausgesprochen habe, und wie hoch ich ernste dramaturgische, mimische und deklamatorische Studien stelle, so gebe ich einen neuen Beweis, wie sehr diese Ueberzeugung sich bey mir bis zur fixen Idee gesteigert habe, wenn ich Ihnen gestehe, daß mich in Corneliens Kompositionen das Dramatische, daß mich in seinen Gruppen und Figuren das mimisch Erfinderische und streng Bezeichnende vorzugsweise ergriff, daß ich auf seinen Bildern öfters eine, an sich unmerkliche Gebärde, eine Handbewegung, eine Stellung des Fußes wahrnahm, welche die feinsten Nuancen der eben angeregten Saite des Gemüths oder des Verstandes so erschöpfend andrükte, wie ich es in früher Jugend von Schröder und Iffland, späterhin von Devrient, Rauschik oder Eßlair, und leider nur ein einziges Mal von Talma in unvergeßlichen Fulgurationen ihres Genius gesehen habe; Gesten und Bewegungen, die bey ungeschikten Nachahmern allzuhald stereotyp würden, in Cornelius Schöpferhand aber die volle Uebermacht des Talents zeigen, welches das Vergängliche so kräftig zum Unvergänglichen zu stempeln weiß.

Ich muß Ihnen, was ich über Münchens neue Maler- und Bildhauerschule denke und fühle, weiterhin noch in breiterer Strömung ergießen. In der Malerey ragt München jezo unstreitig über das thätige Berlin und über das unerschöpfliche Wien empor. Auch in der Bildhauerey hat es Wien bereits überflügelt, Berlin aber besizt in Rauch ein Talent, von welchem noch nicht zu sagen ist, wo seine Gränze gesteckt sey.

Das ist nicht zu läugnen: inmitten einer Welt von Unfrieden und Zerstörung, inmitten schmerzvoller Entwürdigung des deutschen Namens, hat der edle Ludwig früh geahnt, was deutschem Sinn und deutscher Art zuvörderst noth thun werde im erkrigten Frieden und in einer von außen (leider aber in manchem deutschen Land von innen nicht) ungestörten Entwicklung. Er hat (wie kein Anderer) der neuen deutschen Kunst einen geholfen zum Licht und zum Leben. Nicht letzter Zweck, nicht schale Liebhaberey war ihm die Baukunst, als vielmehr das Mittel, alle Künste in einen schwesterlichen Reigen zu vereinigen. Anmuth und Schönheit im Umkreise des häuslichen Lebens, zahlreichen Erinnerungen des Ruhmes und der Größe aus dem öffentlichen Leben gesellt, was wäre mehr geeignet, das liebende Familiengefühl für dieses Bestehende zu nähren und zu befestigen? Was ist wohl antirevolutionärer als die Geschichte und die Kunst? Somit kann auch König Ludwigs Wirken (das administrative und legislative wollen wir später flüchtig überblicken, wie es der enge Raum dieser Blätter vergönnt) nur von denjenigen und nur vorsäglich verkannt werden, die in und mit dem Bestehenden zuvörderst alle Fehler und Gebrechen bemänkelt, entschuldigt und gerechtfertigt wissen wollen. Sie ehren weniger das Alte, als das Veraltete dieses treffichte Reb, im Trüben zu fischen). Ihre einzige Weisheit ist das Prokrastiniren, ihre einzige Kraftäußerung das Verdiethen, das allerdings höchst wünschenswerthe Erhalten beziehen sie zuvörderst auf sich selbst und auf ihre Pläze. Der Regent ist ihnen nur der unterzeichnende Automat und das jederzeit fertige Schuz- und Wetterdach für alle ihre Begehungs- und Unterfassungssünden. Stets nur mit der nächsten Stunde beschäftigt, wissen sie auf die grauenvollsten Einwendungen der Zukunft nichts zu entgegnen, als: Ach, nach uns ist — die Sündfluth!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Basla, Oktober.

Der heftige Sommeranfenthalt ist keineswegs reigend. Eine gewöhnlich unausstehliche, dieß Jahr aber mehr durch ihre lange Dauer und Gleichmäßigkeit, als durch ihre Übermonnterrhöhe empfindliche Hitze trocknete Alles so aus, daß so Mühe hatte, in der Landschaft dieselbe wieder zu erkennen, deren mannigfaltige Reize in diesen Frühling bezaubert hatte. Das oder dieß den trägen Bewohnern und nicht der gegen sie so verschwenderischen Natur zur Last zu legen seo, beweisen die wenigen Stellen, wo die üppigsten Oliven-, Citronen- und Feigenbäume um die Wette darthun zu wollen scheinen, wie wohl ihnen dieß Klima behagt und wie leicht sie einer viermonatlichen Dürre zu trotzen wissen. So lange blieben wir ungeachtet der Sonnenflecken, deren besengende Wirkung man im Norden verspürt haben will, ohne erfrischenden Regen. Erst mit Anfang Septembers vermochte der schwüle Scirocco den bis dahin herrschenden Libecio so weit man hier, ich weiß nicht warum, den Mistral, denn der Libecus ist ja sonst der Südwest) zu verdrängen. Acht Tage lang athmeten wir diese erstickende, ungesunde Luft; Kleider, Betten, Bücher, alles war feucht. Indeß aber löste sich das dicke Gewölk in Wasser auf, das reguierte sich und gönnt von Neuem und wir gehen einem goldnen Frühling entgegen. Für das erstordene Leben im Freyen hat die Stadt leinerley Ersatz; keine öffentlichen Promenaden, kein Schauspiel, keine Soirees! ein Lesekabinet, das aus Mangel an Abonnenten mit dem Tode ringt, eine öffentliche Bibliothek, von der man sast sagen möchte, was die Genueser vor Zeiten von ihr rem verdorbenen Stoffsich sagten: o roba par is Corsica, gut genug für die Korsen! In den meisten Continentalstädten findet man eine Zerstreuung schon in den innmerährenden geräuschvollen Verkehr der Menschen. Hier fehlen die meisten Elemente, welche denselben hervorbringen. Da sind keine Diligencen, die ab- und zugehen, weder Kutschen noch Wagen, die vorüberrollen, nicht einmal das Geleyer der Orgues de Barbarie. An das Gedränge und Gesumse einer in den Straßen wogenden Menge ist obnehin nicht zu denken, da auf der ganzen Insel weder Fabriken noch Manufakturen bestehen und, aus Mangel an Beschäftigung, zu Bettlern des Festes jährlich Tausende von Italienern, Lucchesi ohne Unterschied genannt, herüberkommen müssen. Im Hafen ists indessen sonst so ziemlich rege, siehe, da mußte in Marseille die leidige Variolithe ausbrechen und für die französischen Schiffe in den italienischen Häfen eine den Handelsverkehr natürlich hemmende Quarantaine zur Folge haben. Eine größere Entdeckung aber, als alle diesem, verschaft uns der mangelhafte Postcurirdienstung. Statt nämlich die zwey nächstgelegenen Punkte, Antibes und Colvi, wo die schwierige Umschiffung des Cap Corse vermieden würde, zu wählen, und was noch unverzeihlicher, statt den Dienst mit Dampfschiffen auf Rechnung der Regierung verrichten zu lassen, hat man einen Pacht mit Privatpersonen geschlossen, denen wenig daran ankommt, 8 — 14 Tage unterwegs zu bleiben, da indessen die Passagiere nun so mehr verzehren und die Schiffsportorine in den verschiedenen Orten, wo sie anhalten, ihren Handelsgeschäften nachgehen können. So geschieht es denn, daß wir zuweilen erst nach 3 — 4 Wochen, nie aber öfter als einmal alle 8 Tage Nachrichten vom festen Lande erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Schaar Ihrer Herbstschmetterlinge, der Taschenbücher, wird nun ohne Zweifel sämmtlich aus den Puppen geschlüpft seyn und lustig schwärmen. Hier geht dieser Prozeß etwas langsamer vor sich, doch kommen diese kleinen Meisterwerke nachgerade zum Vorschein, und ich will, ohne zu warten, bis alle erschienen sind, von den bisher erschienenen eine kurze Skizze entwerfen. Sie wetteifern in äußerer und innerer Schönheit, mitunter auch im Gehalt. Vielermann hat wirklich Künstlern und Schriftstellern einen Dienst geleistet, wofür sie ihm ein Denkmal setzen sollten; das Publikum, welches sonst um diese Jahreszeit wenig Lesens- und Sehenswerthes vor Augen bekommt, belohnt ihn indessen als Geschäftsmann schon, indem es ihm alle Jahre über 16.000 Exemplare von seinem „Forget me not" abkauft. Dieses Taschenbuch behauptet noch immer die erste Stelle in der öffentlichen Achtung und hat den größten Absatz. Das Forget me not enthält dieses Jahr, wie immer, 14 vortreffliche Kupferstiche*) von den ersten Meistern des Pinsels und Stichels; unter diesen verdienen: Marcus Curtius von dem dichterischen Maler J. Martin, Ellen Strathalan von Miß L. Sharp, eine Ansicht des Ganges von W. Daniell, Frolic in a palace von Chalon, und The Proposal von Stephanoff besonders Beachtung. Daß der literarische Theil größtentheils vorzüglich seyn müsse, läßt sich schon daraus schließen, daß der Schäfer von Citrie (Lames Hogg Bello) und der neue Pythagoräer aus Blackwoods Magazin, Mrs. Hemans, Barry Cornwall und J. Montgomery dazu beygetragen haben. Doch ist im Ganzen die Prosa besser als die Poesie.

The Friendships Offering, eines der ersten, welche nach dem Forget me not erschienen, und das sich auch als eines der besten erhalten hat, enthält mehrere vortreffliche Gedichte, unter andern auch eines unter dem Titel: The Spirits Land von Malcolm, welches sehr bedeutend ist. Auch das Neuere des Büchleins ist sehr empfehlend, und unter den 13 Kupfern, welche es enthält, ist nicht ein schlechtes und mehrere von großem Werthe. Ich bemerke aber hier einen Umstand, den ich fast bey allen Taschenbüchern beobachtet habe, nämlich, daß die Kupferstiche, die nach einem Gedichte oder einer Erzählung gemacht worden, fast durchgängig besser sind als die Gedichte, die man zur Erklärung eines Kupfers einzurücken pflegt.

Der Eigenthümer des Pledge of Friendship hat für gut gefunden, dieses unbedeutende Taschenbuch eingehen zu lassen, und an dessen Stelle ein neues unter dem Namen The Gem (Kleinod) herauszugeben. Es ist nun freylich so wenig ein Kleinod als die übrigen Taschenbücher, es hat aber doch in Hinsicht der Kunst sowohl als der Literatur Werth genug, um eine Stelle unter denselben zu verdienen. In ein Gedicht von Sir Walter Scott, mit einem Kupfer begl. von Cooper gemalt und ein Warren gestochen, möchte schon hinreichen, um diesem Jahrgang wenigstens einen großen Absatz zu sichern. Es heißt: The Death of Koeldar und stellt die männliche Trauer eines edlen Percy dar, welcher auf der Jagd aus Versehen seinen eigenen treuen Hund erschossen. Der Redakteur des Gem ist Thomas Hood, ein Mann, der sich durch seine Whims and Oddities (Launen und Sonderbarkeiten), ein Werk voller Wortspiele, bekannt gemacht hatte und sich auch hier wieder in dieser Eigenheit sehen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der in J. G. Cottaschen Buchhandlung erschienene Damenalmanach für 1829 enthält, so wie sein Vorgänger für 1828, diese unübertrefflichen Stahlstiche des Forget me not, die auf dem Continente bis jetzt ihres Gleichen noch nicht gefunden haben, und ihn vor allen anderen deutschen Taschenbüchern auf vortheilhafteste auszeichnen.

Beylage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 289.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. December 1828.

Wenn mich die Welt zu hohem Zorn entflammet,
Wenn schwer mein Herz mit deinem Rechte ringt,
So will ich hier zur Schädelstätte treten,
Und ein Gebet bey deinen Todten beten,
Das meiner Seele Frieden bringt.

Seume.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Mein Gebet.

Ein grimmiger Jäger,
Jagte der Sturm durch die Räume des Himmels;
Von dem schwarzen Rosse,
Dem Wolkenrosse,
Sandte der Wilde
Glühende Pfeile
Nach dem kleinen Gewölk,
Den Lämmerchen, Schäfchen, der Heerde des Aethers;
Zitternd strichen sie vor ihm her.
Zerstäubende Flüchtlinge
Vor dem blitzbewaffneten Titan!

Aus der Kirche trat ich,
Wo der Priester gepredigt trotz des Gewitters.
Und er hatte gesprochen
Worte der christlichen Liebe,
Honigsüße
Worte der Salbung!
Aber der Damen Kranz, der Männer Gemeine,
Ja, die Damen, die Männer alle,
Sie hatten geweint
Thränen der sanftesten Rührung.

Aus der Kirche trat ich,
Wo ich nicht gefunden Gebet, nicht Thränen;
Doch draußen durchbebte
Ein frommer Schauder die dürftige Brust;
In der Ecke des Kirchhofs,
Wo der Windhalm weht
Ueber dem Grabe des Sünders,
Zog's meine Kniee zur Erde,
Und da fand ich die Thräne, fand mein Gebet!

Allmächtiger Vater!
Ich seh' deines Auges
Sanfte, ewige Bläue
Durch die Schatten des Sturms,
Deines blitzenden Riesen.
Du siehst mich, du findest mich
Allerwege,
Willst du mich finden für meine Frevel,
Vater! ich flehe,
Gieb mich in die Gewalt des Sturms,
Wenn ich schiffe auf einsamschäumender Woge,
Und mich treffe dein Blitz aus seiner Hand
Fern von dem Blick der Geliebten!

Aber gieb mich, o Vater
Nicht in die Hand des duftenden Priesters,
Der von der Liebe so schön gesprochen,
Und bewahre mich gnädig
Vor dem hinterrücks zuckenden Pfeil
Deiner frommen Gemeine!

Denn die Elemente sind streng.
Aber grausam ist nur der Mensch:
Es tödtet der Blitz, die Menschen martern.

Digitized by Google

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Auf welchem Gipfel der Herrlichkeit die deutsche Kunst am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gleichzeitig mit der italienischen gestanden, als diese sich der Halbgötter Raphael, Leonardo, Michel Angelo und Correggio freute, ist bekannt. Mitten in diesen üppigen Hochsommer schlug der Blitzstrahl der Reformation. Er spaltete das deutsche Vaterland auf lang hinaus in zwey einander fremde, ja feindliche Hälften. In dem wilden Partheyzwist, gegen welchen die Regierungen sich in einer beständigen Inferiorität sahen, dachten sie natürlich zuerst nur daran, das zu retten, was sie den Staat nannten, nämlich jene Stufe der absoluten Gewalt, die sie bis dahin durch eine unaufhörliche kühne Offensive über die Feudalaristokratie, über die Hierarchie und über die Municipalrechte gewonnen hatten. In Zeiten der Partheyung wird Alles zur Waffe und jeden Augenblick tritt eine vermeinte Nothwehr ein, in welcher Alles erlaubt ist. Deßhalb schien den damaligen katholischen Regierungen jedes intellektuelle Fortschreiten eine ihnen verlorne Schlacht. Wie man dem Feinde Mund- und Kriegsvorrath entreißt, so trachteten sie den Geist ihrer Völker durch Inquisitions- und Zwangsanstalten jeder Art zu tödten oder zu lähmen. Fast gleichzeitig mit der Entdeckung der China (die lange Zeit das Jesuitenpulver hieß) mag auch jene spezifische Furchtwurzel erfunden worden seyn, die in unsern Tagen so frengebig verschrieben wird, daß die europäischen Umtriebsallopathen sich auf den Kreuzweg der Nationen hinpflanzen und fragen können: „O ihr alle, die ihr vorübergeht, sagt doch, gibt es etwas, das ich nicht fürchte?“ Hat die katholische Parthey damals in solcher Furcht auf die Wissenschaft höchst nachtheilig gewirkt, so hat es der Protestantismus (vorzüglich der Calvinismus) auf die Kunst. Die Historienmalerey erlitt einen harten Stoß. Die neue Lehre, nur das übersinnliche, körperlose Wort verehrend, sah in jedem Bilde, in jeder Statue nur papistischen Götzendienst. Sie wollte selbst die Begriffe des alten und des neuen Bundes nicht durch Pinsel oder Meißel verewigt sehen. Thier- und Blumenstücke, Küche und Keller, Kneipen und Herenscenen blieben allein orthodox, und das Bewegteste und Lebendigste, was noch geduldet wurde, blieb die Jagd. Die Niederländer und die Holländer liefern die anschaulichsten Belege hiezu. Die Technik hat vielleicht hiebey gewonnen, die Idee, die Erfindung wahrlich nicht.

Im katholischen Deutschland nährte zwar der äußere Glanz des Gottesdienstes Tonkunst, Malerey und Plastik weit reichlicher. Die vielen Abteyen und Collegiaten ließen es an größeren Bestellungen, selbst in Zeiten des Krieges und der Noth, nicht fehlen. Unter einem Fürsten wie Max I. von Bayern hätte viel geschehen können, hätte nicht die Allmacht der Jesuiten Immerfort das Beste verhindert. Die jetzige Jesuitenriecherey ist zwar beynahe so eckelhaft wie die Carbonari- und Liberalenriecherey. Todte zu erwecken, liegt in keiner irdischen Macht. Unsere Tage und jene der Reformation sind himmelweit verschieden. Im unkräftigen Spätsommer des Lebens eine Arzney eingießen, die wider ein Uebel der überschäumenden Jugend mit Erfolg gebraucht wurde, müßte statt bielender vielmehr schädliche Wirkungen nach sich ziehen. Wer könnte dem Jesuitenorden Größe und Konsequenz, wer seine vielen ausgezeichneten Männer absprechen? aber wie konnten die, denen alle freye Forschung ein Frevel dünkte, ernstlich die Wissenschaft fördern, wie konnten sie an ein wahres Fortschreiten auch nur glauben? was für eine Geschichte war es, die sie treiben, was für eine Philosophie, die sie dulden, was für eine Theologie, die sie brauchen konnten? Wie gewissenhaft sie mit Urkunden umgingen, wenn ein Interesse mahnte oder eine Gefahr drohte, das ließe sich bey gar vielen ihrer Besitzungen nachweisen. Ziffern, Figuren und Größen blieben ziemlich ungeschoren, aber nicht einmal die naturhistorisch-physikalischen Wissenschaften ohne dogmatisirende Reaktion. Wohlweise strebend, „allen, alles zu seyn,“ fühlten sie allerdings, daß sie den Hösen, den Vornehmen, den Gebildeten die Genüsse der Kunst unmöglich ganz rauben konnten. So wurden sie denn Meister in der Kunst der Surrogate. Ihr wunderlicher Baustil, ihre bekleideten und bemalten Statuen, die Jesuitendramen, die von ihnen verwässerten und verstümmelten Classiker und ihre eigenen Dichter, die man zulezt statt der Alten, ja noch lieber als „diese blinden Heiden“ (wie sogar Churfürst Max I. sich ausdrückte) hätte lesen sollen, lassen keinen Zweifel über ihren Gang und über ihre Mittel. Eine Nation von Taubstummen würde durch die Jesuiten die möglichste Vollendungsstufe errungen haben.

Je mehr die religiöse Kluft zwischen den deutschen Völkern auseinandergähnte, desto fremder wurden sie einander fast in allen Beziehungen des Lebens. Auch die deutsche Kunst ward bald nach dem grossen Dürer völlig entwurzelt. Die Schrecken des dreyßigjährigen Krieges hatten die meisten Gegenden Deutschlands wüste gelegt. Der westphälische Friede hatte seine Schmach und das gebieterische Uebergewicht Frankreichs und Schwedens vollendet. Der Adel ergab sich ganz französischer Sitte und Bildung, der Clerus höchstens der lateinischen (meist dem Mosslatein). In alle dem war keine deutsche Ader. Das Volk verdummte, verfummte, ver-

Digitized by Google

stumpfte immer mehr. Recht wie Affen ahmten die deutschen Fürsten in allem Ludwig XIV. nach.

Unbeachtet hatten sie so viele Meisterwerke deutscher Kunst zu Grunde gehen lassen. Wie Sonst aus Spanien, so schleppten damals die schwedischen und französischen Kriegesfürsten viele Bilthen deutscher Kunst als Schmuck ihrer Schlösser oder als Trophäen mit sich fort. Zum Ersatze wurden fremde Bilder aufgekauft, denn die deutschen Fürsten wollten auch Gallerien haben. Sie bestellten Historiographen, die nicht schreiben durften, Hofpoeten, deren Flug sich bis zu den fürstlichen Marställen und Schweinsjagden verstieg, höchst selten und verschämt die Reize der allmächtigen Maitresse unter einer Blumenallegorie oder unter einem mythologischen Feigenblatte priesen. Sie stifteten sogar Akademien, aber ganz nach französischem Schnitt. Da muß man doch gestehen, daß die baierischen Benediktiner (freylich nicht in den höchsten Zweigen des Wissens) redlich und emsig gewirkt, daß sie doch mehr auf Bayern als auf Rom gesehaut haben, daß sie von der Verbindung mit ihren französischen Ordensbrüdern nur Vortheil und keinen Schaden heimbrachten, daß die zwar erst im Anfang des siebenjährigen Krieges gegründete Münchner Akademie und die frühern gelehrten Vereine gäbe nationale und dynastische Wurzeln hatten, hiemit schon im Moment ihres Werdens völlig geeignet waren, in diesem Boden zu überwintern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Italien.

Von H. Heine.

(Fortsetzung.)

V.

Tirilly! Tirilly! ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle Freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch.

Und nicht blos mit den Menschen, auch mit den Pflanzen fühle ich, ihre tausend grünen Zungen erzählen mir allerliebste Geschichten, sie wissen, daß ich nicht menschenstolz bin und mit den niedrigsten Wiesenblümchen eben so gern spreche wie mit den höchsten Tannen. Ach! ich weiß ja, wie es mit solchen Tannen beschaffen ist; aus der Tiefe des Thals schießen sie himmelhoch empor, überragen fast die kühnsten Felsenberge. Aber wie lange dauert diese Herrlichkeit? höchstens ein Paar lumpige Jahrhunderte, dann krachen sie altersmüd zusammen und verfaulen auf dem Boden. Des Nachts kommen dann die hämischen Käuzlein aus ihren Felsenspalten hervorgehuscht und verhöhnen sie noch obendrein: Seht, Ihr starken Tannen glaubtet Euch mit den Bergen messen zu können, jetzt liegt Ihr gebrochen da unten, und die Berge stehen noch immer unerschüttert.

Einem Adler, der auf seinem einsamen Lieblingsfelsen sizt und solcher Verhöhnung zuhört, muß recht mitleidig zu Muthe werden. Er deukt dann an das eigene Schicksal. Auch er weiß nicht, wie tief er einst gebettet wird. Aber die Sterne funkeln so beruhigend, die Waldwasser rauschen so trostvoll und die eigene Seele überbraust so stolz all die kleinmüthigen Gedanken, daß er sie bald wieder vergißt. Steigt gar die Sonne hervor, so fühlt er sich wieder wie sonst und fliegt zu ihr hinauf, und wenn er hoch genug ist, singt er ihr entgegen seine Lust und Qual. Seine Mitthiere, besonders die Menschen, glauben, der Adler könne nicht singen, und sie wissen nicht, daß er nur dann singt, wenn er aus ihrem Bereich ist, und daß er aus Stolz nur von der Sonne gehört seyn will. Und er hat recht; es könnte irgend einem von der gesiederten Sippschaft da unten einfallen, seinen Gesang zu rezensiren. Ich habe selbst erfahren, wie solche Kritiken lauten: das Huhn stellt sich dann auf ein Bein und glukt, der Sänger habe kein Gemüth, der Truthahn kullert, es fehle ihm der wahre Ernst, die Taube girrt, er kenne nicht die wahre Liebe, die Gans schnattert, er sey nicht wissenschaftlich, der Kapaun kikert, er sey nicht moralisch, der Dompfaff zwitschert, er habe leider keine Religion, der Sperling piepst, er sey nicht produktiv genug, Wiedehöpfchen, Elsterchen, Schuhuhchen, Alles krächzt und ächzt und schnarrt. Nur die Nachtigall stimmt nicht ein in diese Kritiken, unbekümmert um die ganze Mitwelt, ist nur die rothe Rose ihr einziger Gedanke und ihr einziges Lied, fehnsüchtig umflattert sie die rothe Rose und stürzt sich begeistert in die geliebten Dornen und blutet und singt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bastia, Oktober.

(Beschluß.)

Bey dieser Abgeschiedenheit von der übrigen Welt mußten wir es den verrufenen Makis Dank wissen, daß sie ihr Schärflein dazu beytrugen, uns zu unterhalten. Gegen Eintritt der Regenzeit ist es Brauch, diese Buschwälder in Brand zu stecken, um mittelst der befruchtenden Asche eine reichlichere Vegetation hervorzurufen. Diese Operation kann bey destigem Winde, wie der im August herrschende Nordwest war, und bey der Sorglosigkeit, womit sie von den indolenten Bauern vorgenommen wird, leicht gefährlich werden. Auch fürchtete man dießesmal ernstlich für mehrere Orte, besonders

für die Hauptstädte, und die Behörden gegen an der Spitze der Truppen aus, um dem Feuer Einhalt zu thun. Da war aber eigentlich wenig zu helfen, denn hatte man an einer Stelle gelöscht, so brach es auf einer andern wieder los. So standen denn während 3 Wochen ungeheure Strecken in Flammen, auf den Bergen schienen rings Wachtfeuer zu lodern, eine Scene, die sich besonders Nachts recht gut ausnahm. Freylich bezahlt man diesen vorübergehenden Genuß etwas theuer durch den häßlichen Anblick, den jetzt die ihres Landes beraubten, schwarz gefangten Staaden gewähren. Einen ernsthaften, leider unverlegenden Unterhaltungsstoff geben die immer wiederkehrenden Prophete der Verstörung oder Bintracht. Von dieser Monomanie scheinen alle Korsen, Vornehme wie Geringe, gleichsam besessen zu seyn. Bastia, meinte ich immer, mache als der civilisirteste Ort der Insel eine ehrenvolle Ausnahme. Wirklich war in 6 Monaten außer Ohrfeigen und Stockstreichen, die zu verschiedenen Malen unter Leuten komme il faut auf öffentlicher Straße gewechselt wurden, nichts Erhebliches vorgefallen. Nun aber vor wenigen Wochen kam es in einem besuchten Kaffehause zwischen einem jungen Advokaten, der ohnlängst seine Studien in Paris vollendet, und einem Kaufmannssohne, der seine Erziehung auch theilweise in Frankreich erhalten hatte, zu einem Streit. Ihre Familien waren, wie es scheint, schon seit einiger Zeit in etichetta, d. h. in dem Stande der Spannung, welcher den offenbaren Feindseligkeiten vorangeht. Die jungen Leute, durch Hitz und Herausforderungen, heißt es, noch mehr gegen einander erbittert, ersannen sich Absichtlichkeiten und sogen sogar die Stilette. Die Anwesenden, besonders ein kraftvoller Taubshummer, verhinderten gröberes Unglück. Eine solche Störung des öffentlichen Friedens hätte wohl die Verhaftnehmung beyder gerechtfertigt, auf jeden Fall hätte diese die weiteren schrecklichen Folgen verhütet. Aus mir unbekannten Gründen ward aber nur dem Kaufmann von der Polizey Hausarrest auferlegt, um ein Duell zu verhindern. Der feregoblies dene Advokat begibt sich nun des folgenden Tages in Begleitung Anderer zu seinem Gegner ins Haus, wahrscheinlich um Genugthuung zu fordern. Da kommen denn diese zwey Rasenden mit Messern und Stileten so hintereinander, daß beyde das Opfer ihrer unseligen Wuth werden, der eine auf der Stelle, der andere nach 24 Stunden. Ein Dritter, der die meiste Schuld an dieser Feindschaft gehabt haben soll, erhielt einen Schlag auf den Kopf mit einem marmornen Apfel, in Folge dessen er vor ein paar Tagen ebenfalls verstorben ist. Da es hier zu Lande Sitte ist, daß die sämmtliche Verwandtschaft, und die zu welchem Grade man diese zählt, mag Gott wissen, an den Streitigkeiten Theil nimmt, welche unter einzelnen Gliedern ausbrechen, so wurden Vorsichtsmaßregeln nöthig. Man entwaffnete am Thore alle in die Stadt Kommenden und brachte Truppen und Gensdarmen auf die Beine. Etwa 20 Bauern zu Pferde, alle Anhänger der Familie des Advokaten, kamen allsbald angetrabt, um ihrem Patron zu kondoliren und nöthigenfalls mit auch tödtig beyzusprechen. Sie zogen aber auf geschehene Aufforderung wieder ab und nun ist Alles ruhig. Da in der ganzen Stadt Alles für die Pott oder für die Pobesta Theil genommen hat, so ist es unmöglich, die genauern Umstände dieses tragischen Vorfalls zu erfahren. Hört man einen Potisten, so war der Advokat ein Genie und ein Muster von gutem Charakter, und sein Gegner ein Ungeheuer und ganz allein schuldig an allem Unheil. Gerade das Gegentheil behauptet, wer Freund der Pobesta ist. Die Wahrheit ist, daß beyde artige junge Männer waren, die aber ihr Nationalvorurtheil leider mit der Milch eingesogen hatten. Auf den Prozeß, in welchen angesehene Personen verwickelt werden dürften, thunte man begierig seyn, wenn nicht zu befürchten stünde, daß es unmöglich seyn werde, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Gesetzt auch, der königliche Anwalt verlangte die Verweisung der Sache an einen kontinentalen Gerichtshof, wo sollten unpartheyische Zeugen herkommen?

In meinem Nächsten hoffe ich darzuthun, daß die Korsen, ihren Erbfeiler, die Vendetta, abgerechnet, keineswegs die schlechte Meynung verdienen, die Adel Unterrichtete von ihnen hegen. Eine kleine Reise in einige der wildesten Thäler hat mich überzeugt, daß sie die guten Eigenschaften großtentheils wirklich besitzen, welche ihre Schriftsteller ihnen beylegen.

E. M.

London, November.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist es, daß in dem Gem, im Friendships Offering mit im Anniversary (wovon weiter unten) derselbe Gegenstand von drey verschiedenen Schriftstellern behandelt worden ist, nämlich eine Sage von einem armen Irländer, welchen ein Traum nach der Londoner Brücke lockte, wo er einen Schatz finden sollte. Hier findet er zwar keinen Schatz, aber einen Landsmann, der seiner Thorheit spottet, als eines Traumes willen eine so weite Reise gemacht zu haben, und ihm erzählt, daß er, wenn er ein solcher Thor sein wollte, eine eben so lange Reise hätte machen können, da ihm eine Traumgestalt auf dieselbe Weise nach einem ihm wohlbekannten Orte in Irland beschieden habe, wo er einen Schatz finden sollte. Der Irländer forschte ihn fleißig aus, fand, daß die bezeichnete Stelle in seiner eigenen Hütte war, kehrte heim und fand den Schatz. Washington Irving hat bereits eine ähnliche Legende als amerikanisch mitgetheilt; da aber dieselbe in Irland einheimisch seyn soll, so muß sie wohl mit einigen der früheren irischen Emigranten nach der neuen Welt gewandert seyn. The Winters Wreath ist etwas gröber im Format als die drey erwähnten Taschenbücher und hat 11 Kupfer von Werth. Eine getungene Uebersetzung der Zusammenkunft Elisabeths und Maria Stuarts zu Fotheringhay von Schiller, und ein Gedicht unter dem Titel: Webers letzter Schlummer, müssen es besonders für den Deutschen interessant machen. Es ist besonders schön gedruckt und kostet nicht mehr als jene, nämlich 12 Schillinge; doch möchte ich ihm darum nicht den Vorzug geben. Dieß sind die kleineren Taschenbücher, welche mir bis jetzt zu Gesichte gekommen sind. Diese niedlichen Werke sind schön gedruckt, alle haben Kupfer, welche vor der Erfindung des Stahlstiches vielleicht klugs oder seichmal so viel gekostet haben würden, als jetzt das ganze Buch, und alle enthalten eingeine Erzählungen oder Gedichte, die, auf die gewöhnliche Weise herausgegeben, 5 bis 6 Schillinge kosten würden. Man mag also kaufen, welches man will, so darf man seinen Kauf nicht bereuen, und die Wahl wird meistentheils nur durch die Vorliebe für ein gewisses Aeußeres, für ein oder das andere Kupfer oder gewisse Schriftsteller geleitet. Der letztere Umstand hat indessen im Allgemeinen nicht so vielen Einfluß als die andern, weil man die vornehmsten Schriftsteller in allen wiederfindet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 290.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 3. December 1828.

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur,
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

Göthe.

Reise nach Italien.

Von H. Heine.

(Fortsetzung.)

VI.

Es gibt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig erklingt, daß es auch hier unten gehört wird, und sogar die Nachtigallen aufhorchen, trotz all ihrer melodischen Schmerzen. Das bist du, Karl Immermann, und deiner dacht ich gar oft in dem Lande, wovon du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tyrol reisen, ohne an das „Trauerspiel“ zu denken?

Nun freylich, ich habe die Dinge in anderer Färbung gesehen, aber ich bewundere doch den Dichter, der aus der Fülle des Gemüthes dasjenige, was er gesehen hat, der Wirklichkeit so ähnlich schafft. Am meisten ergötzt mich, daß „das Trauerspiel in Tyrol“ in Tyrol verboten ist. Hier fällt mir ein, was mein Freund Moser schrieb, als er mir das Verbot der Reisebilder anzeigte: „die Regierung hätte das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“

Zu Innsbruck im goldnen Adler, wo Andreas Hofer gewohnt hatte, und noch jede Ecke mit seinen Bildnissen und Erinnerungen an ihn beklebt ist, frug ich den Wirth, Herrn Niederberger, ob er mir noch viel von dem Sandwirth erzählen könne; da war der alte Mann überfließend von Redseligkeit, und vertraute mir mit klugem Augenzwinken, daß jetzt auch die Geschichte ganz gedruckt heraus sey, aber auch ganz geheim verboten; und als er mich nach einem dunkeln Stübchen geführt, wo er seine Reliquien aus dem Tyrolerkrieg aufbewahrt, wickelte er ein schmutziges blaues Papier von einem schon zerlesenen grünen Büchlein, das ich zu meiner Verwunderung als Immermanns Trauerspiel in Tyrol erkannte. Ich sagte ihm, nicht ohne erröthenden Stolz, der Mann, der es geschrieben, sey mein Freund. Herr Niederberger wollte nun so viel als möglich von dem Manne wissen, und ich sagte ihm: es sey ein gedienter Mann, von fester Statur, sehr ehrlich und sehr geschickt in Schreibsachen, so daß er nur wenige seines Gleichen finde. Daß er aber ein Preuße sey, wollte Herr Niederberger durchaus nicht glauben und rief mit mitleidigem Lächeln: Warum nicht gar! Er ließ sich nicht ausreden, daß der Immermann ein Tyroler sey und den Tyroler Krieg mitgemacht habe, „wie könnte er sonst alles wissen?“

Seltsame Grille des Volkes! Es verlangt seine Geschichte aus der Hand des Dichters und nicht aus der Hand des Historikers. Es verlangt nicht den treuen Bericht nackter Thatsachen, sondern jene Thatsachen wieder aufgelöst in die ursprüngliche Poesie, woraus sie hervorgegangen. Das wissen die Dichter, und nicht ohne geheime Schadenlust modeln sie willkührlich die Völkererinnerungen, vielleicht zur Verhöhnung stolztrockener Historiographen und pergamentener Staatsarchivare. Nicht wenig ergötzte es mich, als ich in den Buden des letzten Jahrmarkts die Geschichte des Belisars in grell kolorirten

Digitized by Google

Bildern ausgehängt sah, und zwar nicht nach den alten Geschichtschreibern, sondern ganz treu nach Schenks Tragödie. „So wird die Geschichte verfälscht," rief der gekränkte Freund, der mich begleitete, „sie weiß nichts von jener Rache einer beleidigten Gattin, von jenem gefangenen Sohn, von jener liebenden Tochter, und dergleichen modernen Herzensgeburten!" Ist denn dieß aber wirklich ein Fehler? soll man den Dichtern wegen dieser Fälschung gleich den Prozeß machen? nein, denn ich läugne die Anklage. Die Geschichte wird nicht von den Dichtern verfälscht. Sie geben den Sinn derselben ganz treu, und sey es auch durch selbsterfundene Gestalten und Umstände. Es gibt Völker, denen nur auf diese Dichterart ihre Geschichte überliefert worden, z. B. die Indier. Dennoch geben Gesänge wie der Maha Baratha den Sinn indischer Geschichte viel treuer wie irgend ein Compendienschreiber mit all seinen Jahrzahlen. In gleicher Hinsicht möchte ich behaupten, Walter Scotts Romane geben den Sinn der englischen Geschichte weit treuer als Hume; wenigstens hat Sartorius sehr Recht, wenn er in seinen Nachträgen zu Spittler jene Romane zu den Quellen der englischen Geschichte rechnet.

Es geht den Dichtern wie den Träumern, die im Schlafe dasjenige innere Gefühl, welches ihre Seele durch wirkliche äußere Ursachen empfindet, gleichsam maskiren, indem sie an die Stelle dieser letztern ganz andre äußere Ursachen erträumen, die aber in so fern ganz adäquat sind, daß sie dasselbe Gefühl hervorbringen. So sind auch in Immermanns „Trauerspiel" manche Außendinge ziemlich willkührlich geschaffen, aber der Held selbst, der Gefühlsmittelpunkt ist identisch geträumt, und wenn diese Traumgestalt selbst träumerisch erscheint, so ist auch dieses der Wahrheit gemäß. Der Baron Hormayer, der hierin der competenteste Richter seyn kann, hat mich, als ich jüngst das Vergnügen hatte ihn zu sprechen, auf diesen Umstand aufmerksam gemacht. Das mystische Gemüthsleben, die abergläubische Religiosität, das Epische des Mannes, hat Immermann ganz richtig angedeutet. Er gab ganz treu jene treue Taube, die, mit dem blanken Schwert im Schnabel, wie die kriegerische Liebe über die Berge Tyrols so heidenmüthig umherschwebte, bis die Kugeln von Mantua ihr treues Herz durchbohrten.

Was aber dem Dichter am meisten zur Ehre gereicht, ist die eben so treue Schilderung des Gegners, aus welchem er keinen wüthenden Gegner gemacht, um seinen Hofer desto mehr zu heben; wie dieser eine Taube mit dem Schwerte, so ist jener ein Adler mit dem Oehlzweig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die persönliche Größe und die unerwarteten Erfolge Friedrichs II., die menschenfreundlichen Bestrebungen des von der Eisenbahn der Ferdinande gar sehr abweichenden Joseph (dessen Andenken, trotz der Mode, ihn zu schmähen, jeden Frühling mächtiger wieder aus seiner Gruft steigt), der nordamerikanische Befreyungskrieg, der grimmige Schmerz der Polen (deren Thron nicht von Demagogen umgestürzt ward), rüttelten unsere Väter aus einem langen biedermen Schlaf, und der menschliche Geist machte sich plötzlich, wie ein entfesselter Riese, neuerdings ingrimmig Bahn. Aber wie ein lockerer Boden weit leichter und schneller verraset, verwildert und versumpft, aber nur langsam, mit schweren Kosten und Mühen wieder eine lachende Gartenanlage wird, so sind auch die Fortschritte weit langsamer als die Rückschritte, die der menschlichen Trägheit schmeicheln, die Mittelmäßigkeit zu hohen Ehren bringen, und der Gemeinheit Thüre und Thor aufreißen.

Aber damit der gesunkene deutsche Geist sich wieder erhebe aus seiner Schmach, bedurfte es härterer Zeiten, es bedurfte schwererer Proben und eines strengeren Geschlechts. Die Nothwendigkeit und die Gewißheit dieses Wiedererwachens hatte schon vor einem halben Jahrhundert Goethe mehrmals geahnt. Aber der große Heide konnte im Augenblicke der Erfüllung sich mit der von ihm so betitelten „neudeutsch-religiös-patriotischen Kunst noch nicht befreunden, um so minder, je einseitiger manchmal seine Urtheile über altdeutsche und altitalienische Heiligenbilder gewesen waren, je starrer er in den Antiken das einzige Muster, und im Homer die höchste und reichste Quelle zu finden glaubte. Hat doch Winkelmann in allem Ernste die Nachahmung der Alten dem Studium der Natur weit vorgezogen! Man hat die alten Alchymisten verlacht, die auf der Retorte einen Menschen machen wollten. Wollte doch Mengs einen Maler machen, wie man in der Apotheke eine Arzney aus verschiedenen Essenzen zusammenbraut, oder wie man ein Mosaikbild ineinanderfügt, die Carnation und Farbe Titians, Correggios Helldunkel und Raphaels edle, großartige Zeichnung, und wie aus einer Theaterversenkung heraus, steht der Maler par excellence für und fertig da, gleich der geharnischten Pallas aus Jupiters Haupt.

„Doch der alten Götter bunt Gewimmel hat schon längst das öde Haus geleert, unsichtbar wird Einer nur im Himmel, und der Eine wird am Kreuz verehrt." Jene Ansichten und jene Verhältnisse sind uns durchaus fern und fremd. Die bloße Nachahmung der göttlichen Antiken mag wohl in der Form zum Höch-

Digitized by Google

sten führen, ein wahres Anschauen, ein bewegliches und bewegtes Selbsterleben, ein Erfinden ist sie nicht und wird es nimmer. Die höchste Vollendung der Technik ist noch immer keine Idee und jene bettelstolze Aufklärerey (die mit ihren Sprichwörtern und Gemeinplätzen so überselig vergnügt spielte, wie die armen Wilden mit den Schellen und Glasperlen der tückischen Spanier) mußte es zu wohlverdienter Beschämung erfahren: das durch den schulgerechten akademischen Unterricht gewonnene wohlfeile Urtheil, diese vornehme Methodik, diese bloße Technik und mückenstecherische Etlektik, sey eitel Stückwerk, und „was kein Verstand der Verständigen sieht, das finde in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Was vor fünfzig Jahren Goethe geahnt, was vor dreyßig Jahren Wackenroder und Tieck im Klosterbruder, was Tischbein und Hirt empfunden, Herder versucht, was August Wilhelm Schlegel im „Bund der Kirche mit den Künsten," was Friedrich Schlegel (bevor sein guter Stern völlig untergegangen war) über altdeutsche Kunst sinnvoll gesagt, was die Erneuerung des Nibelungenliedes und der Nibelungensage, was die Genovefen Maler Müllers und Tiecks, und die Erweckung der Sagen und Legenden hervorgerufen hatten, das reifte zuerst und vollends auf einem fremden Boden. Es reifte erst im Bund der Kirche mit der Kunst in dem ewigen Rom. Es reifte und zeitigte schneller durch das neurömisch-bonapartische Fremdlingsjoch. Jede Nation hatte vereinzelte Rettungsversuche gewagt, jede hatte ihre Heldenzeit erlebt, jede gleich vergeblich, damit der menschliche Dünkel in beschämender Ohnmacht endige, ein Marionettenbild des alten Titanenkampfes. Endlich schien es der Vorsehung an der Zeit, wieder mit Uns zu seyn. Sie bedurfte dazu keines Anti-Napoleon; ihr Hauch auf Rußlands Eisfeldern machte das stolzeste Heer, das die neuere Welt gesehen, zum Gegenstande des Erbarmens, und wo Helden umsonst bis aufs Blut widerstanden hatten, stieß der Ewige mit Strohhalmen die Geißel Gottes in den Stand, auf dem sie gekommen.

Seit einem halben Jahrtausend schwatzen die Italiener und gestikuliren, und hatten doch keinen einzigen nationalen Helden und keine einzige wahrhaft großartige Bewegung. Da meinten sie, wenigstens die Künste für sich allein zu haben. So wie einmal durch die Waffen des Capitols und das anderemal durch die Blitze des Vatikans, so meinte Italien nun zum drittenmale durch den allgewaltigen, unzerstörbaren Zauber der Kunst der Welt die Gesetze zu schreiben.

Nicht also! Das duldet die Vorsicht nicht. Die Welschen mußten es kälteren Fremdlingen anheimstellen, mitten unter ihnen die göttliche Kunst wieder auf jene ursprüngliche Wurzel zurückzubringen, bey der die alten Meister sie erfaßt, bey der sie noch Raphael und Dürer gehalten. Beyde, Deutsche und Welsche, hatten denselben Irrwahn. Die Welschen hielten Raphael, die Deutschen hielten Dürer für den Anfang ihrer Kunstgeschichte, da der eine und der andere doch vielmehr ein Schlußpunkt derselben gewesen ist. Den Deutschen blieb der Ruhm, die vorraphaelischen Meister nach Würde zu verehren, so wie die Glätte und Kälte der neuwelschen Maler durch Glauben und Liebe, durch Tiefe und Wärme zu überwinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

London, November.

(Fortsetzung.)

Größere Taschenbücher in Octavformat und zu einer Guinee gibt es jetzt zwey, das Keepsake und das Anniversary. Von diesen ist erst das letztere erschienen; es ist ein neues, von Sharpe unternommenes Werk und wird von Allan Cunningham, einem genialen Schottländer, redigirt. Doch ist es nicht das literarische Fach, was diesem schönen Buch seinen Hauptwerth gibt, obgleich Männer darin geschrieben haben, deren Namen hoch stehen, und mancher ausgezeichnete Artikel darin enthalten ist, z. B. Abbotsford, die Wohnung Sir Walter Scotts (wozu ein vortrefflicher Stich, den großen Landschaften in seinem Kabinette vorstellend, von einem Amerikaner beschrieben. Erzählungen von seiner geringeren Person als dem berühmten Prediger Eduard Irving u. s. w. sondern die Kupferstiche zeichnen dasselbe vorzüglich aus. Es sind deren 20, mit Vignetten und Titelblatt, von den ersten Meistern gemalt, und gestochen, von Lawrence, Beechey, Linton, Allan, Landseer, Goodall, E. Finden, R. Robinson u. s. w. Ansichten von Eylton, Newstead Abbey (dem Sitze Byrons) und Fonthill haben schon Interesse an sich selbst. — Besonders ihrer Kupfer wegen verdienen die englischen Taschenbücher in Deutschland allgemein bekannt zu werden, damit sie unseren dortigen Herausgebern von Taschenbüchern zum Muster, dem Publikum aber als Reizmittel dienen mögen, ähnliche Producte zu verlangen und — dafür zu bezahlen. Warum begnügt man sich in Deutschland noch immer mit den schlecht gestochenen Zeichnungen, welche unsere Taschenbücher entstellen, warum gibt man nicht sorgfältige Copien von den vielen vortrefflichen Gemälden deutscher Meister, welche, in den Schlössern unserer Großen oder in Gallerien vergraben, den Augen der Menge und besonders dem Auslande immer verborgen bleiben? Engelland hat uns die Einfährung der Taschenbücher zu verdanken; sie haben aber, wie sie immer zu thun pflegen, unsere Erfindung verbessert; lernen wir jetzt von ihnen. Die Herausgabe einiger der dürftigen Taschenbücher soll an 10.000 Pfund losen, was bey der Menge, welche gedruckt wird, dem hohen Honorar an Maler und Kupferstecher (der Schriftsteller nicht zu gedenken), dem schönen Papier, Einband u. s. w. sehr möglich ist; wenn man aber 16 bis 20.000 Exemplare von

Digitized by Google

einem solchem Werke verkauft, so bleibt, trotz der großen Ausgabe, ein bedeutender Gewinn übrig. Ein einziges Kupfer im Koopsako (ein Portrait des Mr. Pref, von Sir Thomas Lawrence gemalt und von C. Heath gestochen) kostet die Eigenthümer 250 Guineen; es werden aber von demselben eine Menge Probeabdrücke einzeln zu einer halben Guinee verkauft. Um noch einen besseren Begriff von dem Werthe dieser Kupfer zu geben, verdient noch bemerkt zu werden, daß man dieselben allein und ohne die Bücher, auf welchem Pas pier gedruckt, zu den hohen Preisen von 24 Schillingen bis zu 5 Guineen verkauft.

Ich erwähnte oben einer Beschreibung von Abbotsford, Walter Scotts Wohnsitz. Das man dieses Haus aufs Genaueste beschreibt und Ansichten davon in Kupfer stichet, das weiset, daß sich in England das Interesse für den nordischen Zauberer noch nicht verloren hat. Er wohnt dieser Schilderung nach gar nicht übel, z. B. die Bibliothek, welche in der That ein herrliches Zimmer seyn muß, bildet ein langes Viereck von 50 Fuß Länge und Tiefe 30, mit einer Vertiefung dem Kamin gegenüber, welche sich mit einem Bogenfenster schließt. Auch diese ist mit Büchern bekleidet und bildet die Form einer Kapelle. Die Decke und die Bücherschränke sind aus reicherzierten Eichenholz. Die Sammlung beläuft sich auf 15 bis 20,000 Bände, welche alle nach ihrem Inhalt geordnet sind. Ein Schrank ist ganz mit Handschriften und Büchern, die sich auf die Rebellionen von 1715 und 1745 beziehen, angefüllt, und ein anderer mit Abhandlungen de re magica, beides Sammlungen, welche in ihrer Art höchst merkwürdig sind.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Um die Oper nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen, können wir berichten, daß Madame Milder nach drey monatlicher Abwesenheit unter dem rauschendsten Beyfall als Donna Elvira im „Don Juan“ wieder aufgetreten ist. Ihre Stimme scheint neue, jugendlichere Kraft wiedergewonnen zu haben und dieser Kraft stehen die Sängerin mit mehr Sicherheit als vor einiger Zeit zu vertrauen, so daß sie diesmal zu Spiel und Ausdruck wieder die gewohnte Freyheit und Ruhe hatte. Es sey uns erlaubt, den Charakter der Elvira, wie ihn Mozart aufgefaßt zu haben scheint und wie ihn Madame Milder in den allgemeinen Zügen auch wiedergibt, mit leichten Umrissen hinzuzeichnen. Elvira, ein edles Weib, voll Gefühl strengster Ehrbarkeit, hat sich liebebrünstig dem Don Juan, diesem überall durch liebenswürdige Keckheit, Schönheit, Muth und Heiterkeit siegenden Ritter der Liebe als Gattin ergeben. Der Treulose verläßt sie. Beleidigte Ehre, Rache und Genugthuung fordernd, und die innigste Liebe, vom Hauch der Sinnlichkeit leise überflogen, streiten nun in ihrer edlen, schmerzgerissenen Brust. Sie will das Verbrechen des Treulosen, und muß doch den Grausamen lieben. Dieser innere Kampf gibt besonders den Mansiestücken, in welchen er als Kampf hervortritt, das höchste Interesse. Gleich bey ihrem Auftreten, in dem Terzett mit Leporello und Don Juan, fragt sie schmerzlich nach dem Geliebten; sie verweilt klagend bey dem Andenken an ihr Mißgeschick. Sogleich aber gedenkt sie auch des erlittenen Unrechts, und wenn der Treulose bewahrt, soll ihn die schwerste Rache treffen. Sie ist voll vom Gefühl, ihn strafen zu wollen, und nach einer Pause der Betrachtung bestätigt sie fest den gerechten Entschluß. Don Juan tändelt unterdessen sorglos und heiter um sie her; doch Elvirens Racheruf klingt immer drohender durch sein Geständ und Leporellos bald sträfliche, bald bedauernde Betrachtungen, und so mit immer steigendem Ausdruck entwickeln sich diese Elemente, bis Elvira zur höchsten Leidenschaft fortgerissen wird. Don Juan aber, noch nicht zu wissen, wen er vor sich hat, wohlgemuth, wie er begonnen, endet. Er flieht; Leporello macht die Unglückliche erst jetzt mit der wahren Sinnesweise seines Herrn, die schon dem Anaxeren nicht fremd war, bekannt. Verwirrt, von tausend wechselnden Empfindungen bewegt, bleibt Elvira allein. Der Eingang in das nun folgende Recitativ schildert das Unbestimmte, aber Schmerzliche ihres Gefühls; dann spricht sie selbst den unbestimmten Kampf ihrer Seele aus. Doch jetzt ist sie zu seinem Erwehr gewiß. Solche Treulosigkeit werden die Götter strafen, bloß alle ihr unbezweifelbar; im vollesten Gefühl der Strafwürdigkeit des Verräthers, den sie jetzt ganz kennt, sieht sie schon den rächenden Blitzstrahl, und die Begleitung scheinbart ihn, wie sie es verlangt, auf des Treulosen Haupt. Aber sie hat ihn wieder gesehen, seine Schuldheit trat ihr aufs Neue entgegen, nur den Fernen kann sie fassen, und wie sie ihn sich todt zu ihren Füßen vorstellen muß, schützt sie ihn innerlichen Herzen, daß sie mit ihm auch sich selbst und alle Lebenswesen tödte. Die Rachegefühl schmilzt in Thränen, in unendlichen Schmerz, unendliche Sehnsucht hin. Und nun ertönt tief aus ihrer innersten Brust das weiblichste Klagelied ihrer trauernden Liebe. Mit welch tiefergem Schmerze verlage sie jetzt ihren Verlust! Die Melodie dieser Trauer webt in stets wechselnder Veränderung schmerzlicher und immer schmerzlicher wieder. Sie fühlt sich verlassen, und wie tief trifft sie dieser Spruch. Erschend erwacht zwar ihre Rache, aber sie bebt zurück; die lange mehr sterbaste Cadenz läßt das Wanken ihres Herzens, das Zittern ihrer siebenden Brust erdenen, und sie vermag nichts, als zum ersten Ausbruch ihrer Klage zurückzukehren, die uns nun bis zu dem leidenschaftlichen Schluß den ganzen Kreislauf ihrer Empfindungen wiederholt. Im ersten Terzett war die Treulosigkeit Don Juans noch nicht durchaus gewiß und das Gefühl, ihn strafen zu müssen, wenn er strafbar wäre, noch in erster, voller Stärke. In der klagenden Arie aber ist diese Strenge durch Elvirens Schmerz gebrochen. Dieser stille Nachklang des Schmerzes und der wehmüthigen Klage tönt jetzt durch alle ihre Empfindungen. In dem zunächst folgenden Quartett tritt sie wohl als Anklägerin Don Juans auf; sie richtet sich leidenschaftlich gegen ihn, gerüstet mit ihm zu Kampf und Streit, aber alle die Anklagen sind nicht die eines unparteyischen Richters, sondern eines tief verwundeten Gemüthes, das sein Recht zur Anklage nicht ohne Klage zu empfinden und auszuüben vermag. Selbst die bekannte strenge Arie Elvirens, in welcher bey ihr aller Adel, aller Ernst der Reinheit und Sittlichkeit hervortritt, hat jenen Ausdruck des nicht verbeilten Schmerzes. In dem Maskenterzett, in welchem die drey Gerächten Gott um Muth zur Bestrafung des Beleidigers anflehen, schlingen sich ihre Klagen anfordernder, schmerzlicher, leidenschaftlicher durch die rührendere Trauer der verwaisten Tochter, und die festeren, entschlossenen Töne des zwar muthigen und treuen, aber thatlosen Bräutigams. Als nun endlich im Finale Don Juan vor Elvirens Augen die schändlichste Untreue, den schmählichsten Verrath begeht, verewigt sich ihr Gefühl mit dem aller übrigen Freunde, doch ohne besonders hervorzutreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 291.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. December 1828.

Dein Volk, du kennst es; jeglichem Zeitgeschick,
Das ihm zu Theil ward, fühltest und sannst du nach,
Und still, in eigner Brust verheimlicht,
Trägst du den lachenden Lenz der Zukunft.

Gr. v. Platen.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Zwanzig lange bittere Jahre hatte Deutschlands Erniedrigung gewährt, Schmach und Unglück des heutigen, blutige Ungewißheit des kommenden Tages. Welches deutsche Mannesherz konnte da der gewaltigen Regung entgehen, vom Irdischen zu flüchten ins Ueberirdische, aus der trostlosen Gegenwart in eine ruhmvolle Vergangenheit, aus der rauh barbarischen Wirklichkeit nach der in goldnen Wolken schwebenden Himmelsstadt der Phantasie, zur Religion, zur Geschichte und Kunst?

Oxenstjerna hatte einst der deutschen Geduld in ihren Fürsten, die er halbe Tage unter seinen Lakaien antichambriren, denen er während seiner Siesta ihren Weg mit Ketten sperren ließ, ein Erkleckliches zugemuthet. Der Franzosen mordbrennerischer Uebermuth in der Rheinpfalz macht noch jede deutsche Wange glühen, macht noch jedes deutsche Herz in wildem Ungestüm aufpochen. Aber auch die Tage waren nicht weniger schmachvoll, wo Deutschland, durch egoistischen Neid, Kaltsinn und Verrath zersplittert, nur für das Auffangen irgend eines recht großen Knochens aus der Beute des zerrissenen Vaterlandes Sinn zu haben schien, wo Talleyrand'sche Commis wahre Vasallenhuldigungen empfingen, wo Länder, Städte und Menschen gleich Viehheerden oder Geldsäcken vorgezählt, ausgetheilt, gegeben, wiedergenommen und an den dritten Herrn verschenkt wurden, ehe noch die dem ersten gestreuten Blumen verwelkt waren.

Inmitten dieses Unwesens und durch seine Stellung unausweichlich in den Wirbel desselben hineingerissen, wuchs ein königlicher Jüngling heran aus einem germanischen Urstamm eines germanischen Urvolkes. Von den Knabenjahren an war er voll inniger Liebe für den von den Orkaden bis zum Nil in Wort und That verherrlichten deutschen Namen. Dieses Ehrennamens lange Verdunklung und Entwürdigung mußte einen tiefen Schmerz und einen heiligen Zorn gebähren. In jenem Gewaltigen, den der Herr in seinem Grimme über uns gesendet, hat Ludwig stets „die Geisel Gottes“ erkannt, unverblendet von seinen beispiellosen Triumphen, unverlockt von seinen goldnen Verheißungen, und bey seinen Drohungen unerschrocken. König Ludwigs romantisches Gemüth mußte sich unheimlich fühlen im Umkreis des Mannes, der alles hatte, nur kein Gemüth. Wie viele Großen der Erde wagten es denn damals, dem Uebermuthe französischer Marschälle solch deutsches Wort zu entgegnen, wie es in dem getäuschten Polen Massena, und in Salzburg Lefevre aus Ludwigs Munde gehört? wie viele mordbrennerische und Plünderungslaunen der stolzen Weltüberwinder hat nicht eben dieser Ludwig gehemmt? In manchem deutschen Gau blüht ihm dafür das Immergrün stillen Dankes, ihm, der sich dessen niemals gerühmt hat.

Digitized by Google

Das Heilkraut einer weitgediehenen Ausartung sah er im alten Griechenland und Rom. Er sah es in jener hochherzigen Selbstaufopferung, der des Xerxes Menschenmeer schmählich unterlag, und mit der Rom das Feld versteigerte, auf dem vor seinen Thoren Hannibal stand. Noch höheren Sinn wies dem scharfblickenden königlichen Beobachter das christliche Ritterthum, in Glaube, Liebe und Ehre Walhallas würdig. Frühe schon vernahm der edle Fürst, und horchte auch in der Folge, so oft er nur konnte, den unwiderstehlichen Trauer- und Liebesklagen jener, noch in ihrem Wittwenstande einzigen Stadt, der Königin aller Städte der Erde. Von dem Stolzesten, was Menschenmacht je erzwungen, von dem Schönsten, was Menschenauge je gesehen, wendet Rom in seiner bemoosten Vergänglichkeit unsern Blick immer wieder auf das Unvergängliche, und kein Fleck der ganzen Welt predigt es lauter, welch' eitle Mühe und Thorheit es sey, aufhalten zu wollen, wozu die verhängnißvolle Stunde geschlagen hat.

Sie wissen, verehrter Freund, daß mir in der Epoche von Bonaparte's Weltherrschaft manchmal ein Standpunkt vergönnt war, mehrere entscheidende Tage und ihre Männer näher zu beschauen, und die Spreu unterscheiden zu können vom Weizen. Wer vermöchte es, mit ruhigem Pulsschlag dem grausamen Spiele zuzusehen, der Kraft mit der Freyheit, des Zufalls mit der Nothwendigkeit, in dem oft die beharrlichste Tugend ruhmlos und nutzlos an unwürdigen Hindernissen scheitert, während der blinde Zufall und das aufgeblasene Unverdienst, mit ihren Federn geschmückt, unter donnerndem Siegesgruß und unter dem Jauchzen der blöden Menge in den sichern Hafen einläuft! Um so wohlthätiger erhebt es das Herz, wenn wir auch einmal das wahre Verdienst am Ziele der Bahn mit dem unvermelklichen Lorbeer erblicken.

Deutscher Nationallehre beharrlichster Vertreter, mag König Ludwig den Befreyungskrieg ohne Erröthen neben der Hermannsschlacht an den Giebel der Walhalla setzen, denn er zeigt die sorglichste Gewissenhaftigkeit auch zu halten, was man in der Noth jenes Krieges und in der ersten Freude unerwarteter Siege den Völkern gelobt hatte. Was Griechenlands ewige Schönheit und Jugend, was die unerreichte Glorie Roms, was der heilige Ernst und die innige Liebe der alten deutschen und italienischen Meister, was heidnische und was christliche Kunst geben und lehren können, das stellen seine Glyptothek und Pinakothek dar, die Fackel des alten Zwistes des Klassischen und Romantischen auslöschend. König Ludwigs Werk ist die Wiedergeburt einer neuen religiös-historischen, deutschen Kunst. In Rom hat er sie begonnen, als eine köstliche Trophäe hat er sie auf die deutsche Erde hinübergeführt, und schon reichen weithin ihre Wurzeln und Zweige, ein unvergängliches Denkmal, wofür er gelebt, was er gelobt, und wie er geliebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Italien.

Von H. Heine.

(Fortsetzung.)

VII.

In der Wirthshausstube des Herrn Niederberger zu Insbruck hängen einträchtig neben einander die Bilder von Andreas Hofer, Napoleon und Ludwig von Bayern.

Insbruck selbst ist eine unwohnliche, blöde Stadt. Vielleicht mag sie im Winter etwas geistiger und behaglicher aussehen, wenn die hohen Berge, wovon sie eingeschlossen, mit Schnee bedeckt sind, und die Lawinen dröhnen und überall das Eis kracht und blizt.

Ich fand die Häupter jener Berge mit Wolken wie mit grauen Turbanen umwickelt. Man sieht dort die Martinswand, den Schauplatz der lieblichsten Kaisersage; wie denn überhaupt die Erinnerung an den ritterlichen Max in Tyrol noch immer blüht und klingt.

In der Hofkirche stehen die ostbesprochenen Standbilder von Fürsten und Fürstinnen aus dem Hause Oestreich und ihrer Ahnen, worunter mancher gerechnet worden, der gewiß bis auf heutigen Tag nicht begreift, wie er zu dieser Ehre gekommen. Sie stehen in gewaltiger Lebensgröße, aus Eisen gegossen, um das Grabmahl des Erzherzogs. Da aber die Kirche klein und das Dach niedrig ist, so kommts einem vor, als sähe man schwarze Wachsfiguren in einer Marktbude. Am Fußgestell der meisten liest man auch den Namen derjenigen hohen Personen, die sie vorstellen. Als ich jene Statuen betrachtete, traten Engländer in die Kirche; ein hagerer Mann mit aufgesperrtem Gesichte, die Daumen eingehakt in den Armöffnungen der Weste, und im Maul einen Guide des voyageurs; hinter ihm seine lange Lebensgefährtin, eine nicht mehr ganz junge, aber noch immer sehr schöne Dame, hinter dieser ein rothes Portergesicht mit puderweißen Aufschlägen, steif einhertretend in einem dito Rock, und die hölzernen Hände vollauf bedrachtet mit Myladys Handschuhen, Alpenblumen und Moys.

Das Kleeblatt stieg schnurgerade nach dem obern Ende der Kirche, wo der Sohn Albions seiner Gemahlin die Statuen erklärte, und zwar nach seinem Guide des voyageurs, in welchem ausführlich zu lesen war: die erste Statue ist der König Clodewig von Frankreich, die andere ist der König Arthur von England, die dritte ist Rudolph von Habsburg u. s. w. Da aber der arme Engländer die Reihe von oben anfing statt von unten,

Digitized by Google

wie es der Guide des voyageurs voraussetzte, so gerieth er in die ergötzlichsten Verwechslungen, die noch komischer wurden, wenn er an eine Frauenstatue kam, die er für einen Mann hielt, und umgekehrt, so daß er nicht begriff, warum man Rudolph von Habsburg in Weiberkleidern dargestellt, dagegen die Königin Maria mit eisernen Hosen und einem allzulangen Barte. Ich, der ich gerne mit meinem Wissen nachhelfe, bemerkte beiläufig: dergleichen habe wahrscheinlich das damalige Kostüm erfordert, auch könne es besonderer Wille der hohen Personen gewesen seyn, so und bey Leibe nicht anders gegossen zu werden. So könne es ja dem jetzigen Kaiser von China einfallen, sich in einem Reifrock oder gar in Windeln gießen zu lassen; wer würde was dagegen einwenden?

Der Mops bellte kritisch, der Lakay glotzte, fein Herr puzte sich die Nase und Mylady sagte: a fine exhibition, very fine indeed!

VIII.

Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrace, vielleicht weil sie zu energisch sind, um krank seyn zu können. Auch eine edle Race möchte ich sie nennen, weil sie sich in ihren Nahrungsmitteln sehr mäßig und in ihren Gewöhnungen sehr reinlich zeigen; nur fehlt ihnen ganz und gar das Gefühl von der Würde der Persönlichkeit. Der Tyroler hat eine Sorte von lächelndem, humoristischem Servilismus, der fast eine ironische Färbung trägt, aber doch grundehrlich gemeint ist. Die Frauenzimmer in Tyrol begrüßen dich so zuvorkommend freundlich, die Männer drücken dir so derb die Hand, und gebehrden sich dabey so putzig herzlich, daß du fast glauben solltest, sie bedauerten dich wie einen nahen Verwandten, wenigstens wie ihres Gleichen; aber weit gefehlt, sie verlieren dabey nie aus dem Gedächtniß, daß sie nur gemeine Leute sind, und daß du ein vornehmer Herr bist, der es gewiß gern sieht, wenn gemeine Leute ohne Widrigkeit sich zu ihm herauflassen. Und darin haben sie einen naturrichtigen Instinkt; die starrsten Aristokraten sind froh, wenn sie Gelegenheit finden zur Herablassung, denn dadurch eben fühlen sie, wie hoch sie gestellt sind. In Hause üben die Tyroler diesen Servilismus gratis, in der Fremde suchen sie auch noch dadurch zu kutriren. Sie geben ihre Persönlichkeit preis, ihre Nationalität. Diese bunten Deckenverkäufer, diese muntern Tyroler Bua, die wir in ihrem Nationalkostüm herumwandern sehen, lassen gern ein Späßchen mit sich treiben, aber du mußt ihnen auch etwas abkaufen. Jene Geschwister Rainer, die in England gewesen, haben es noch besser verstanden, und sie hatten noch obendrein einen guten Rathgeber, der den Geist der englischen Nobility gut kannte. Daher ihre gute Aufnahme im Foyer der europäischen Aristokratie, in the west end of the town. Als ich vorigen Sommer in den glänzenden Konzertsälen der Londoner fashionablen Welt diese Tyroler Sängerr, gekleidet in ihre heimathliche Volkstracht, das Schaugerüst betreten sah und von da herab jene Lieder hörte, die in den Tyroler Alpen so naiv und fromm gesodelt werden, und uns auch ins norddeutsche Herz so lieblich hinablingen — da verzerrte sich Alles in meiner Seele zu bitterem Unmuth, das gefällige Lächeln vornehmer Lippen stach mich wie Schlangen, es war mir, als sähe ich die Keuschheit des deutschen Wortes aufs Rohseste beleidigt und die süßesten Mysterien des deutschen Gemüthlebens vor fremdem Pöbel profanirt. Ich habe nicht mittlatschen können bey dieser schamlosen Verschacherung des Verschämtesten, und ein Schweizer, der gleich fühlend mit mir den Saal verließ, bemerkte ganz richtig: wir Schweizer geben auch viel fürs Geld, unsere besten Käse und unser bestes Blut, aber nicht das Alphorn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der heftig verfolgte Don Juan entflieht seinen Feinden; die Stunde hat noch nicht geschlagen, die ihn verderben soll. Alle, die ihn verfolgen, haben keine Macht über ihn. Ihn Anna und Octavio hat Don Juan den Frevel nicht vollbracht. Jene linke sich schon liebend an seine Brust gelehnt, Elvira ist durch die süßesten Bande, durch Herz und Hand mit ihm vereinigt. Nur der leidenschaftslose, schuldlose, reine, väterliche Geist, der erwordene Greis, ist zum Richter und Vollstrecker der Strafe ausersehen. Elvira steht auch am ersten von ihrer Verfolgung ab. Ihr liebedürstendes Herz klagt seine Trauer jetzt nur still und schmerzlich den verschwiegenen Sternen. Der Verräther, nicht zufrieden, alle, die ihm nahe den, sittlich zu verlieren, verspottet sie jetzt noch. Er heuchelt in jenem bekannten Terzett am Fenster die Rückkehr seiner Liebe, indem er Elvirens Liebesklage wiederholt. Sie läßt sich bethören. Kehrt er an ihr Herz zurück, ist alle Schuld vergessen. Doch er täuscht sie nur; im Sextett folgt sie seinem sinnlichen Reize erheuchelten Schatten des Glückes und kann ihn nicht erreichen. Als sie ihn mit ihren Händen zu halten glaubt und die Freunde frasend hinzutreten wollen, steht sie für das Leben des vermeinten Gatten, ach, und findet sich zum letztenmale und bitterer als vorher getäuscht. Jetzt muß sie den Gatten für zeitlich und ewig verloren geben. Der letzte Ausdruck ihrer Liebe besteht nun in jener Scene kurz vor des Comthurs verderbenbringendem Erscheinen nicht mehr in einer Klage, nicht mehr in dem Fleben um Liebe; als sein Schutzgeist tritt sie noch einmal leidenschaftlich warnend und rettend dem Verlorenen vor ihn hin. Hier klingt denn auch zum letztenmale der Ton des Schmerzes über das Verderben, in das der einst Geliebte stürzt, hindurch. Als ihr ganzes Le-

Digitized by Google

brunglück mit Don Juans Leben dahin ist, weiß sie sich dem Himmel und geht ins Kloster. In dieser Weise ist Elvira einer der interessantesten musikalischen Charaktere. Donna Anna hat nur ein Gefühl, das leidenschaftlicher Rache, und das der schmerzlichen, immer tieferen Trauer, bis die Rache vollführt ist. Sie kann nicht leben und lieben, so lange der Geist ihres Vaters unversöhnt ist. Rache und Trauer gehen aus demselben Gefühl hervor, sie hat nicht jenen inneren Zwiespalt und Kampf zu bestehen, der bey Elviren so anziehend ist. Von Don Juan und Leporello können wir nach einer lebigen Aufführung gar nicht sprechen. Gäste es unsern Herrn und Diener zu portraitiren, wir würden nur das Bild von appretirter Robheit und Gemeinheit zu geben haben. Wie Elvira solch einen Don Juan lieben, Zerline durch ihn, wenn auch nur augenblicklich, verführt werden könne, ist nicht zu fassen. Eine wohlgewachsene Gestalt, einige Weltmanieren bey Darstellung arger Liederlichkeit im Trinken u. s. f. macht noch keinen Don Juan. Und wie frevelhaft wird der Genuß, der ihn und wieder in Leporellos Tönen hervortritt, der tiefe Schauer, der ihn bey den Antworten des Geistes in jenem Duett vor der Bildsäule eisig ergreift und durchzittert, zum faden Spaß herumgedreht. Der heitere Hauch liebenswürdiger Sinnlichkeit und Heiterkeit ist ganz aus der Oper gewichen, und von Seiten Don Juans nur der Ton der Wüstheit und Wildheit, der frevlich auch hindurchklingen muß, übrig geblieben.

Madame Seidler hat sich nach ihrer Kunstreise zuerst wieder als schöne Müllerin vor übervollem Hause dem Beyfall klatschenden Publikum gezeigt. Ihr ist unterdessen im Fräulein von Schaffi eine gefährliche jugendliche Nebenbuhlerin erwachsen. Die junge Sängerin entwickelt sich im Spiel und Gesang mit bewundernswürdiger Schnelligkeit. Ihre liebliche Stimme und Manier hat mit der der älteren Künstlerin manche Aehnlichkeit, doch außer der Frische und Kraft noch jene innere Lebendigkeit des Tons, welche sonst nur bey italienischen Stimmen nie zu fehlen pflegt. Es ist ein inneres Schwingen, das nicht zum Zittern auseinanderwirrt, und, ohne zu schneiden, doch tief in Ohr und Seele dringt. Wir können dem Publikum zu dieser jungen Sängerin, der denn auch ein rauschender Beyfall nicht fehlt, um so mehr Glück wünschen, da zu hoffen steht, daß ein tieferer Ausdruck des Gefühls zu andern Vorzügen wohl in noch höherem, wünschenswertherem Grade hinzukommen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

The Winters Wreath enthält die Geschichte eines jetzigen Bildhauers, Namens Proctor, welche Bewunderung verdient. Dieser junge Mann hatte von Kindheit an großen Hang zu den Künsten blicken lassen; aber seine Familie sah ihn zu einem Leinwandhändler in die Lehre, wo er 7 Jahre lang mit Elle und Scheere in der Hand schmachten mußte. Wohl ihm, wenn er dabey geblieben wäre! Aber sein Genius ließ ihm keine Ruhe, und sobald er sich frey und im Besitz von einigen Mitteln sah, verließ er den Laden. Nachdem er eine Zeitlang in der königlichen Akademie seine Studien gemacht hatte, errang er den ersten Preis in derselben. Bald darauf ward er dem Präsidenten West vorgestellt, welcher ihn aufforderte, eine seiner Zeichnungen für die nächste Ausstellung zu bearbeiten. Dieß war Irion auf dem Rad. Die Arbeit ward zwar bewundert, aber erst am Ende der Ausstellung fand sich ein Mann, der das Modell kaufte. Der seine Mann, Sir Abraham Hume, kaufte auch sein Modell im folgenden Jahr. Pirithous vom Cerberus ermordet, nicht weit er die bewunderte Gruppe wirklich zu haben wünschte, sondern weil er fand, daß bis zur letzten Stunde der Ausstellung sich zur Aufmunterung des jungen Künstlers kein Käufer gefunden hatte. Inzwischen waren des jungen Mannes Mittel sehr geschmolzen, und er machte jetzt eine verzweifelte Anstrengung für die nächste Ausstellung. Die Gruppe: Diomedes, König von Thrazien, von Pferden zerrissen, ward von dem Präsidenten und Rath der Akademie so sehr bewundert, daß sie ihr eine vorzügliche Stelle einräumten. Auch war der Andrang der Menge so groß, daß man ein eisernes Gitter unterlegen mußte. Aber die Ausstellung nahte sich ihrem Ende, von Tag zu Tage hoffte der junge Künstler, daß sich ein Käufer finden werde, und als man ihm am Ende sein Werk unentkauft zurückreichte, ergriff er in der Verzweiflung einen Hammer und schlug es in Stücken. Von diesem Augenblick an verließ ihn aller Muth und er wanderte ohne Absicht und Zweck durch die Straßen. Als der Präsident nach einigen Monaten sich nach ihm erkundigte und ihn suchen ließ, fand man ihn im elendesten Zustande, zerlumpt und zum gemeinen Bettler herabgesunken. Der Präsident rief sogleich den Rath zusammen und dieser beschloß, den jungen Künstler auf 3 Jahre nach Rom zu schicken. Am folgenden Tage speiste er mit dem Präsidenten, dieser verständigte ihn noch dem Essen sein Glück und sagte ihm, sein einziger Sohn werde ihn nach Rom begleiten und mit ihm studiren. Man kann sich denken, mit welcher Freude der junge Mann von seinem Wohlthäter schied. Die Abreise sollte in ungefähr 3 Wochen statt finden; aber noch ehe eine Woche verging, war Proctor — eine Leiche. Die Freude über seinen plötzlichen Glücswechsel hatte seinen geschwächten Körper so sehr angegriffen, daß er von einem bösen Fieber befallen wurde, welches drey Tage in wenigen Tagen hinwegraffte.

Ich erwähnte schon vor einiger Zeit der Kupferstiche, welche jetzt in Lieferungen erscheinen, von denen jede vier Ansichten mit Beschreibung enthält und nur einen Schilling kostet. Ich habe jetzt zwey derselben vor mir: Puginß Ansichten von Paris und der Umgegend, herausgegeben von Jennings, mit der Beschreibung in englischer und französischer Sprache. Von diesem Werke sind jetzt drey Lieferungen erschienen. Die Zeichnungen sind vortrefflich und die Kupferstiche, unter der Aufsicht des berühmten Kupferstechers in der Linienmanier ausgeführt, sind so vorzüglich, wie man sie sonst in weit größeren und theureren Werken nicht findet. Auch Westalls Great Britain illustrated (Ansichten der vornehmsten Städte, öffentlichen Gebäude und merkwürdigen Alterthümer Großbritanniens) verspricht ein vortreffliches Werk zu werden, wenn man nach den zwey erschienenen Lieferungen schließen darf. Die Kupferstiche sind von C. Finden und haben eine große Reinheit und besonders viel Ausdruck; die Beschreibungen sind klar und verständlich, Papier und Druck sind und das Werk verdient trotz seiner Wohlfeilheit eine Stelle in jeder Bibliothek. Der Herausgeber dieses letzteren Werkes ist Tilt, der, wie ich höre, so wie Jennings für ein Paris, Ansichten getroffen hat, daß solches auch in Deutschland bequem zu haben ist.

Beylage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Januar 1829.

Die Kunst bleibt Eins, wie auf Iris Schwingen
Ein eing'ger Strahl aus sieben Farben flammt,
Und wie sie hier ein königlich Gemüthe
Mit gleicher Liebe pflegt zu gleicher Blüthe.

Schenk.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung von Nro. 291 v. J.)

Albrecht V. und Max I. hatten bereits ihre Residenz zu München mit einem „Bildersaale" geschmückt. Der Letztere hatte im Erdgeschoß der Residenz das Antiquarium angelegt, aber weniger nach irgend einem höhern Kunstplan, als vielmehr nach einem leicht befriedigten historischen und biographischen Zweck, und vielfach eine Beute der damals sehr häufigen und gleichsam bürgerlich zünftigen archäologischen Verfälscher und Betrüger. — Während seiner, politisch nicht glücklichen, Statthalterschaft in den Niederlanden, brachte der Türkenheld Max Emanuel viele Meisterwerke jener fruchtbaren Schule in das Lieblingsschloß seines Vaters, Ferdinand Maria, nach Schleißheim. Durch van Douwen und durch andere ausgezeichnete Künstler sammelte der Kurfürst Johann Wilhelm, den die Armenier zum König begehrten, in Düsseldorf vierthalb Hundert der auserlesensten Gemälde, sein Nachfolger Philipp aber eine, von Karl Theodor bedeutend vermehrte Gallerie in dem neuerbauten Mannheim, und Herzog Karl eine noch zahlreichere, aber weniger gewählte zu Zweybrücken.

In Folge des, seit einem Vierteljahrhundert, durch eine Reihe von Kriegen und Staatsverträgen neugestalteten Besitzstandes des erlauchten Hauses Scheyern-Wittelsbach, koncentrirten sich alle diese Sammlungen in München mit jenen, welche durch die große Säkularisation und Mediatisirung Staatseigenthum geworden. Der hiedurch in München und Schleißheim, in Augsburg, Nürnberg und Bamberg zusammengehäufte Schatz betrug über 8000 Oelgemälde.

Bey der zufälligen und isolirten Entstehung dieser fünf verschiedenen Gallerien des königlichen Hauses, konnte es nicht fehlen, daß sich die besonders häufigen, nah oder leicht zu erwerbenden Werke gewisser Schulen und Meister wiederholten und anhäuften, während bey andern, und zwar in den schwersten und wichtigsten Parthien, bedeutende Lücken auszufüllen blieben; besonders gilt dieß von spanischen, vorzüglich aber von altitalienischen, vorraphaelischen Meistern, die nach der verkrüppelten Kunstansicht des achtzehnten Jahrhunderts so gut wie gar nicht beachtet, ja als kindische Anfänge und Monstruositäten verschrieen waren. Durch die Ergänzung gerade dieses wichtigsten Theiles neue Ansichten und eine neue Lehre zu begründen, war seit mehr als zwanzig Jahren König Ludwigs unablässiges Augenmerk, und ein erwünschtes Gelingen war die billige Vergeltung solchen unvergleichlichen Strebens. Damit aber trat immer mehr die Nothwendigkeit einer Sonderung hervor, einer Auswahl des Herrlichsten für die Hauptstadt und der Vertheilung des Uebrigen in die geeignetsten Provinzstädte, um den Sinn für die Kunst und für die wohlthätigen Genüsse derselben so viel möglich über das ganze Königreich zu verbreiten. — Hiedurch ergiebt sich dann von selbst eine glückliche Mitte zwischen der Zersplitterung der Kunst

Digitized by Google

schätze (die zugleich ihre Wirkung schwächt, die Achtung für sie verringert, und schon oft der Anlaß unersetzlicher Verluste ward) und zwischen dem Centralisiren in der Hauptstadt, das die Provinzen abstumpft und verödet, dagegen in der Hauptstadt, in einem Schwindel des Ueberflusses, die Kunstwerke selber immer mehr zu bloßen Kuriositäten gestaltet, und ein leeres Prunken, einen vornehmen Müßiggang und einen flüchtigen Sinnenreiz an die Stelle eines tiefen Gefühls und einer lebendigen und belebenden Theilnahme setzt. Es war eine Eigenthümlichkeit des letztverflossenen halben Jahrhunderts, die Krankheiten der Zeit fast immer für Bedürfnisse der Zeit anzusehen. So hat auch die Centralisirungswuth die Runde durch ganz Europa gemacht, als ein unausbleiblicher Folgesatz jener Manie, von welcher Montesquieu so treffend sagt: „il y a quelques idées d'uniformité, que saisissent quelquefois les grands esprits, mais qui frappent infailliblement les petits.“ Je größer der Staat, desto schlimmer. In Oesterreich hoben die Provinzialmuseen ein treffliches Gegengift. Die Errichtung und das schnelle Gedeihen der meisten derselben ist eine so merkwürdige und erfreuliche Erscheinung, daß Ihnen meine Briefe aus Wien manche interessante Betrachtung darüber vorlegen sollen. Mit Ruhm und Recht beschloß auch der Ritter C. H. von Lang seine klassische Uebersicht der bairischen Geschichtsliteratur mit dem frommen Wunsche nach der Herstellung solcher Musäen in jedem Kreise des Königreiches. Die Filialgallerien zu Augsburg, Nürnberg und Bamberg sind hinsichtlich auf Kunst und Kunstempfänglichkeit ein guter Anfang hiezu.

Der hochverdiente Galleriedirektor von Dillis hat die erforderliche Auswahl und Vervollständigung bereits vor einigen Jahren aufs Glücklichste vollbracht. Ein neues imposantes Gebäude sollte, durch seine Lage nach Norden, durch die möglichste Sicherheit vor Feuer und Feuchtigkeit, Staub und Reflexlichtern, durch chronologische Aufstellung nach Schulen, und durch die zweckmäßige Beleuchtung (für die kleinern Bilder von der Seite, für die größern von oben), jeder gerechten Anforderung möglichst genügen. Das Andenken des göttlichen Raphael war durch König Ludwig wieder zur rechten Höhe erhoben. Wie unlängst die Säkularfeyer Albrecht Dürers, so war 1820 Raphaels Todtenfeyer im deutschen Künstlerkreise zu Rom wie zu München vom Kronprinzen Ludwig ausgegangen, und der erste Geburtstag Raphaels, welcher Ludwigen als König sah (7. April 1826), war der Tag der Grundsteinlegung der Pinakothek.

Gegen anderthalbtausend Oelgemälde soll dieser prächtige Bau in sich vereinigen, dabey auch die auserlesenen Kabinete der Handzeichnungen und der Kupferstiche, so wie die einzigen Ueberreste der antiken Malerey, eine treffliche Sammlung griechischer und etruskischer Vasen, Wand- und Mosaikgemälde, zum großen Theil eine köstliche Erwerbung, die König Ludwig 1826 aus dem Nachlasse Joachim Murats, ehemaligen Königs von Neapel, gemacht hat.

Das majestätische Vestibul des ersten Stockes (der sieben großen Säle und drey-und-zwanzig Kabinete zählen wird) soll die Bildnisse der Stifter dieses unvergleichlichen Schatzes enthalten. — Stieler hat den König Ludwig im Krönungsornate vortrefflich zu dieser würdigen Reihe gemalt. Der König hat aber binnen zwey Jahrzehenden für die Bilderschule Bayerns mehr gethan als alle übrigen Fürsten zusammengenommen. Somit ist auch die herrliche Komposition der Einführung dieses Monarchen in den Künstler- und Dichterhayn, die Cornelius sich durchaus nicht nehmen ließ, die er mit allem Reichthum seines Genius ausstattete, und von der ich sogleich näher spreche, nur eine unerläßliche Pflicht der historischen Treue. — Des Königs Erwerbungen, wobey seinem Ablerblick oft ein unerwarteter Glücksstern förderend zur Seite stand, sind nicht nur an und für sich als einzelne Kunstwerke wichtig, sondern machen auch außerdem Epoche für die Geschichte der Kunst, eingewurzelte Irrthümer berichtigend, und mitunter ganz neue Wege weisend. Wie sieghaft werden dieses (einzelner Gemälde zu geschweigen, die schon seit geraumer Zeit der Münchner Gallerie einverleibt, empfindliche Lücken aufs erwünschteste ausgefüllt haben) jene köstlichen alten Italiener darthun, die noch zu Lustheim bey Schleißheim, hinter Schloß und Riegel, von der Vollendung der Pinakothek ihre Erlösung zum begeisternden Kunsthimmel erwarten. — Wie sieghaft beweist jenes nicht die vom König im Februar 1827 erworbene Gallerie Boisserée? Es erging, wie ich schon oben gesagt, uns Deutschen nicht besser als den Italienern mit Raphael. Wir hielten den großen Dürer und seine Zeit für den rasch erstarkten Beginn, für den Glanzpunkt der alten deutschen Kunst, statt daß sie damals vom Rande des Verfalls nicht mehr so weit entfernt war. Die Ausartung dieser Schule war es leider, was man am besten kannte, was den meist gerechten Ingrimm der geistesarmen und auch im Fleische schwachen Korrekten und der überklugen Eklektiker, was so viele unglückliche Nachäfferey hervorrief, Deutschthümlerey, Alterthümlerey, schneidende Härte, Mangel in Zeichnung, in Perspektive. — Die wahre altdeutsche Schule, die seit dem letzten Staufen, seit Rudolph von Habsburg und seinem finstern Sohn Albrecht erweislich ist, und wie die altitalienische, auf byzantinische Kunstweise gegründet war, hatte dennoch eine ganz eigenthümliche Entwicklung. Sie hatte große Vorzüge in Kolorit und in der malerischen Behandlung. Sie hatte den Vorzug seltner

Digitized by Google

Wärme und Tiefe, und der innigſten Verwebung mit dem ganzen Sinn und Leben der Nation. Dürer, Kranach und Holbein, damit war man ſo ziemlich fertig. Ueber die van Eyks wußte man nur Oberflächliches. Von einer deutſchen Malerei vor van Eyk wußte man ſo gut wie gar nichts. Deßhalb aber konnte auch die Geſchichte jener Zeit unmöglich treu und erſchöpfend ſeyn, da ein ſolcher Aufſchwung des Natur- und Kunſtgefühls wahrhaftig nicht der letzte noch der geringſte Pinſelſtrich zu einem umfaſſenden Gemälde iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausſichten.
In Rahmen von Reiſebildern.

(Fortſetzung.)

Da es ohne Zweifel noch intereſſanter iſt, ſich mit jungen Schönen, als mit alten Schlöſſern zu unterhalten, kann ich dieſe junge ſchöne Fremdin der alten Zeit — deren es auch in Deutſchland, wenn auch nur in Bezug auf alte Schlöſſer, nicht wenige gibt — auf der leeren Bühne nicht ſtehen laſſen, ohne von ihr zu bemerken, daß ſie ihre politiſchen Anſichten wahrſcheinlich demſelben Umſtand verdanke, der in Spanien und Portugal ſo Viele beſtimmt hat, ſich unter die königlichen Freywilligen einſchreiben zu laſſen. Hat gleich unſere Schöne reiche Verwandte unter den Liberalen, die ſogar liberale Verwandte ſeyn mögen, ſo iſt ſie ſelbſt doch nichts weniger als reich. Hier iſt alſo derſelbe Grund zu jener politiſchen Antipathie, die bezüglich den Amtsvorfahren und Nachfolgern des Herzogs von Wellington ſo tödtliche Sorgen machte und fernerhin machen wird. Die Gewäſſer gleichen ſich aus, wenn ſie in einander laufen; eben ſo die Meynungen, wenn Reichthümer und Vortheile in einander fließen; dann ſind keine Dammbrüche zu beſorgen. Frankreich iſt alſo jetzt auf gutem Wege, und unſere Schöne, denk' ich, auch, wenn gleich in Frankreich der reiche Vetter den minder reichen und den armen oft auf eine Art an ſeinen Hof zieht, die ſich nicht füglich ins Deutſche überſetzen läßt. Dies und anderes habe ich jedoch mehr in der Provinz gehört und geſehen, als in Paris und auf den liberalen Landſitzen in deſſen Nähe.

In der Provinz, wohin wir nun bald zurückkehren wollen, ſind aber auch die Leute, und namentlich die Mädchen, ſchwerer noch zu bekehren als in der Hauptſtadt, obgleich man von den Franzoſen im Allgemeinen, ſeit Clodwigs Zeiten, glaubt annehmen zu dürfen, daß ſie es mit dem Glauben ſo genau nicht nehmen. Was hat es z. B. geholfen, daß zur Zeit der Revolution in jener durch ihre Bonbons berühmten Stadt, in Verdun, vierzehn junge Mädchen zum Tode verurtheilt wurden, weil ſie mit preußiſchen Offizieren getanzt hatten? Iſt es erlaubt, dieſer Schrecken des revolutionären Unſinns in einer andern als tragiſchen Beziehung zu erwähnen, ſo läßt ſich bemerken, daß die Mädchen dort herum nun dennoch weit beſſer walzen als andere Franzöſinnen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ſie es ſich nicht nehmen ließen, mit den Preußen zu tanzen, da dieſe „Fremden“ wiedergekommen waren und in jenen Gegenden weilten nach manch' heißem Waffentanz.

Die Miſſionäre der neuern Zeit haben es ſelbſt in der Krönungsſtadt Rheims bey den dortigen Fräuleins nicht weiter gebracht, als daß dieſe ein ganzes Jahr lang nicht mehr ins Theater gingen, ſondern ſtatt deſſen den Calvarienberg beſuchten. Dieſes Jahr mit ſeiner Mode iſt aber nun längſt vorüber und das während deſſelben, aus Mangel an Zuſchauern, geſchloſſen geweſene Theater in Rheims iſt nach wie vor geöffnet und beſucht.

Da Frankreich in Europa liegt und nicht zur Türkey gehört, ſo gehören die Franzöſinnen, nach der Verſicherung ihres Landsmannes Bory de St. Vincent, der neuerlich die vielen Paradieſe erfand, zu demjenigen Theil der Welt, in welchem das männliche Geſchlecht dem weiblichen untergeordnet iſt. Wenn es aber offenbar ſo ſchwierig, man darf ſagen unmöglich iſt, das herrſchende Geſchlecht zu irgend einer jeſuitiſchen Stetigkeit zurückzuführen, wie ſoll die Welt Stabilität erhalten? Sollte nicht vielleicht eine Verſchwörung der Männer eben ſo im Geiſt der Zeit, als im Bedürfniß der Politik liegen? Fein müßte man es freylich angreifen. Man könnte z. B. ein altes Geſetz aufs Neue in Vorſchlag bringen, etwa — bis die Herren Savigny und Conſorten etwas Aelteres, folglich Beſſeres ausgegraben — jenes, das, nach Herodots Verſicherung, ſehr weiſe und ſchön iſt, und bey den Babyloniern wie bey den illyriſchen Enetern galt, das Geſetz nämlich, nach welchem von den heyrathsfähigen Jungfrauen die ſchönen an den Meiſtbietenden, die nicht ſchönen aber an den Wenigſtnehmenden verheirathet wurden (verſteht ſich, ohne ihre Freyheit zu verlieren), ſo nämlich, daß das für die erſtern erlöſte Geld den letztern zur Ausſteuer mitgegeben wurde. Sollte auch zu beſorgen ſeyn, daß die Mehrheit der Europäerinnen (von denen, wie bekannt, in ſolchen Fällen die meiſten ſchön ſind), ſo wenig als der Nationalkongreß von Columbia auf die Bolivar'ſche, auf eine ſolche Verfaſſung eingehen werde, ſo haben wir ja die Erfahrung für uns, daß, wie weiland im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation, auch dort in Bolivars Staaten, im Stromgebiet der Amazonen wie an der Donau, eine litis in partes oft gar heilſam ſey, und daß ein entſchloſſener Befreyer oft alles über die ſelbſtiſche Freyheit vermöge.

Ohne Zweifel müßte auch über ein ſolches Geſetz,

Digitized by Google

wie über Kopfputz und Kleiderschnitt, zuerst in Paris abgestimmt werden. Wer weiß, ob wir da nicht die Majorität für uns hätten; denn einmal wäre es doch etwas Neues, und zwar aus dem Alterthum, und dann (von den Erwachsenen nicht zu reden) habe ich während der Kunstausstellung, in einem der Säle des Louvre, eine ganze Kolonne kleiner Mädchen, ohne Zweifel aus einem Institut, gesehen, die mir, was die kindliche Schönheit betrifft, beynahe so vorkamen, als wären sie von altdeutschen Gemälden kopirt, doch, so zu sagen, in einem andern Genre des Häßlichen. Als Liebhaber von Kontrasten hätte ich in diesen Saal, statt der prächtigen Gobelins, die darin ausgestellt waren, etwa Raphaels (in Basel befindliche) Madonna mit einer Nelke wünschen mögen, wo auf dem Knieе der himmlischen Mutter das sitzend sorglich frey gelassene Kind mit seinem Blumenblick uns zeigt, wie das Göttliche in der jugendlichsten Anmuth und Lieblichkeit verschmilzt.

Doch, kehren wir nun zurück nach Paris um einzupacken. Wir nehmen den Weg über St. Cloud, um ohne alle Herrschersorgen dort noch der herrlichen Aussicht auf die Seinestadt zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

In allem regt sich doch jetzt ein freyerer und lebendigerer Geist, als unter dem vorigen Ministerium. Die Regierung erkennt es, daß sie in manchen Dingen weit hinter dem Zeitgeiste steht und Verbesserungen bedarf. Als Hr. Frayssinous die Oberaufsicht über das Unterrichtswesen hatte, ging alles den alten Schlendrian, nichts wurde gebessert, jede Verbesserung als eine gefährliche Neuerung zurückgewiesen und das ganze Unterrichtswesen als ein der Regierung zugehöriges Monopol behandelt. Nicht so verfährt man jetzt, da kein Bischof, sondern ein Weltmann an der Spitze der sogenannten Universität steht. Jetzt darf der wechselseitige Unterricht, welcher für Volksschulen so ersprießlich ist, wieder frey getrieben werden, und in manchen Städten, wo man zuvor aus Furcht, den Ministern und der vom ihnen geschützten Congregation zu mißfallen, es nicht mehr gewagt hatte, sich mit der wechselseitigen Lehrmethode abzugeben, kömmt sie jetzt zum zweytenmale empor und findet Unterstützung unter den Bürgern, jedoch nicht mehr so, wie das erstemal, indem man wahrscheinlich fürchtet, sie möchte abermals in Ungnade fallen, wenn die Geistlichkeit einmal wieder ans Staatsruder kommen sollte. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat selbst eine Kommission angeordnet, um eine Untersuchung über die besten Unterrichtsmethoden in den alten klassischen Sprachen anzustellen; ein ganz unerhörter Schritt in Frankreich, der schon allein beweist, welche außerordentliche Veränderung seit einem Jahre vorgegangen ist; denn sonst glaubte man und debauptete ganz ernstlich, Rollin und die andern Männer, welche an der Spitze des Unterrichts in Frankreich gestanden, haben die besten Methoden aufgefunden und die französische Universität habe nichts vom Auslande zu lernen. Den diesem langen Wahne kommt man denn endlich zurück. Man will sich jetzt ein wenig nach dem Unterricht in Deutschland erkundigen, und erforderlichen Falls die Studirmethode umändern. Wahrscheinlich wird hier nun dieselbe Umwälzung vorgehen, die bereits zu London ins Wert gesetzt wird, da eine freye Lehranstalt daselbst dem läppischen Schlendrian der alten Universitäten zu Oxford und Cambridge ein Ende zu machen droht. In beyden Ländern erheben die Diskursanten dasselbe Zetergeschrey. Zu London wie zu Paris brechen sie mit Revolutionen und furchtbaren Verschwörungen; allein die jetzige Welt fühlt das Bedürfniß besserer Lehranstalten und läßt die Nachteulen schreyen gegen das helle Licht, das ihnen die Augen verblendet. In London haben sie sich schnell bedacht, und den Plan zu einer Lehranstalt nach dem alten Brauche entworfen; es ist möglich, daß sie zu Stande kömmt und sich eine Zeitlang aufrecht hält, besonders wenn sich die orthodoxe Geistlichkeit und Regierung ihrer annehmen und ihr freywillig Geber zufließen lassen. Vermuthlich werden die französischen Diskursanten es auch so machen; vor der Hand ist es noch nicht nöthig, denn es finden sich noch veraltete Lehranstalten in hinreichender Menge, und bekanntlich werden diese vorzugsweise von den Bischöfen und Pfarrern begünstigt; was sie aber gewaltig ärgert, ist, daß der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts manchen nicht zur Universität gehörigen ausgezeichneten Männern erlaubt, Privatvorlesungen zu halten, was unter dem Bischof Frayssinous fast Niemanden verstattet wurde. Das durch werden schon manche Lücken des öffentlichen Unterrichts ausgefüllt; denn obschon Vorlesungen jetzt bey weitem nicht mehr so wichtig sind, als ehemals, da die Presse nicht frey war und die gelehrten Schriften nicht so schnell verbreitete als jetzt, so ist es doch ein großer Vortheil für die Jugend und für diejenigen, welche versäumten Unterricht nachholen wollen, daß sie aus dem Munde ausgezeichneter Redner, wie es deren in Paris manche gibt und wie sich deren unter der freyen Verfassung noch immer mehrere bilden, nützliche Dinge vortragen hören; so hält jetzt der berühmte Publizist Comte, den die Schweiz, als er verbannt war, nicht zu behalten wagte, Vorlesungen über Gesetzgebung. Andere kündigen an, sie hätten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wollten das Recht nach den bewährtesten Methoden vortragen. Guizot und Cousin, welche Frayssinous vom Lehrstuhle abhielt, wiewohl sie von der Regierung als öffentliche Lehrer besoldet wurden, haben ihre Vorlesungen wieder beginnen, und der Professor Villemain, den das vorige Ministerium seines Gehaltes beraubt hatte, weil er sich zu Gunsten der Preßfreyheit in der Académie française ausgesprochen hatte, ist zum Staatsrathe ernannt worden und ward, als er das erstemal nach seiner Ernennung wieder als Professor auftrat, mit unbändigem Beyfallrufen empfangen. Leider hat sich die liberale Parthey dieser drey Professoren, nämlich Guizot, Cousin und Villemain, allzusehr angenommen; ihre Vorlesungen werden wie Staatsangelegenheiten behandelt, man füllt die Tagesblätter mit Artikeln darüber an, man überhäuft sie mit unmäßigen Lobsprüchen, man bewundert alles, was aus ihrem Munde fließt; die Folge davon ist, daß diese Herren, besonders die beyden ersten, sich viele Mühe geben, auch der liberalen Parthey zu gefallen, ihren Vorlesungen einen politischen Anstrich geben und sich vom ihrem wahren Zwecke oft weit entfernen.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 8.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. Januar 1829.

— Gebadet
War sein Arm in Heidenblut;
Wer sich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur' galt einen Hieb.

Der Cid.

Diego der Mohrenhammer.

Nach einer spanischen Romanze.

Rings umdrängt von Christenschaaren
Ist das hochberühmte Perez;
Der's umringt, ist Don Alonso,
Ferdinand des Heil'gen Sohn.

Ihn begleiten Alvar Perez
(Der sich auch de Vargas nennet),
Don Diego Perez, mit ihm
Edler Ritter große Zahl.

Durch die Lande zieht das Heer;
Schon hat Palma es genommen,
Viele Mohren schon gefangen,
Und bedeckt das Feld mit Todten.

Abenyub, der Mohrenkönig,
Drob in tiefen Schmerz versunken,
Rüstet seine Schaaren alle,
Die zu Fuß und die zu Pferde.

Uebermächtig sind die Mohren,
Zwanzig über einen Christen;
Da begann das grause Morden,
Da begann der blut'ge Kampf.

Muthig war die Schlacht geschlagen,
Aus dem Felde flieh'n die Mohren;
Der Apostel war's, San Jago,
Der vernichtend durch sie schritt.

Mächt'ge Heerschaar führt der Heil'ge,
Hell umstrahlt vom Waffenglanze;
Doch hervor ragt Don Diego
Durch die Wunder seiner Kraft.

Wie er vorwärts drang im Kampfe,
Stob in Splitter seine Lanze,
Ward zertrümmert ihm das Schwert;
Keine Wehr' in seinen Händen.

Da erreicht' er einen Oelbaum,
Brach sich einen schweren Ast,
Formt ihn zur Gestalt der Keule,
Und zur Schlacht enteilt' er wieder.

Mordend schritt er in die Mohren,
Schalt sie laut mit Donnerstimme;
Den er einmal traf, der Mohr
Hatt' nicht Noth, geheilt zu werden.

Auf dem Schlachtfeld hierher, dorthin
Eilt er mit gewalt'gen Streichen.
Wie ihn sah Don Alvar Perez,
Freut' es ihn tief in der Seele;

Und er ruft: „Diego, malme,
Malme zu mit frischem Muthe,
Daß kein Mohr am Leben bleibe,
Deine Hand vernichte sie!“

Digitized by Google

Ueberwunden ſind die Mohren,
Ueberwunden, und erheben;
Nie mehr hoben ſie das Haupt,
Nie ein Schwert wehrt gegen Chriſten.

Den berühmten Mohrenhammer
Nannte man Diego Perez;
Immerfort ſeit dieſem Tage
Ihm der Ehrenname blieb.

S. Mutzl.

Briefe über Kunſt, Alterthum und Wiſſenſchaft.

(Fortſetzung.)

Den Brüdern Boiſſerée und ihrem Freunde Bertram dankt man die Kenntniß der ächten altdeutſchen Schule, die Kenntniß Johanns van Eyk, als eines Kunſtſtifters, der vom byzantiniſchen Wege zur treueſten Nachahmung der Natur umkehrte, und dadurch und durch die kunſtreichſte Behandlung der Oelfarben der Malerey einen völligen Umſchwung gab. Den Boiſſerées dankt man die Wiedererkenntniß der faſt völlig vergeſſenen Meiſter Hemling, Mabuſe, Schoorel, Orlay, Patinier u. v. a. Wer dieſe Meiſter betrachtet, der wird auch ſchnell klar über die Pracht und Macht des Hofes von Burgund, über ſein Gewicht in dem gebildeteren Theil von Europa, und man erſtaunt nicht mehr ſo ſehr über die perſiſch üppige Beute von Granſon, welche die einfachen Sitten der Eidgenoſſen auf lange hinaus verdarb und wohl an vierzig Millionen betrug, über die prunkvollen Seidenzelte, über Karls des Kühnen Gezelt (mit dem des Sultans das herrlichſte in Europa), die Diamanten, zeglicher für ein Land geſchätzt, die Edelſteine, die Reliquien, die große Monſtranz, die zwölf Apoſtel, die kunſtreichen Gebetbücher, das goldne Hauptſiegel, die Gold- und Silberſtoffe, die Heiligenbilder, die Service, die Pokale, über die 600 herrlich bemalten, mit Gold und Edelſteinen prangenden Banner und Fahnen. Eine neblichte Myſtik, ein eckelhafter Stockpatriotism und eine allen Modethorheiten gemeinſame Ueberſchätzung und Uebertreibung hatten Goethe, wie billig, ſehr grämlich geſtimmt gegen alle altdeutſche und überhaupt ältere chriſtliche Kunſt. Um ſo edler iſt der Triumph der Boiſſerées, Goethes großen und regen Geiſt durch ihre Sammlung ſo umgewendet zu haben, ſeine Hefte über „Kunſt und Alterthum“ großentheils dadurch entſtanden, und das noch ziemlich ununterrichtete deutſche Publikum durch ihn über die zwey Hauptmomente ſo geiſtreich belehrt zu ſehen, über das Verhältniß der älteſten deutſchen Malerey zur byzantiniſchen Kunſt, und über den wahren europäiſchen Ruhm Johanns van Eyk.

Die Brüder Boiſſerée noch im kräftigſten Mannesalter (Sulpitz, den 4ten Auguſt 1783, Melchior am 25ſten April 1786 zu Kölln am Rheine geboren) haben mit ihrem ungertrennlichen Freunde Bertram ein unvergängliches Verdienſt, nicht etwa blos durch die ungemeine Augenluſt, die der Anblick ihres (Anfangs in Heidelberg, dann in Stuttgart, endlich in München aufgeſtellten) Schatzes Europas Kaiſern und Königen, und bis herab in die Hütte des freyen und fühlenden deutſchen Mannes gewährte, nicht allein um die Ehre deutſcher Nation, ſondern auch um die europäiſche Kunſt. — Die Lithographie hat ihre Wiege in München. Es iſt billig, daß ſie auf keinem andern deutſchen Boden mehr leiſte als eben da. Der treffliche Lithograph Strixner, und in ſeinem Gefolge das Auserleſenſte, was München für den Steindruck aufzuweiſen hat, haben ſich bekanntlich zur Herausgabe der Boiſſeréeſchen Bilder verbunden, mit einem Erfolge, dergleichen kaum je eine Staats-, gewiß nie eine Privatſammlung ſich erfreuet hat. Entkleidet von allem äußern Prunk, von allem Farbenſchmelz, ja ſogar die und da vom berechneten Totaleindruck, und aufgelöſt in einzelne Gruppen und Figuren, üben dieſe lithographirten Bilder immer den gleichen Zauber, behaupten die Unüberwindlichkeit der Idee, welche die maktelloſeſte Technik für ſich allein nie zu erſiegen vermöchte, und rechtfertigen das Lob, in welches Goethe, Schlegel, Thorwaldſen, Danneker und Canova mit liebenswerther Begeiſterung ſich über ſie ergoſſen haben.

Ich ſprach oben mein redliches Gefühl darüber aus, daß nichts antirevolutionärer ſey, als die Geſchichte und die Kunſt, jene als eine präſervirende, dieſe als eine korrektionelle Cenſur. So hatten inſonderheit die Brüder Boiſſerée und vor ihnen der gelehrte Domherr Walraff den Rheingegenden, dem deutſchen Boden und der Kunſt die eigenthümlichſten Kleinode vor der Wuth der Revolutionsmänner erhalten. — Sulpitz Boiſſerée gerieth durch dieſes edle Retten, Sammeln und Wiederherſtellen von ſelbſt auf die oben ausgeſprochene Concentrirung aller Künſte in der Baukunſt. Er löſte das Wort des Räthſels, in der (ſehr dunkel und irrig ſo benannten) gothiſchen Kirchenbaukunſt, die glücklichſte Verbindung ſcheinbar entgegengeſetzter Elemente wahrnehmend: niemand wiſſe, wie ſie entſtanden, wie ſie vom dreyzehnten bis vierzehnten Jahrhundert durch rieſengroßen Entwurf, durch eben ſo kühne als merkverſtändige Ausführung, durch erfinderiſche, alles geſtaltende, alles verzierende Künſtlichkeit in Europa geherrſcht habe; keines ihrer Denkmale ſey zur ſelbſtſtändigen Vollendung gediehen, die meiſten in verſchiedenen Zeiten, nach verſchiedenen, frühern oder ſpätern Planen ſehr ungleichartig und ſehr bunt zuſammengeſetzt. Der Kölner Dom, obgleich auch unvollendet, doch eine der ſtolzeſten Hervorbringungen dieſer Art, einzig

Digitized by Google

im Plane des Baumeisters, den man noch hat, im reinsten Style und durch keine fremdartigen Zusätze entstellt, schien eben darum Boisserée am füglichsten zur Lösung des Räthsels der alten Kirchenbaukunst zu dienen. Verbunden mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, deren die Künste und Wissenschaften, so wie nühliche Einrichtungen aller Art so thätig fördernde Eigenthümer der Kunst insbesondere schon so großartige Unterstützung gebracht hat, wie wenige Edle des deutschen Vaterlandes, unternahm Sulpiz Boisserée das in seiner Art einzige Prachtwerk des Kölner Doms, an welchem auch die ersten Pariser Künstler eifrigen Antheil nahmen. Die Boisserées aber, mit ihren wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen, sind auch in gesellschaftlicher Hinsicht köstlich für München, für welches (bey dem sonst vorhandenen trefflichen Urstoff) doch gerade in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen übrig ist.

Eines fehlte noch zur vollständigen Verwirklichung der großen Absichten des Königs für die Nationalität der Kunst. Es fehlte, daselbe, was die Boisserées am Rheine vollbracht, auch für das noch völlig finstere Süddeutschland hindurchzuführen. Eine herrliche niederdeutsche Schule lag durch die Boisserées am Tage, die oberdeutsche Kunstgeschichte aber noch im tiefsten Schatten.

Da erwarb 1814 der Fürst Ludwig Craft Ernst von Oettingen-Wallerstein, jetzt Generalkommissär des Oberdonaukreises in Augsburg, mehrere ausgezeichnete Bilder, die er nach vorgefaßten, beynahe gewagten Kunstansichten, nach ihrer gleichartigen Kunsteigenschaft zusammenreihte, an die Tafel des bekannten Meisters die unbekannte, aber in der Ausführung verwandte anreihend, und in solcher Art oberdeutsche Malerfamilien und einen oberdeutschen Kunstcyclus herstellend. Es konnte nicht fehlen, daß die beharrliche Verfolgung dieses Kunststammbaumes in den Kirchen und Sammlungen Frankens, Ostschwabens und des nördlichen Bayerns unschätzbare Aufschlüsse geben mußte über die Verzweigung der oberdeutschen Kunstschule. Es wurde ihr zugleich in allen Archiven, in allen städtischen Bürger- und Innungsbüchern unablässig nachgeforscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aussichten.

Im Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Cäsars (das römische) Thor zu Rheims ist zwar entblößt vom Schutt der Jahrhunderte, doch ist es längst nicht mehr zu passiren. Die Vorsicht hat es zugemauert. Auf dem Wall, der sich darüber hinzieht, stand ich sinnend, die Augen auf die kunstreichen Sandsteinmassen der hohen Kathedrale gerichtet, die, eine Zionsburg, inmitten der Kreidestadt hoch emporragt. Da es dort weit und breit, d. h. in der Entfernung von einigen Meilen, keine Sandsteine gibt, hätte man etwa den Dom selbst durch ein Wunder aus den Tiefen der Erde können hervorbrechen lassen. Sey er aber entstanden wie er wolle, ich war, während meines Aufenthalts in Rheims, dort einer der fleißigsten Kirchgänger. Es war nicht nöthig, in diesen mächtig hohen Säulenbogen, zur letzten Krönungsfeyer, durch lichtblauen Anstrich mit goldenen Lilien einen Himmelsbogen zu fingiren. Das Gefühl des Erhabenen konnte dadurch unmöglich vermehrt, wohl aber vermindert werden, und stimmen konnte solcher Anstrich nicht zu dem durch der Fenster alte Farbenpracht gemäßigten Ton des Tageslichts. Die herrlichen, von den gewerbfleißigen Rheimsern aber gar wenig besuchten hohen Lindenalleen vor der Stadt, in des freundlich angelegten Friedhofs Nähe, sind, soll einmal der Sternenhimmel die wölbende Decke seyn, ein dazu völlig geeigneter Tempel.

Auf einem schlechten Weg, der sich mehrere Stunden lang durch einen Wald hinzieht (welcher einst auch Wunder sah), kam ich von Rheims nach Epernai. Hier war ich Zeuge einer öffentlichen, wo nicht wunderbaren, doch wunderlichen Schulprüfung mit Preisvertheilung, wobey man, wenn, wie hier, junge Leute von mehr als vierzehn Jahren auftreten, in Deutschland sich versucht fühlen kann, an eine lateinische Kunstausstellung zu denken. Allerdings war das Examen in Epernai eine Art von öffentlicher Abspiegelung, die das eitle Herz erfreut; allerdings hatte es dabey den Anschein, als würde die Jugend für die Vergangenheit erzogen; französisch war aber doch die Sprache, in der die Hauptsache abgethan wurde.

In einem nicht sehr geräumigen Saal war eine Abtheilung von der Nationalgarde (die mit ihren Bärenmützen Napoleons Grenadieren ganz ähnlich sah) mit türkischer Musik aufmarschirt. Die Autoritäten hatten auf ihren erhabenen Sitzen Platz genommen, und als die Janitscharenmusik schwieg, traten nacheinander zwey junge Leute auf die Rednerbühne, die ihr Pensum ohne Anstoß, mit eingezwängter Dreistigkeit, deklamirten. Ich war froh, daß sie nicht kreischten wie eine Duchesnois im Théâtre français. Die Aufgabe war, darzuthun, warum das babylonische Reich habe untergehen müssen, und natürlich trug derjenige den Sieg davon, der in der zweyten Rede pflichtschuldigst die Behauptung aufstellte: Babylon sey untergegangen, weil es damals noch keine Jesuiten gegeben; worüber dann, als der Redner abgetreten war und das anwesende Publikum, worunter viele Damen, applaudirt hatte, auch die türkische Musik ihre Freude bezeugte.

Nicht daß der junge Redner die Jesuiten genannt hätte. Dazu war er nicht instruirt. Babylon

Digitized by Google

ist untergegangen, weil man dem Priesterstand nicht mehr die gebührende Achtung und Ehrfurcht bezeugte und in seiner Organisation nichts vorhanden war, was, durch Vernichtung aller revolutionären Meynungen, die Gesellschaft ihm aufs Neue unterworfen hätte. So sprach sich denn auch der vom Examen zu Opernal die Verlegenheit des Villèle'schen Ministeriums aus, den sechsten Artikel der von Ludwig dem Achtzehnten den Franzosen ertheilten Charte mit dem fünften und achten Artikel derselben (welche die Freyheit der Meynungen und des Gottesdienstes, neben der Freyheit der Presse, sanktionieren) in praktische Uebereinstimmung zu bringen. Auch hier, in den Blüthen des öffentlichen Unterrichts, ließ sich nur allzudeutlich die Tendenz erblicken, die Staatsreligion, im Sinne der Jesuiten und der hohen Klerisey, auf Kosten der Freyheit triumphiren zu lassen. Wie andere Ministerien die schwierige Aufgabe lösen werden, muß die Zeit lehren. Sie ist vielleicht nicht minder schwierig als für Englands Ministerum die Aufgabe seyn möchte, die Entwickelung des russischen Reichs im Süden ohne oder durch eine Theilung der Türkey zu hindern.

Es kann freylich nicht damit gethan seyn, daß man der mannichfach verwöhnten großen Masse des französischen Volkes nur das Gebot vorhält: „du sollst den Kirchthurm nicht zur Windmühle gebrauchen.“ Auch kann es nicht genügen, den Franzosen nur zuzurufen, was der heidnische Isokrates Jahrhunderte vor Verkündigung des Evangeliums sagte: „thut, was ihr wollt, daß man euch thue.“ Denn hatte gleich der Schweizer bey der heiligen Genovefa (im vormaligen Pantheon) zu Paris mit gefagt, daß Voltaire und J. J. Rousseau nicht „visibles“ seyen, so kann sich dies doch nur auf ihre Gebeine, und nicht auf die Wirkungen beziehen, die von solchen raisonnirenden Geistern (welche fortwährend sich mehren) im Nationalleben hervorgebracht werden, Wirkungen, die jedem kirchlichen Bestand leicht so viel Abbruch thun möchten, daß ein reformirter Geistlicher, den ich in Sedan sagen hörte: „unsere Sache ist verloren,“ den Feind nur allzubald auf einer andern Seite erblicken könnte. Wie leer es oft mit dem Kirchenthum der vornehmen Klassen in Frankreich bestellt seyn möge, wird unter vielem Anderen auch daraus hervorleuchten, daß die Sage Glauben fand, es hätten Manche, um den vorigen Ministern und der Kongregation nicht zu mißfallen, da sie sich nicht entschließen konnten, selbst die Kirche zu besuchen, öfters ihre Equipage an der Kirchthüre aufsahren und dort einige Zeit verweilen lassen. Auch schon in frühern Zeiten, noch unter dem alten Regime, soll dieß öfters vorgekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Am weitesten geht hierin Cousin, der in seinen philosophischen Cursus allerley Dinge, als Literatur, Politik, Moral und ich weiß nicht was hineinzieht, woraus denn ein sonderbares Gemisch entsteht, das mit der Philosophie nicht viel gemein hat. Diesen Gelehrten werden die Zeitungen mit ihren übertriebenen Lobsprüchen zuletzt ganz verderben, und es steht zu befürchten, daß aus ihm ein zuvorderst Redner werden wird. Zwar müssen wir Deutsche es ihm Dank wissen, daß er unsere Literatur zu schätzen weiß und es wagt, sie mitten unter Pariser Zuhörern so hoch zu stellen. Er hat dafür auch eine kleine Zurechtweisung von den vorzüglichen Pariser Blättern bekommen, die ihn gern loben über die schönen Dinge, welche er in Betreff der Revolution, der Verfassungsurkunde, des Zeitgeistes des 18ten Jahrhunderts vorgebracht hat, und es sich von ihm haben vordemonstriren lassen, daß nur die Franzosen im Stande gewesen seyen, eine Revolution hervorzubringen, indem die Engländer allzu selbstsüchtig dazu wären, die Deutschen aber immer nachgrübelten und niemals zum Handeln kämen, auch keinen Mittelpunkt der Kraft hätten; da nun aber Cousin seinen Zuhörern das bewiesen wollen, daß im 18ten Jahrhundert Frankreich keine Dichter habe hervorbringen können, und daß sich die Dichtkunst aus gewissen Gründen, die mir aus dem Gedächtnisse entschlüpft sind, noch Deutschland geflüchtet habe, so haben die Pariser Zuhörer dem Professor diese kühnen Aeußerungen übel genommen; auch will man den Professor der Philosophie, der noch dazu nicht die neuere, sondern die ältere Philosophie vorzutragen hat, nicht für kompetent in der Belletristik erkennen, und meint nicht mit Unrecht, er thäte besser, bey seinem Leisten zu bleiben. Schon bey den vorigen Sommervorlesungen hatte man angefangen, den Vortrag jener drey vielbesprochenen Professoren zu stenographiren und jede Vorlesung einige Tage nachher herausgegeben, wodurch der bisherige Standpunkt der Professoren verrückt ist, da nunmehr nicht blos der Zuhörer im Saale, sondern auch das große Publikum außerhalb des Saales an dem Cursus Theil nimmt. Auch den jetzigen Winter geschieht dies wieder; allein da niemals eine neue Erfindung in Paris still zu stehen pflegt, so ist man diesmal einen Schritt weiter gegangen. Damit wahrscheinlich die drey Professoren nicht von alle dem Weihrauch, den man ihnen in den Zeitungen streut, berauscht werden, hat man zur Beobachtung ihrer Nächternheit eine Zeitschrift veranstaltet, welche sich blos mit ihren Vorlesungen beschäftigen und sie kritisch beleuchten soll. Das erste Heft ist auch schon wirklich erschienen, ich habe es aber noch nicht zu Gesichte bekommen können. Ob dies nun ein wirkliches wissenschaftliches Oppositionsblatt ist, oder blos den Titel der Kritik annimmt, um das Publikum zu täuschen, wird sich bald zeigen. Eine von der Regierung ganz unabhängige wissenschaftliche Lehranstalt soll im folgenden Jahre angelegt werden; hier werden sich junge Gelehrte üben und zeigen können; hoffentlich wird auch die Wissenschaft bey solchem freyen Unterrichte etwas gewinnen, wenn auch nichts weiter daraus entstände, als ein rühmlicher Wetteifer zwischen den von der Regierung besoldeten und den nicht besoldeten Lehrern. Freye Konkurrenz, das wäre ja in andern Fächern außerordentliche, dem Publikum ersprießliche Dinge, warum sollte sich Aehnliches nicht auch in der Lehrfreyheit zeigen?

Dg.

Beylage: Literaturblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Januar 1829.

Ein kluger Fürst, er steht entzückt,
Er fühlt sich im Besitz von diesem Schatz beglückt.

Goethe.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Mit seiner oberdeutschen Gallerie verband der Fürst Wallerstein eine schöne Sammlung zum Theil uralter Handschriften mit Miniaturbildern, mit Glasmalereyen vom ersten Beginnen bis zum Verschwinden dieser Kunst nach dem Ende des dreyßigjährigen Krieges, von Schnitzarbeiten von Veit Stoß u. a. und ein reiches Elfenbeinkabinet. Die Münzen und Wappen, die Cinquecentos und die Römermale, die Rüstungen und Waffen gehören nicht hieher. Diese Gallerie ist nicht nur eine deutsche, sie ist eine national bayrische, hiemit für München vom allergrößten Werth. Es ist hier die Schule des Martin Schongauer aus Ulm, die altbayrische des Ulrich Fütterer und des Mayer von Landshut, jene des Michael Wohlgemuth und des großen Albrecht Dürer von Nürnberg, jene der Holbeine von Augsburg und jene der Kranache aus Ostfranken und aus Obersachsen, oder, da die oberdeutsche Kunst mehr zünftig nach Lehrern als nach Ländern sich fortpflanzte, der Holbeinische und der Kranachische Kunstkreis, jener von Wohlgemuth und Dürer, endlich jener von Schön, Zeitblom und Schaffner. Der altbayrischen Schule des Ulrich Fütterer, des Mayer von Landshut, der Ostendorfer und Hebenstreite, Mielich, Olmendorf, Schöpfer, Meitelkircher und des Christoph Schwarz aus Ingolstadt, will von Manchen kein eigenthümlicher, scharf gesonderter Charakter, sondern nur ein dem Dürer-Wohlgemuthschen Cyklus verwandter zugestanden werden. — Die herrlichen Familienbilder der Fugger und der Oettinger haben nebst dem künstlerischen noch ein hohes geschichtliches Interesse, und es ist wohl nicht der geringfügigste Grund, dem mittelalterlichen deutschen Städtewesen hohe Achtung zu zollen, wenn man aus dem einzigen Städtchen Nördlingen die Flügelin (um 1370) die Schüttenhelm (1390—1450), die Herrlin (1470), Deckinger und Acker, Walter und Hieming, Hanns Scheyffeln und Sebastian Deck hervortreten sieht. — Man muß gestehen, daß Ambraß, die romantische Stiftung Ferdinands von Tyrol und der schönen Philippine Welser, noch nie so aufgefaßt und so ungesucht nachgebildet worden ist, wie in der von dem liebenswürdigen und geistreichen Fürsten angelegten Kunst-, Wunder-, Waffen- und Schatzkammer zu Wallerstein. Vorzüglicher Dank ist deßhalb ganz Oberdeutschland auch dem kenntnißreichen Hofrathe Kohler schuldig. Der General Graf Joseph Recberg, dessen Sammlung der Wallersteinischen einverleibt ist, verdient als Retter vieler Denkmäler und Kunstwerke gepriesen zu werden, und die geistreiche Aufstellung gebührt großentheils den trefflichen Rathschlägen des verdienstvollen Gallerie-direktors Ritters von Dillis.

Eben als ich diesen Winter in München war, richtete sich die Aufmerksamkeit des Königs auch auf die Gallerie Wallerstein, um seinem großen und umfassen-

Digitized by Google

den Plan für Kunst und Kunstgeschichte durch diesen speziellst-nationalen Theil die Krone aufzusetzen. Wie die neuesten Briefe von Münchner Kunstfreunden mich versichern, ist dieß Geschäft wirklich zu Stande gekommen. Jene Wallerstein'er Bilder, die der königlichen Gallerie fehlten, die das schöne Werk der Boisserées auch für Oberdeutschland, namentlich für den Umkreis des Königreichs Bayern vollenden, sind nunmehr ein Eigenthum des Monarchen; welcher Fortschritt binnen so kurzer Frist!

In der Glyptothek bildet die Aufstellung der Werke selbst, und die eben so sinnvollen als prächtigen Verzierungen, die Entwicklungsgeschichte der alten Plastik, Cornelius Fresko's aber ihren Gegenstand, die vergötterte und vergötterte Natur der Urwelt und ihre Halbgötter, die Helden. In der Pinakothek liegt die Entwicklungsgeschichte in der kunstgerechten Aufstellung nach Schulen und nach der Zeitfolge. Aber auch hier soll das Gleiche aus Cornelius Schöpfergeist hervorgehen. Das wird so recht, wie „die Weltgeschichte das Weltgericht" ist, in dem Gegensatze der christlichen und der heidnischen Kunst, überall den Finger der Vorsehung und ihren bald riesenstarken, bald zeppvorleichten Schritt andeuten, und im erhabensten Sinn eine wahre „Bilderbibel" seyn. Eine an der Mittagsseite der Säle hinlaufende große und offene Loge wird in ihren Arkaden und Lunetten die Geschichte der christlichen Kunst, die Leben der großen Maler darstellen, bis zum Augenblicke des eintretenden Verfalles, die deutschen Meister bis einschließlich zum fruchtbaren Rubens und seiner Schule, die Italiener bis auf die Carracci's und die Schule von Bologna. Im verstossenen Jahre begann Cornelius die Zeichnungen dazu. Jedem empfänglichen Beschauer dünkt gewiß immer die letzte, die ihm vors Auge kömmt, die reizendste, so überraschend, innig und wahr ist das darin ausgedrückte Gefühl, so frisch und neu die Gedanken, so innig und geschmackvoll die Anordnung. — Wie in der Glyptothek Eros das allgemeine umschlingende Band ist, so ist hier die reinste, die aufopferndste Liebe in der Jungfrau mit ihrem göttlichen Kinde abgespiegelt, und im Kreuz, dem Zeichen der höchsten Schmach im Alterthum, in der neuen Welt aber dem Zeichen der höchsten Ehre. David und Salomon, Lukas und Cäcilia sind gleichfalls als Deckengemälde, in Kreuzesform neben einander gereiht, wohl die glücklichste Bezeichnung des folgenreichen Bundes der Kirche mit den Künsten.

Die aus dem heiligen Lande mit der heiligen Erde heimkehrende Pisanerstette und der Beschluß des Rathes, den Camposanto zu bauen, eröffnen den Cyklus. — Basreliefartig bezeichnet der Meister Italien und Griechenland und das Morgenland, wohin der Abend pilgert, die Ritter und die Ritterpoesie, die alten deutschen Bildner und Baukünstler. — Freundliche Genüsse reichen dem Leben den Kranz, bekränzen aber auch die hingeschwundene, erhabene Vorzeit.

In meinem Tagebuche können Sie, verehrter Freund, den Verlauf dieser Meisterentwürfe kennen lernen, so gut ich sie selber kenne aus Cornelius liebevollem und lehrreichem Gespräch. Worin sich aber unsere Herzen und (wir wollens hoffen) alle deutschen Herzen in freudiger Rührung zusammenfinden, das ist die Einweihung des Ganzen, das ist, ich möchte sagen, des edeln Meisters durch die Wolken dringendes Gebet dankgerührter Liebe für seinen königlichen Herrn, festen Glaubens an die erhabene Bestimmung der Kunst und an die Bebarrlichkeit des Herrscherwillens, der sich an solchen Früchten erkennen läßt, und unerschütterlicher Hoffnung auf den überirdischen Segen der hier ausgestreuten, reichen Saat, König Ludwigs Einführung in den Dichter- und Künstlerhayn, um ihn der göttliche Raphael und Leonardo und Michelangelo, van Eyk, Dürer und Holbein, Massaccio, Fiesole, und dann wieder der göttliche Dante mit Beatricen, Petrarch und Laura, und Ariost.

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern streitet,
Die Bessern zu besitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ist jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt!

Von der Erde Gütern Allen
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Sind wir längst in Staub zerfallen,
Lebt der große Namen noch.

(Die Fortsetzung folgt.)

An einen Liebesdichter.

Von Liebe singt so mancher Mann,
Damit er auch von Liebe singe,
Und hebt ein mächtig Klagen an;
Der Ruhm ist groß, die Pein geringe.

Nun bist du nicht im selben Fall,
Und lässest auch Gesang erschallen,
Obwohl noch keine Nachtigall,
Doch mehr als jene Nachtigallen.

Was ist denn wohl der Unterschied,
Freund, zwischen Dir und zwischen jenen?
— Sie singen froh ein traurig Lied,
Und Du ein fröhlich unter Thränen.

E. Moerike.

Digitized by Google

Aussichten.

Im Rahmen von Reisebildern.

(Fortsetzung.)

Was man von Staatswegen glauben soll, läßt sich nun einmal im neunzehnten Jahrhundert, in den Ländern des civilisirten Europa, nicht unter Trommelschlag öffentlich bekannt machen. Die Zeiten, in denen ein Heinrich VIII, in England so etwas thun konnte, sind längst vorüber. Aber auch auf die Art geht es nicht, wie man seit Napoleons Sturz die Sache in Frankreich glaubte angreifen zu müssen. In der That, die Eborherrn der Rheimser Kathedrale sahen mir weit weniger fein und geistreich aus als ich mir die gelehrten Benediktiner des eilften Jahrhunderts, besonders die von Cluguy denke, unter denen ein Hildebrand seine Staatswissenschaft studirte. Durch unwissende Brüder läßt sich die Welt nicht regieren. Der Nationalkonvent konnte dekretiren, daß die Franzosen an Gott glaubten und an ihrer Seelen Unsterblichkeit. Man glaubte, was man glauben sollte, denn das revolutionäre Geschlecht war nicht aus Drachenzähnen aufgewachsen. Wo jedoch der Aberglauben als solcher erkannt ist, läßt er sich von den Staatsgewalten nicht als Glauben dekretiren, ohne daß die Welt auf den Nutzen des Unglaubens spekulirt.

Wenn irgendwo, so thut es der Mensch beym Erziehungswesen dem lieben Gott nach, der ihn nach seinem Bilde geschaffen. So findet denn ein jeder, der etwas dabey zu dekretiren, zu vollziehen hat, in sich selbst das Muster, nach welchem die heranwachsende Generation sich bilden und wirken soll. Käme nur nicht die fatale Natur mit ihrer Zeitentwicklungskrankheit dazwischen.

Die türkische Mystik beym Schuleramen in Syrnai hatte noch viel zu thun. Eine Menge Kinder erhielten grüne Kronen, Siegerkränze, eine Art von Ordenskreuzen und dergleichen, lauter Dinge, die mir gar nicht am rechten Ort scheinen, und sobald die kleinen Preisträger (unter denen es am Ende zehnfach Bekränzte und Bekreuzte gab) von den Autoritäten auf beyde Wangen geküßt waren, spielte jedesmal die Musik eine Passage aus einem Walzer.

Zufällig kam ich, nachdem die Feyerlichkeit vorbey war, in einem Privathaus, wo ich eingeführt worden, bey Tisch mit dem jungen Disputationsredner zusammen, der in der assyrischen Geschichte so gut bewandert war und sieggekrönt das alte gottlose Babel in seiner Sünden Schlamm ersticken ließ. Er war in Begleitung seines Vaters da; die Gesellschaft war aber im Ganzen, auf den jungen Helden bezogen, sehr heterogen, was den Sprachfertigen hier so ziemlich stumm machte. Ihrer sonstigen Bildung ungeachtet, hatten diese französischen Herrn und Damen wohl noch nie Notiz genommen von jener Semiramis, von welcher die Geschichtschreiber so viel und so wenig wissen, hatten auch wohl nie von Xenophons Kyropädie etwas gehört, und schienen sich wenig darum zu bekümmern, ob Babylon in Deutschland oder Afrika gelegen. Nach Tisch wurde im Hof, einem mit Bäumen besetzten freyen Platz hinter dem Hause, getanzt, ohne alle Musik, der Redner aber war verschwunden.

Ohne Klöster und Seminarien, in denen man die jungen Leute von der Gesellschaft absondert, läßt sich freylich ein solcher Erziehungsplan nicht durchführen; darin haben die Jesuiten vollkommen recht. Ob aber aufs Neue der Klostergeist die Welt, oder diese angeblich so verderbte Welt mit ihren neuen Ansichten und Einsichten die Klöster durchdringen werde, ist eine andere Frage.

Die Priesterklasse, als solche, nämlich als Bewahrerin des theokratischen Prinzips genommen, ist freylich von den ältesten Zeiten her sich gleich geblieben, und es liegt in sofern nichts Ungereimtes darin, wenn einmal die Jesuiten sich schon im alten Babylon, ihrer Bestimmung gemäß, an ihre Stelle denken und dann, in einer durch Jahrtausende gehenden Stabilität, sich für die Angel halten, um welche die bewegliche Welt mit ihren Aufklärungsphasen sich drehen müsse. Es fragt sich nur, ob die so lange schon gequälte Menschheit nicht endlich einen bessern Stützpunkt finden werde in einem über alles jesuitische Priesterthum hoch erhabenen Glauben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen in Genf gehört gewiß das thätige Eingreifen unserer vorzüglichsten Gelehrten in das tägliche Leben und seine Bestrebungen. So war es mit dem verstorbenen edeln Pictet, der, wiewohl ausgezeichneter Professor der Naturlehre an hiesiger Akademie, es doch nicht verschmähte, mit Handwerkern umzugehen, ihnen vielfach mit seinen reichen technologischen Kenntnissen nützlich zu seyn, sie bey sich zu setzen und gastlich zu behandeln. Er hat auch in dieser Beziehung an unserm großen Botaniker und Zoologen de Candolle einen würdigen Nachfolger gefunden. Um die Industrie in Genf hat er großes Verdienst, und unsere Ausstellung im vorigen Julius verdankt besonders ihm ihr Gelingen. Er hat darüber vor Kurzem eine kleine Schrift herausgegeben, die für Genf großes, aber auch für das Ausland manches Interesse hat. Darum wollen wir Einiges daraus mittheilen.

Gold- und Silberstickereyen waren im 17ten Jahrhundert sehr bedeutend in Genf. Später kam Lyon mit dieser Arbeit in die Höhe und sie sank bey uns, um sich seitdem nicht mehr zu erheben. Auch die Buchdruckerey blühte vor Jahrhunderten

Digitized by Google

hier. Die Cramer und Detourries erwarben damit großes Vermögen. Es wäre eine interessante commerziell-statistische Aufgabe, die Ursache zu suchen, warum und wie dieser Erwerbszweig von seiner Höhe und Bedeutung bey uns so unbedeutend werden konnte, daß wir ihn auf den deutlichen Tag unsere Setzer aus der Fremde kommen lassen müssen, in Genf, wo sich eine Akademie und so viele Schulanstalten finden, wo so manche Gelehrte und Schriftsteller leben, wo der Unterricht so weit gediehen, wo die grammatikalische Kenntniß des Französischen und Lateinischen fast allgemein ist! Vieles kommt freylich vom Systeme des Buchhandels her; warum aber ist auch dieser in Genf einfacher weiter als Nachdruck und Lauwerk kauft? In der Medaillenschneidekunst hat Genf seit lange einen ausgezeichneten Namen. Der bekannte Dasier wird jetzt durch Anton Bovy übertroffen, der unstreitig zu den vorzüglichsten Künstlern dieser Art in Europa gehört. (Die Deutschen erinnern wir an seine herrliche Medaille auf Göthe vom Jahr 1821, mit der die spätere von Brandt seine Vergleichung aushält.) Der ausgezeichnetste und sinnreichste Mechaniker Genfs, Dorier-Wagnon, ist seiner vor einigen Wochen gestorben. Auch seine letzte Erfindung war merkwürdig. Er nannte sie: Graveur à fil tournant. Mit ihr kann Jeder leicht und elegant einen Buchstaben in Metall schneiden, fast eben so schnell, als er ihn aufs Papier schreibt. Die Bijouterie ist mit der Uhrmacherey der wichtigste Erwerbszweig in Genf. Vor einigen Jahren wurden hier eine Menge Gegenstände dieser Art in großer Mannichfaltigkeit und sorgfältig ausgeführt nach dem Orient geschickt. Eben so war es mit den Uhren. Hätten wir damals eine Ausstellung gehabt, so wären die wunderlichsten Formen zum Vorschein gekommen, welche dort, besonders in den Harems, willkommenen Eingang fanden. Die Umruhen im Orient haben aber diesem Handel seit einge fähr acht Jahren ein Ende gemacht. Daher mußten unsere Bijoutiers darauf denken, ihren Arbeiten eine ganz andere Art und Form zu geben. Sie ahmten nun die Pariser Bijouterie nach und erreichten sie fast ganz in kurzer Zeit. Seitdem hat sich dieser Erwerbszweig sehr gehoben, wozu auch die vorzügliche und garantirte Güte des Genfer Goldes viel beyträgt. Die hiesigen Arbeiten gehen jetzt nach allen Ländern und were den auch wohl dahin ihren Zug behalten, wenn unsere Bijouterien einst wieder ihre vorige Richtung nach dem Orient nehmen können. Denn ist die augenblickliche Hemmung nützlich gewesen, denn sie hat der Arbeit eine andere Richtung gegeben, die ihr auch in der Folge einen größern Markt sichert. Sehr viel von diesen Gegenständen wird am Fremde verkauft. Darum haben auch mehrere Bijoutiers eine Art formwährender Ausstellung bey sich. Tavre Salomon brachte in Genf zuerst Musik in den Taschenuhren an. Im Jahr 1802 setzte Pignet eine kleine Musik von fünf Tönen mit Stahlfedern in einen Ring, wie sie damals Mode waren. In der Folge kamen diese Musiken nicht nur in Ringe und Uhren, sondern auch in Dosen, in Pendeluhren und selbst in Meubles. Mit 5 Tönen hatte die Sache beginnen; bald machte man welche von 240 und mehr. Letzteres begnügte sich nicht mit einzelnen Stahlfedern, sondern machte ein ganzes Klavier aus Einem Stück, wodurch die Töne stärker, sicherer und angenehmer wurden. Die Sache war aber schwer auszuführen; sie wurde daher erst gegen 1818 allgemein. Bey aller bisherigen Musik war ein bedeutender Uebelstand das Zusammenklingen aller in unisono gestimmten Federn, wenn nur eine davon ertönen sollte. Bey kleinen Musiken war dies weniger bemerklich und störend, desto mehr bey den großen. Dadurch kam diese ganze Musikfabrikation in Verfall. Dem half jedoch Nicole durch eine glückliche Vorrichtung ab, und seitdem hat sich hier die mechanische Musik immer mehr vervollkommt und gehoben. Es ist nicht zu läugnen, daß die Uhrmachertunst durch Konkurrenz anderer Orte bedeutend bey uns abgenommen hat, d. h., daß nicht mehr so viel Uhren als sonst hier verfertigt und verkauft werden. Die ältere Uhrmacherkunst hat aber unstreitig gewonnen. Es werden Uhren und Chronometer hier verfertigt, die den trefflichsten englischen und französischen gleichkommen. Freylich werden unsere ausgezeichneten Arbeiter nun nach und nach alt; die Regierung hat aber durch Gründung zweyer Uhrmacherschulen dafür gesorgt, daß Zöglinge herangebildet werden, die Geschicklichkeit der Hand mit theoretischen Kenntnissen verbinden. Dies war früher nicht der Fall; da wurden die zu diesem Gewerb bestimmten Kinder gewöhnlich ins Gebirg zu guten und ehrlichen Uhrmacherleuten in die Lehre gegeben, die sie aber nicht mehr lehren konnten, als sie selbst verstanden.

Die Akademie hat vor Kurzem ihr Programm der öffentlichen und Privatvorlesungen in dem akademischen Jahre 1828 — 1829 herausgegeben. Darin ist Manches hinsichtlich der sogenannten ersten Wissenschaften zu lesen, besonders hinsichtlich der Naturkunde und Mathematik; vieles davon ist aber ganz unbegreiflich. In der Theologie gibt es keine Vorlesung über Exegese; den künftigen Geistlichen wird der Hauptpunkt ihres Wissens, das Evangelium, nicht ausgelegt; dafür hält der Professor der Dogmatik acht Monate lang Vorträge über — die absolute Prädestination, über die Erbsünde und die Dreyeinigkeit. Darauf müssen sämmtliche Kandidaten der Compagnie des Pasteurs feyerlich verschwören, daß sie — nie über diese drey Gegenstände predigen wollen. In der Jurisprudenz werden den jungen vom Gymnasium angekommenen Studenten gleich und ohne alle Vorbereitung die schwierigsten und verwickeltsten Gegenstände der Jurisprudenz vorgetragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 3:
Stammbuch.

Räthsel.

Man schlägt von meiner Mutter Schooß
Mich oft mit großen Hämmern los,
Auch hat man Säulen aus mir gehauen,
Die aber versucht, mit mir zu bauen.

Doch hat man Kapellen in mir gesehn
Und Altäre drin, die aus mir bestehn;
So bin in berühmten durchgrabenen Auen,
Doch nicht in der Tropfsteinhöhl' ich zu schauen.

Oft auch entströmt' ich der Mutter so hell,
Wie aus dem Borne der klarste Quell;
Doch muß vor'm Feuer mein Wasser weichen,
Sein Schwinden ist meiner Reise Zeichen.

Reif wandr' ich ohne Unterlaß
Aus großen Fässern ins kleine Faß;
Da holt man heraus mich mit Silber und Eisen;
Mißbraucht bin mich aber, so werd' ich dich beißen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. Januar 1829.

Wie regt mir die Brust
Halb Wehmuth, halb Lust,
Mein Vaterland, seh ich dich wieder!

Kleist.

Aussichten.
Im Rahmen von Reisebildern.

(Beschluß.)

In mehreren der freundlichen Dörfer des weinreichen Marnethals, in der Umgegend von Epernai, fand ich Stoff zu mancherley Bemerkungen. Cumlöre, Dammerie u. a. zogen mich an. Ich freute mich, einen, durch das Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichneten, vormaligen Sergeanten von Napoleons Garde in seiner recht ansehnlichen Gerberwerkstätte zu treffen; ohne Zweifel auch einer von den Vielen aus der entlassenen Armee, denen, nach Herrn Dupin, das heutige Frankreich einen großen Theil seiner industriellen Blüthe verdankt. Mit zwey Deutschen, die ihn schon länger kannten, wurde ich auf eine ganz biederherzige Weise von ihm empfangen, was mich noch mehr erheiterte als der Wein auf seinem gastfreundlichen Tische. Die Familie eines Unterennehmers, aus nicht unbedeutender Ferne daher versetzt, sprach mich durch eine ungemein artige Offenheit an. Mit einer ganz vergnügten Miene sagte mir der Mann, daß ein Morgen (arpent) Weinberg, der 4 bis 5000 Franken koste, nur zwölf Franken Steuer und sonst keine Abgaben bezahle. Demungeachtet sind die Winzer der Champagne so wenig wohlhabend als anderwärts. Sie genießen, außer Brod, hauptsächlich Kraut und Sumpfbohnen (gourganes). Die Arbeiter, welche sich im Taglohn verdingen wollen, stellen sich, wie schon ehemals die in Palästina, auf einem öffentlichen Platz auf. Der Morgen Weinberg verursacht jährlich 3 bis 500 Franken Kosten. Man hat mir einen Ort genannt, der, nach Air etwa, dem besten Champagnerwein den Namen gegeben, wo aber jezt keine Rebe mehr stehe. Die Einwohner sollen es zuträglicher finden, Obstbäume und Klee in ihren vormaligen Weingärten zu pflanzen. Daß in neuerer Zeit viel Burgunder Wein nach Art des Champagners mousfirend gemacht wird, drohte dem Absatz des leztern nachtheilig zu werden. Man glaubt, daß den Bewohnern des Nordens der stärkere Burgunder-Champagner angenehmer seyn werde. Nicht uninteressant ist es, die hie und da in den Weinbergen selbst befindlichen Keller zu sehen, wo in vielen und langen, sich durchkreuzenden, Bergwerksstollen ähnlichen Gewölben die vielen Tausende von Bouteillen aufgeschichtet liegen. Diese werden, wenn sie, zur See versendet, die Linie passieren müssen, in Kochsalz verpackt.

Auf der Kirchweih zu Mardeuil, einem Dorfe nahe bey Epernai, hielt ich bis nach Mitternacht auf dem öffentlichen Tanzplatz aus. Es ist dieß ein mit Bäumen besetzter Raum (Jard), wie ihn viele Dörfer in Frankreich haben. Wenn es dunkel wird, zündet man die an den Bäumen angebrachten Laternen an. Die Musikanten saßen auf einem Gerüste und spielten unter anderem auch abscheulich zugerichtete Stücke aus dem Freyschützen, nach welcher Musik das Land- und Stadtvolk unermüdet und durchaus manierlich seine Quadrillen tanzte. Im Wirthshaus wurde gegessen und getrunken wie auf Kirchweihen

Digitized by Google

in Deutschland auch. Von rohem Lärm oder Unfug gewahrte ich nichts. Ausgelassenere Fröhlichkeit hatte ich auf dem Jahrmarkt eines Fleckens unweit Paris gefunden, wo das gemeine Volk sich auch nicht wenig an Harlekinsspäßen erlustigte, der in mehreren Exemplaren, doch nur als Puppe sein Wesen trieb.

Auf dem Weg nach Straßburg drängte sich, bey der Leere von Chalons, Nancy und anderer Städte, stets wieder das rege Leben der Fabrik- und Manufakturstädte, die ich im nördlichern Frankreich gesehen, vor meinen Sinn. Metz und Straßburg aber haben nicht minder eine rasch sich umtreibende Bevölkerung.

So weit ich bey kurzem Aufenthalt die Leute, denen ich in Frankreich näher kam, in den Städten wie auf ihren Landsitzen, in der Nähe und fern von Paris, im Familienkreise und im Geschäftsleben beobachten konnte, so weit ich mit sehr unterrichteten Männern, die in der Deputirtenkammer saßen oder sitzen oder doch dort gehaltene Reden verfertigten, zusammentraf, so weit ich dieß alles in eine Vorstellung zusammenzufassen vermag, steht Deutschland, in meiner Ansicht, im Ganzen nur darin zurück, daß man, wie natürlich, jenseits des Rheins in Bezug auf alles Oeffentliche mehr Schwung und Haltung findet. Deutsche Frauen, mit deutschen Augen betrachtet, werden ohne Zweifel im Allgemeinen gegen die Damen in Frankreich nur gewinnen können.

Nach einem genußreichen Besuch in dem Atelier unseres Landsmanns, des trefflichen Bildhauers Ohmacht, besieg ich in Straßburg das Münster; und da lag es wieder vor mir das alte Alemannien, jenseits des Stroms, mit den unzähligen Wohnstätten seiner jetzigen Bewohner, in reichen weiten Fluren, hochüberragt von seinen dunkeln Bergen. Ernst schauen dort von ihren Höhen die zerfallenen Burgen herüber, in deren Trümmern man so gerne weilt, um von dem alltäglichen Treiben einer flachen Gegenwart sich zu erholen. Moos und Epheu und der Verwitterung Grau deckt ihr Gestein; doch steigt man mit freudiger Brust hinauf in dieser Ruinen stille Räume. Hier im tiefen Schweigen der Zeit kann der edlere Sinn sich festhalten an den Ueberbleibseln einer Kraft, die mit den Gebrechen der Menschheit rang, als noch der frühern Jahrhunderte Geist in seiner Macht erschien. Hier umarmen sich nun Erinnerung und Vergessenheit. Hier, wo einsame Vögel nisten unter dem schützenden Grün der Mauergebüsche, baut auch der Zukunft fromme Ahnung in Liebe ihr Asyl. Einsiedlerisch lehnt sie ihre Hütte an die morschen Trümmer der Vergangenheit. Da hofft und duldet sie, den Einsturz und das Grab nicht fürchtend. Still und froh blüht im Lauf der Jahre so manche Blume im Gras umher; und je mehr das alte Gemäuer zerfällt, desto häufiger quillt aus den Ritzen das grünende Kraut und die Ranke und immer neu erblühendes Gesträuch.

Dort aus jener Wälder Nacht brach einst der Schwaben Herzog Ernst hervor, dort an jener Berge Fuß fiel er mit seinen Getreuen, der Nachwelt eine Trauersage. Hinüber wollte es mich ziehn in das felsige Thal, wo Burg Falkenstein lag, und wo fort und fort der alte Bergstrom sein Gewässer wälzt. Dort liegen die Wiesen so blumenreich zwischen der hohen Tannenwälder finsterem Schattengrün, das unverändert schon Jahrtausende hindurch diese Berge deckt.

Auch triebs's mich durch den Himmel und die Hölle
Des Schwarzwalds*) in das Land zu gehn,
Wo ewig weiß der öbdern Berge Gipfel
Im Glanz des reinern Aethers stehn!

Doch ich gedachte der niedlichen Muschelschalen vom Meeresstrand, die ich in meinem Koffer hatte, und freute mich des nahen Wiedersehens. Und so wandte ich mich von der Schweiz, die lockend vor meinem Blick, als wollte sie das zweyte Tableau zu meinem Reisediorama abgeben, gleich einer Fata Morgana ihre schneebedeckten Felsenhörner und eisigen Firsten erhob, so wie man diese von den Höhen der schwäbischen Alp oft vor oder nach einem Regen erschaut, oder wie zuweilen vor dem Blick eines Sterbenden, wenn Alles schon in Thränen schwimmt

. . . . . ein fremdes Blüthenland,
Von unbekanntem Licht beglänzt, sich öffnet.

Dr. Keßler.

*) Wenn man von Freiburg im Breisgau nach Schaffhausen geht, kommt man, bevor der Weg durch die bekannte Hölle fährt, in eine Gegend, welche das Himmelreich heißt.

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Cornelius gehört zu jenen, vom Himmel begünstigten Geistern, die Alles durch sich selbst sind, und die lehren können, was sie selber nie gelernt haben. Mich dünkt, es hinge nur allein von seiner Wahl ab, in welchem Fach er glänzen wolle, ob als Maler, als Bildhauer, als Tonkünstler oder als Dichter. — In Dichtung wandelt er ja Alles, was er berührt, glücklicher als jener unglückliche König, unter dessen Griffen alles zu Gold wurde. Wie erfreulich für die deutsche Erde, daß jenes heiße Wünschen erfüllt wurde, welches Cornelius einst einem sinnvollen Reisenden ins Stammbuch schrieb:

Kommst Ihr ins Vaterland zurück, so grüßet, Freund,
Die Guten alle, die noch mein gedenken!
Auf freyen Höh'n, im dunkeln, heil'gen Wald,
Beym Rauschen deutscher Ströme denkt an mich.
Doch kommt Ihr an den schönen, stolzen Rhein,
So grüßt den Alten, rufet meinen Namen
Mit lauter Stimme in die dunkle Fluth;

Digitized by Google

Sprecht ihm von meiner Sehnsucht nach der Heymath;
Doch tretet Ihr zu Köln in den Dom,
O, so gedenket meiner vor dem Herrn,
Auf daß ich heimgelangt ins Land der Väter!

Und er ist heimgelangt ins Land der Väter, und dieses ist stolz auf ihn und darf es seyn. — Auch ein Düsseldorfer, wie so viel Treffliches in München (am 3ten September 1783 geboren), wurde er vom Vater, dem Inspektor der dortigen Gallerie, selbst in die Kunst eingeführt. Dieser hielt den fast noch kindlichen Knaben zu strenger Zeichnung an nach den strengen Vorbildern Raphaels und Markantons. Den Vater verlor er früh. Ihn und den Bruder trafen Hausvatersorgen schon in früher Jugend. Aechtes Gewächs rankt sich aber um so muthiger dagegen auf, und so wars auch mit Cornelius. — Goethe war der früheste Erkenner dieses großen Talents. 1801—1806 vollendete Cornelius die Preisaufgaben nach Weimar, wovon die Propyläen sprachen, eine wild überschwemmende Fluth, Odysseus in der Cyklopenhöhle, Herkules Begegnung mit Medusen in der Unterwelt. — In dem Unglücksjahre des Tilsiter Friedens 1807 malte er die Kirche zu Neuß. In einem nicht minder thatenreichen Jahre, 1809, ging er nach Frankfurt und malte dort in Oel eine heilige Familie für den Fürsten Primas, die ich (wenn ich nicht irre) einst im Frankfurter Museum sah. Außerdem weiß ich wenig von Oelgemälden, als eine Grablegung, eine Flucht nach Egypten, und die klugen und thörichten Jungfrauen.

Im Herbst 1811 zog Cornelius nach Rom. Dort vollendete er seinen grandiosen Cyclus aus dem Faust, und jenen zweyten, nicht minder herrlichen aus den Nibelungen, dort den Abschied des Apostels Paulus von den Epheserн, er und Overbeck, die Seele des dortigen deutschen Künstlerkreises. Die Lust zum Fresko weckte in Cornelius besonders mächtig. Der preußische Generalkonsul Bartholdy hatte den Ruhm und Genuß, in seinem Hause auf Trinità di monte ein solches Werk, das Leben des egyptischen Joseph, durch Cornelius, Overbeck, Schadow und Veith zuerst verwirklichen zu wollen. Der unsern Cornelius ungemein schätzende Canova wollte ihn durchaus bereden, im Vatikan, im Corridor der christlichen Alterthümer, eine Lunette zu malen. Irre ich nicht, so belud sich mit dieser Aufgabe Veith, weil Cornelius indessen eine andere und größere Arbeit zugleich mit Schnorr und Overbeck übernommen hatte, die Fresko's in der Villa Massimi aus dem Leben der drey großen Klassiker Italiens, Cornelius des Dante, Schnorr des Ariost, Overbeck des Tasso. Eben waren drey Cartons fertig, als der damalige Kronprinz von Bayern Alles aufbot, um Cornelius frey zu machen, ihn für Münchens Kunstschöpfungen zu gewinnen und durch ihn eine neue Schule zu gründen. Gleichzeitig bekam Cornelius einen dringenden und ehrenvollen Ruf zu und an die Spitze der Kunstakademie seiner Vaterstadt Düsseldorf. 1820 war er in Berlin, für den erhaltenen Ruf zu danken, den er, so lange die Münchner Kunstakademie in dem greisen Langer noch ihren verdienten Vorstand hatte, auch in soferne annahm, daß er die Düsseldorfer Akademie reorganisirte und ihr immer die eine Jahreshälfte widmete, während er in der andern rastlos für die Münchner Glyptothek arbeitete.

Lange schon hatten die nach etwas Besserem und Höherem (als die bisher ausschließend vergötterten akademischen oder eklektischen Formen) dürstenden Jugendherzen dem Stern eines solchen Meisters entgegengeharrt. Wie vom Magnet das Eisen (unsers Preußens ächtes Gold, von Friedrich Wilhelm im eisernen Kreuze verherrlicht — per damna, per caedes ab ipso ducit opes animumque ferro), so wurden alle jugendlichen Talente von Cornelius Ruf und von seiner Persönlichkeit angezogen. Schnell sah er sich von einer Schule umgeben. Er sah in ihr den Geist, der uns aus Sternbalds Wanderungen so wohlthuend anweht, in Liebe zum Werk, in Liebe zum Meister, und in gegenseitiger Liebe unter einander, nach allem greifend, was auf das Volk wirken, was Begeisterung und Bedürfniß der Kunst hervorrufen kann, die geringsten Aufgaben nicht verschmähend, Meister und Schüler mit edler Uneigennützigkeit ausschließend dem hohen Ziele geweiht. Nicht nur daß dadurch die (besonders seit der Säkularisation) wie verschwundene Freskomalerey wieder erstand, es wurde auch die Oelmalerey nicht minder fleißig geübt. Die Bestellungen blieben nicht aus. Mehrere derselben aus der deutschen Geschichte haben wir oben erwähnt. Anderer Art waren das jüngste Gericht, großes Freskobild im Assisensaale zu Koblenz, die Fakultäten in der Aula der Hochschule zu Bonn, die mythologischen Darstellungen auf der Burg des Freyherrn von Plessen. Bey der obengedachten Vermählung unsers Kronprinzen (November 1823) wurde zum ersten Male die Glyptothek beleuchtet, und der Anfang von Cornelius Arbeiten von den höchsten Herrschaften besehen. — Am 6ten August 1824 starb nach vierzigjähriger, rühmlicher Wirksamkeit, Johann Peter von Langer, Direktor der Düsseldorfer Akademie und Gallerie, und später Direktor der Akademie der bildenden Künste zu München; Cornelius wurde sein Nachfolger, und weihte sich von nun an ausschließend München. Mit derselben Gluth, mit demselben Scharfsinn, aber mit weit größeren Mitteln demselben Zweck wie in Düsseldorf hingegeben, wird durch ihn und durch seine würdigen Mitarbeiter im Weinberge der Kunst, Julius Schnorr, Heinrich Heß und Clemens Zimmermann, der hochgesinnte Ludwig zu so vielen andern Ruhmeskränzen auch noch den um seine königliche Stirne

Digitized by Google

fechten, die Wiedergeburt der deutschen Malerey von München ausgehen zu sehen. Cornelius läßt uns keine Sorge übrig als die um seine Gesundheit. Daß er ihrer sorgfältig wahre, ist für ihn zugleich ein Gebot der Vaterlandsliebe, denn sein Verlust wäre ein Nationalverlust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Dezember.

(Fortsetzung.)

In der sogenannten Fakultät der Wissenschaften und der Belles-Lettres stehen verrufend und fast allein die mathematischen Studien. Darüber seufzen Alle, die ihre Söhne auf die Akademie schicken. Alle diese Vorlesungen werden in dem akademischen Jahr mehr denn 650 Stunden einnehmen; dagegen wird es nur drey Vorlesungen über Literatur, Styldübung und Recitation in 100 Stunden geben. Ich denke, diese Zahlen sprechen laut genug, denn sie beweisen abermals, daß unsere Akademie nur auf das Studium der rechnenden und angewandten Wissenschaften bedacht ist, die Entwickelung des Geschmacks, die Bereicherung der Einbildungskraft, die Bildung des Styls und die Reinigung der Sprache aber für eine große Nebensache hält. Wann wird doch dies Unwesen, dieses mathematische Fieber aufhören?

Erfreulicher sind die Erfolge der Ruralschule in Carra, einer Nachahmung der Fellenbergischen. Hier werden Jünglinge und Arbeiter für unsere Landgüter erzogen. Im vorigen Jahr waren 26 junge Leute da, die 251 Tagewerk landwirthschaftlich und 455 Toisen zum Weinbau benutzten. Andere 600 Toisen bearbeiten sie gegen Lohn und außerdem eine große Strecke Landes, worvon sie den halben Ertrag haben; überdies unterhalten sie vier Kühe und ein Kalb. Alle übrige Zeit, besonders im Winter, füllen sie mit Wagnerarbeit, Schneiderey, Spinnen, Lesen, Schreiben und Rechnen aus. Sie stehen unter der Leitung eines Vorstehers. Einer dieser jungen Leute ist schon berufen, einer ähnlichen neuen Ruralschule aufzuhelfen des Kantons vorzustehen. Es ist interessant, die Freundlichkeit, Ordnung, Gesundheit und frohe Thätigkeit dieser jungen Leute zu sehen. Noch fiel keine Bestrafung vor und die Arzneykosten für voriges Jahr betrugen ungefähr 52 Kreuzer. Diese Schule verdankt dem verstorbenen Boissier ihre Gründung; sie wurde, wie alles Gute dey uns, von den Beyträgen Wohlwollender gegründet und erhalten, und besitzt bereits durch Schenkungen und Vermächtnisse einen artigen Fonds.

Die diesjährige Generalversammlung der Société des Arts im Saal des repräsentativen Raths war so merkwürdig wie die vorigen. Die allgemeine Theilnahme an diesem trefflichen Institut offenbarte sich auf erfreuliche Weise, und selbst unsere Frauen nahmen an der Sitzung Theil. Der Professor de Candolle, dessen Namen überall angetroffen wird, wo etwas Gutes, Schönes oder Nützliches zu verhandeln ist, sprach als Präsident der Gesellschaft über ihr Wirken und Fortschreiten. So verwendenn wir denn ihre Bemühungen zur Aufmunterung der zeichnenden Künste, der Uhrmacherschulen u. a.; wir hören von den jährlichen Vorlesungen im Museum Rath, die sie begünstigte, von ihrem merkwürdigen Einfluß auf die Verbesserung des Ackerbaues, eine Verbesserung, die so bedeutend erscheint, daß der Ackerbauertrag unseres Kantons jetzt um ein Drittheil größer ist, als vor der Gründung der Ackerbauklasse der Gesellschaft und ihres thätigen Comité's. Nach der neuen Organisation zerfällt die Société des Arts in drey Klassen, nämlich für schöne Künste, Industrie und Handel und für Ackerbau.

Die Errichtung eines Monuments zum Andenken Rousseaus ist jetzt der Genfer Lieblingsgedanke, mit dem man sich viel beschäftigt, seitdem sich dafür eine Kommission constituirt hat, worin die ausgezeichnetsten Männer unserer Stadt sitzen und worin selbst die Geistlichkeit ihren Abgeordneten hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

Bey dem immer ängstlicher werdenden Zustand unserer Industrie ist es erfreulich, wenigstens vor unsern Thoren eine Unternehmung gelingen und wachsen zu sehen, die an bessere Zeiten erinnert oder auf bessere hinweist. Ich meine die neue Eisenbahn von St. Etienne nach Lyon, welche an die Stelle des abscheulichen Wegs tritt, der bisher beyde Städte verband. Tag und Nacht wird an dem schönen Werk gearbeitet und es ist seiner Vollendung nahe. Dadurch kann einst, natürlich wenn sonst die Umstände günstig sind, der Industries und Handelsverkehr von Lyon und St. Etienne verjüngt werden; werden wir aber je die achtzehnhundert Lastwagen sehen, die künftig in vierundzwanzig Stunden auf diesem Weg hin- und hergehen sollen? Der König genehmigte das Unternehmen im Sommer 1827, und gleich darauf begannen die Arbeiten. Die ganze Länge des Wegs beträgt 55,156 Metres; er läuft über Andrhon, deren kostbarer Grund und Boden sich in den Händen vieler Eigenthümer befindet. Es mußten zu diesem Zweck 112 Brücken geschlagen, und St. Etienne gegenüber ein Berg 1500 Metres weit durchgraben werden. Die sämmtlichen Erdbewegungen betragen 190,000 Kubikmetres Erdgrund, 500,000 M. auf Felsen und 900,000 C. M. auf Schuttdamm. Auf der ganzen Linie wird gearbeitet. Am interessantesten ist wohl die Durchbrechung des Avalsebergs. Sechs Grubenschachte von verschiedener Tiefe, einige haben 200, andere 300 Fuß, führen mitten in den Berg, wo man die Gallerien ausarbeitet; bald werden sie nur eine fortlaufende bilden. Ihre Höhe ist 5 M. und 5 M. Breite. Da der Berg zwar felsig, aber doch nicht fest genug befunden wurde, so mußte ein Gewölbe fast durch den ganzen Berg zum Theil aus Backsteinen, zum Theil aus Quadern gebaut werden. Hier sollen die schwer beladenen Wagen auf Eisenbahnen rollen, täglich achtzehnhundert bis dreytausend. In der Gallerie brennen immerwährend Lichter. Bisher brauchten die Diligencen wenigstens eine Stunden von hier nach St. Etienne, auf dieser Eisenbahn werden nur vier bis sechs nöthig seyn. Es wird die Einrichtung getroffen, daß unsere Kaufleute täglich nach St. Etienne fahren, da einige Stunden für ihre Geschäfte bleiben und Abends hierher zurückkehren können. In zwey Jahren soll die ganze Gallerie beendigt seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. Januar 1829.

Die Geschichte der Erdbildung ist die Vorrede zu der Geschichte unserer Schöpfung und der Menschengeschichte; wer diese verstehen will, darf die Vorrede nicht überschlagen.

Büffon.

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

Wer mit der Geschichte des Erdbodens, den er bewohnt, nicht ganz unbekannt ist, weiß, daß die jetzige Oberfläche der Erde mit ihren Bergen, Wäldern und Seen, ihren Menschenvölkern und Thiergeschlechtern nicht von jeher dieselbe war. Mit Riesenschritten ist in wenigen Jahrzehenden die Wissenschaft zu der großen, fruchtbaren Wahrheit gelangt, daß lange, bevor die jetzige Schöpfung aus den Wassern stieg, die Natur schuf, bildete und wieder zerstörte, daß zu verschiedenen Malen das steigende, brausende Meer Gebirge zertrümmerte, und unter ihrem Schutt und seinem Bodensatze die Thiere und die Gewächse begrub, welche der Boden nach der Natur seines Himmels hervorgebracht hatte, kurz, daß die Erde in mehreren Revolutionen eben so viele Entwicklungsstufen durchlief, und mehrere, gleichsam unbeholfene Versuche machte, bis ihr der Wiesen Teppich grün genug, der Hain kühl, der murmelnde Bach klar genug schien, um ihr jüngst gebornes Kind, ihr Meisterstück, den Menschen, aufzunehmen. Dieser Mensch meynt, die Revolution, aus der die Schöpfung hervorging, welcher er entsprosste, müsse nothwendig die letzte seyn, und müht sich ab, sogar physikalische Gründe dafür zu suchen und sich dabey zu beruhigen. Der Einzelne weiß wohl, daß ihn unausbleiblich die Erde decken wird, aber gegen den Gedanken an den einstigen Untergang des Menschengeschlechts und der ganzen Natur, die ihn bildete und hegte, sträubt sich sein Gefühl, und dieß Gefühl ist ein Familiengefühl; es geht ihm wie dem Erblasser, der des frommen Glaubens lebt, sein Gut werde den Seinigen verbleiben für und für.

Wie wichtig die Erforschung jener untergegangenen Thier- und Pflanzenwelten einerseits für die Geschichte der Bildung der Erde, andererseits für die Geschichte der uns umgebenden Schöpfung sey, kann sich wohl jeder vorstellen, der von jenen Räthseln im Eingeweide der Erde auch nur oberflächlich erzählen gehört, und dem die Sage von jenen Mammuths- und Elephantenrudeln in gigantischen Palmenhaynen, oder der Anblick ihrer erstaunlichen Reste mächtig die Phantasie angeregt hat.

Seit dieses interessante Studium die Naturforscher beschäftigt, haben sie sich vorzugsweise, und dieß war wohl sehr natürlich, mit den Resten der untergegangenen Thierwelt, ohne Berücksichtigung der Flora jener frühern Perioden der Erde, abgegeben. Während wir vornehmlich Cuviers Bemühungen wenigstens ein Gerippe der antediluvianischen Zoologie verdanken, sind wir weit entfernt, von dem Pflanzenreich gleiche Kenntniß zu haben. Wenn daher der Franzose Brogniart dieselben Grundsätze, nach denen Cuvier das Thierreich so schön erforscht hat, auf die Botanik der Ur- und Vorwelt anwendet, so ist dieß für die Wissenschaft desto wichtiger, für alle Gebildeten desto interessanter.

So schwer es ist, so läßt sich doch durch Vergleichung der fossilen Pflanzenreste, die wir in den Erdschichten finden, mit den jetzt lebenden Gewächsen, in den mei-

Digitized by Google

sten Fällen die Familie, ja das Geschlecht der untergegangenen Vegetabilien ausmitteln, und durch Zusammenstellung der einer und derselben Bildungsepoche der Erde angehörigen Gewächse könnte es möglich werden, ein allgemeines Bild der Flora, wie sie in den verschiedenen Perioden der Vorwelt die Erde bedeckte, zu entwerfen. Dieß hat nun Brogniart wirklich versucht. Er nimmt von der Bildung der heutigen Pflanzenwelt bis hinauf zu den ersten Spuren von Vegetation in der Erdrinde drey Perioden an, die natürlich allmählich in einander übergehen, während welcher aber sich der Charakter der Vegetation jedesmal im Großen und Ganzen gleich blieb.

Wir beginnen mit dem dritten oder jüngsten dieser Zeiträume, und dringen von oben nach unten in das Innere der Erde. Diese dritte Periode umfaßt die letzten Einbrüche des Meers, deren Schauplatz unsere Länder waren, und in deren Zwischenzeiten erst jene riesenhaften Ungeheuer, Palätherium, Anoplotherium und andere jetzt nicht mehr lebende Geschlechter, später die stattlichen Geschlechter der Elephanten, Nashörner, Löwen, Bären, Hirsche u. s. w. auftraten. Untersuchen wir die obersten Erdschichten, welche dieser Zeitraum umfaßt, d. h. überhaupt die allerneuesten vor der Sündfluth gebildeten Schichten, die sogenannten obern Süßwasserbildungen, so finden wir in unseren Gegenden lauter Pflanzen, wie sie noch jetzt bey uns wachsen; so findet man in den Pariser Steinbrüchen Sumpfpflanzen, welche vollkommen den heutzutage in den dortigen Sümpfen wachsenden entsprechen; alles deutet darauf hin, daß damals das Klima unserer Länder dem heutigen vollkommen entsprochen hat. Kommen wir nun aber zu den Schichten, welche von den Süßwasserbildungen deutlich durch eine oder mehrere Ueberschwemmungen des Meeres getrennt werden, so ist es sogleich anders. Die Pflanzen, die wir hier bey uns finden, und die also zu jener Zeit in den Ländern Europas wuchsen, sind ganz andere als die jetzigen, und gehören fast sämmtlich Familien an, die gegenwärtig nur noch in heißen Ländern vorkommen. Hieher gehören die Palmen und die lorbeerähnlichen Gewächse, hieher die versteinerten Kokosnüße u. s. w. Zur selben Zeit also, wo z. B. in der Gegend von Paris die Thiere lebten, deren wunderliche Reste man im Montmartre findet, die Palätherium u. a. trug der Boden Palmen, und schon diese beyden Umständen weisen bestimmt auf ein wärmeres Klima hin als das jetzige, wenn es auch nicht so warm seyn mochte als das tropische. Aber abgesehen von dieser Aenderung des Klimas, hatte die Vegetation im Allgemeinen zu jener Zeit ganz den Charakter der jetzigen, d. h. die Pflanzen waren sehr mannigfaltig nach Familien und Geschlechtern, die mit den heutigen nicht ganz übereinkamen, aber große Aehnlichkeit mit denselben hatten; vorzüglich ist zu bemerken, daß die vollkommeneren Gewächse mit deutlicher Blüthe und Frucht ganz so, wie heutzutage, bey weitem zahlreicher waren als die sogenannten kryptogamischen, weit einfacheren Gewächse, zu denen die Farrenkräuter, die Moose u. s. w. gehören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Künstlerische Besonnenheit, Ordnung der Ideen und fortschreitende wissenschaftliche Bildung ist des würdigen Clemens Zimmerman Charakter. — Wie Cornelius ein Düsseldorfer (geb. 4ten Nov. 1788), genoß er Langers Unterricht, kam 1808 nach München an die Akademie, wo er sich derselben Lehre wieder erfreute, und wo zugleich eben Schellings hellglänzendes Gestirn aufgegangen war. Die Preisaufgabe vom Opfer Noahs gab ihm Gelegenheit zu besonderer Auszeichnung. Er betrieb mit Verstand und Glück die Porträtmalerey, führte aber auch mehrere sehr große Oelbilder gelungen aus, Theseus mit seiner Mutter, für den Freyherrn von Aspech, eine heilige Familie, Johannes in der Wüste, lebensgroß. — 1815 trat Zimmerman an die Spitze der Kunstschule in Augsburg, und ward zugleich Direktor der dortigen Gallerie. Ihre Tintorettos aus dem Leben Karls V. (des Absalon Moritz von Sachsen Belehnung zu Augsburg; die Erstürmung Regensburgs; das Seetreffen mit dem Barbarossa ꝛc.), Tizians, Ambergers, Cranachs, Vandyks und der Holbeine schöne Bildnisse von Familiengliedern, Helden und Zeitgenossen Karls V. und Rudolphs II. trugen in einem so bildungsdurstigen Geiste, wie Zimmermans, nicht wenig bey, den historischen Sinn zu schärfen. Die bindelische Augusta, welcher die großen Welser, Peutinger und Fugger, die tapfern Riehm, Langenmantel und Schärtlin von Burtenbach, welcher Matheus Lang und Christoph Stadion, Achilles Gasser, Freher, Seld und Hörwart, die drey Oecos und Minderer, Stetten und David, Heschel und Wolf und eine unabsehbare Reihe ausgezeichneter Künstler und kunstreicher Gewerbsleute angehören, ist allerdings geeignet, die großartige Wechselwirkung der Geschichte und der Kunst tief ins Gemüth einzuprägen. — Unter so mancher Zierde des großen Saals, der goldnen Zimmer und der Fürstenstuben des Rathhauses, geben uebst den unvergleichlichen großen Crayer (einst in Düsseldorf, dann als Beute in Paris, und nun bald in der Pinakothek zu München), die Wohlgemuth und Scheyffelin, Dürer und Burgmayr, Cranachs Simson und Delila und die schönen holbeinischen Köpfe, ein treues Conterfey alter deutscher Kunst. Auf demselben Rathhaus ist auch Zimmermans treffliches, lebensgroßes Ebenbild des verewigten Königs Max Joseph. Die ersten drey Friedens-

Digitized by Google

jahre 1816 — 1819 widmete Zimmerman einer sorgfältig benützten Reise nach Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Bologna, Mantua, Verona, Venedig, und stand dann wieder seiner Kunstschule zu Augsburg vor, die seit er im Mai 1825 an die Akademie nach München berufen worden, Mettenheimer als Vorsteher erhielt.

– Künstlerfamilien waren in der deutschen Kunstwelt des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts sehr häufig, so lange nämlich Kunst und Leben so fest und innig in einander gewachsen waren. Mit dem Verfalle der Kunst wäre eine Künstlerfamilie und eine dellagenswerthe so ziemlich dasselbe gewesen; nicht so beyden jetzigen erheiternden Aussichten. — München besitzt ein solches altertümliches, achtungswerthes Musterbild an der Familie Heß, und von der Leipziger Kunstfamilie Schnorr von Carolsfeld hat wieder München den besten Theil erwählt. Ueber den geehrten Namen Kobel und von der Quaglios vielumfassenden Thätigkeit in einem eigenen Absatze.

So lange von deutscher Kupferstecherkunst die Rede ist, wird auch der Name des ehrwürdigen Professors Karl Heß rühmlich genannt werden (seit diese Briefe geschrieben wurden, ist der edle Greis zu den Vätern heimgegangen). Des Churfürsten Johann Wilhelm schöne Schöpfung, die Düsseldorfer Gallerie, wurde zum Theile durch Heß ein Gemeingut der Kunstwelt. Wenn die stolzen Engländer beüberkommen, zu solchem Werk einen Deutschen zu berufen, ist die Ehre nicht gering. Die Genialität und der Reichthum von Peter Heß als Schlachten- und Thiermaler, und zum Theil als Landschaftsmaler, hat jezt in Deutschland wenig seines Gleichen, aber vielleicht gerade in München einen Nebenbuhler an dem, im hellenischen Freyheitskriege so berühmt gewordenen Obersten Heydegger. — Karl Heß ist ebenfalls als Thier- und Landschaftsmaler achtungswerth, und von dem jüngsten Bruder, Heinrich Heß (geb. 19ten April 1798 zu Düsseldorf) hegt die neue Münchner Schule mit Recht ausgezeichnete Erwartungen. Ein neunjähriger Knabe zog er, als das Herzogthum Berg in Murats Hände fiel, mit seinem Vater, Hofkammerkupferstecher, zum alten geliebten Herrscherhause nach München. Ungewöhnlich früh trat er in die Akademie, unter Direktor Langers Leitung. Langers vieljährige Wirksamkeit, mit jener des Würtembergers, Heinrich Füger, als Akademie- und Gallerie-direktor in Wien zu vergleichen, gäbe unstreitig einen wohlkolarisirten und individualisirten Wärmemesser des damaligen akademischen Kunstunterrichts überhaupt.

Im Herbste 1821 ging Heß nach Rom. Im Spätsommer 1826 kehrte er wieder zurück. Der Parnaß, Apollo mit den Musen, die in stillem Entzücken seinem göttlichen Liede horchen (ein vom Könige Max bestelltes Bild mit lebensgroßen Figuren), erregte billige Bewunderung, wie der junge Künstler binnen vier Jahren sich zu solcher Vollkommenheit in der Technik emporarbeiten konnte. Es erregte auch für die historische Oelmalerey Hoffnungen, nachdem Cornelius die Freskomalerey so schnell gehoben hatte. Thorwaldsens Bildniß von Heß, hinsichtlich der Aehnlichkeit und des Effekts trefflich ausgeführt, wird zugleich zum schönen Zeugnisse, wie jener Kunstheros dieses jugendliche Talent erkannt und geachtet. Heß hat den Auftrag, die Hofkapelle zu Allerheiligen des Königsbaues oder der neuen Residenz mit Fresken auszuschmücken, zwey geräumige Kuppeln und zwey Seitenvertiefungen. Er hat dazu eine große und reiche Composition aus dem alten und neuen Bund entworfen. Ich kann die romantische Anekdote nicht verbürgen, die ich vernahm: Der Kronprinz Ludwig soll 1818 von dem Palermo und Meer und Landschaft weit beherrschenden Berg in einer göttlichen Abendbeleuchtung heruntergestiegen und eine Kapelle maurischer Art und Kunst ihm so zauberisch in die Augen gefallen seyn, daß er sich gelobt, als König ein Abbild derselben erbauen zu lassen. — So verschiedene Style in München nebeneinander? wird die ultrakorrekte Impotenz fragen. Verwirrt etwa die unendliche Mannichfaltigkeit in der Natur die überall streng durchgeführte Einheit? Ist aber diese Mannichfaltigkeit nicht Wesen und Grundbedingung der Historie? Haben wir etwa ein einziges großes altdeutsches Bauwerk ganz aus einem Style, ganz aus einer Zeit? — Wie mischen sich nicht Glauben und Aberglauben und jegliche Begriffe in der Braut von Messina? Freylich keine regelmäßigen Tanztouren, keine Lenotreschen Gartengänge, aber welcher „Gigantenschritt des Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Nachdem die Naturforschungsangelegenheiten durchgesprochen und zum Theil vom Publikum vergessen waren, lieferte die diesjährige Kunstausstellung einen willkommenen reichhaltigen Gegenstand zu neuen Entzückungen, absprechenden und billigenden Urtheilen. Im Ganzen aber stimmten die Meisten doch wenigstens darin überein, daß seit lange hier in Berlin nicht so viel Vortreffliches im Fache neuerer Malerey und Sculptur zusammengestellt worden sey, und daß ein so schnelles Vorschreiten besonders der jüngeren, zu Meistern sich heranbildenden Schüler für die Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtige. Und in der That, überblickt man, was seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, was vornehmlich seit dem letzten Jahrzehend in der Malerey geleistet ist, so darf man nicht läugnen, daß diese Kunst dauerkräftig sich aus dem langen Schlafe, oder vielmehr aus der Schlaffigkeit, in die sie verfallen gewesen, kräftig und zu neuem, frischen Leben aufgeraffelt habe. Ihre Aufgabe ist jezt, wie die der allerneuesten Kunst überhaupt, fast zur Unerfüllbarkeit gesteigert. Die erste

frische Brüthe aller Künste ist hingewelkt. Es ist nicht wahr, wie in früheren Epochen, der innerste Trieb und Drang vorhanden, das Höchste und Tiefste oder auch den Kreis alles Menschlichen in Farben und Gestalten vor sich hinzustellen, und dennoch wird ein neuer Inhalt gefordert, und für Auffassung und Darstellung liegt die ganze reiche Vergangenheit, die weite Geschichte der Kunst da, die gekannt, studirt, benutzt und doch nicht nachgeahmt, sondern im Innersten verarbeitet und, wenn es seyn kann, übertroffen werden soll. Wollte man betrachten, was bisher zur Lösung dieser Aufgabe gethan worden sey, so fielen sich im Allgemeinsten wohl, wenn man Portrait-, Landschafts- und Genremalerey zunächst bey Seite stellte, drey größere Hauptrichtungen unterscheiden. Von der weitumfassendsten Wirksamkeit möchte die Richtung derer seyn, welche sich ohne die früher gewöhnliche Einseitigkeit die italienischen Meister zum Muster genommen haben, und zwar eben so wenig die frühere Schule der Caracci als die frühesten Meister mit der unendlichen Tiefe, dem Ernst und der Strenge ihrer Gestalten, sondern vornehmlich die Raphaelische Zeit, wo die antiken Formen, mit der christlichen Andacht und Innigkeit des Gemüthes vereinigt, eine neue, bis jetzt noch unübertroffene Schönheit der Gestalten und Wahrheit des Ausdrucks hervorzuzaubern wußten. In Rücksicht auf die darzustellenden Gegenstände herrscht bey dieser Richtung die gewiß nicht zu verwerfende Ansicht, daß beym Standpunkt heutiger Bildung, welche von ihrer Höhe herab die ganze Gegenwart und Vergangenheit überschaut, die dargestellbaren Geschichten aller Zeiten und Völker zu brauchen seyen, und zwar immer bey Schönheit der Gestalt, bey Wahrheit des Ausdrucks, wo möglich ein historisch bekannter Charakter jeder Zeit. Nach Verschiedenheit der Anlage und sonstiger Neigung haben sich einige mehr zu christlich religiösen, andere besonders zu Gegenständen des classischen Alterthums hingewendet; diese, geneigt zu großen Compositionen, geistreich und gelehrt, voll verständiger Umsicht und Phantasie, sind in ihrem Fache unbestrittene Meister; doch stehen sie fernen dagegen in Rücksicht auf Farbe und Pinsel in jeder Weise nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, December.

(Beschluß.)

Wenn einmal diese ganze Eisenbahn hergestellt und zum Gebrauch eröffnet ist, wird man auf der Höhe von Tourenoire bey St. Etienne einen überraschenden Anblick haben; links die herrliche Anstalt des Herrn Halvir, seine Eisenschmelze, seine ungeheuern Hochöfen, das Schnaufen des Balgwerks, rechts die Schmieden der Loirez und Isèrebergwerksgesellschaft, das Pochen der Hämmer, das Rollen der Blechzüge und die Flamme, die oben aus den Feuerdöfen herausfährt. Dies Alles wird einen sonderbaren Contrast bilden mit dem heitern Charakter der Landschaft, mit ihrem frischen Grün und mit dem Hinz und Herfahren der Wagen. Gewiß, es liegt etwas sehr Erfreuliches in diesen Wundern der Industrie, deren neue Wege und Entdeckungen am Ende immer Eroberungen der Menschheit sind.

Hier in Lyon wird die Eisenbahn bis an die äußerste Stelle der Halbinsel Perrache gehen, wo die Gesellschaft einen Ausweichsplatz bauen lassen will, der bey der Beschiffung der Saône sehr nützlich seyn wird. Von Givors an sollen zur Fortschaffung Dampfmaschinen gebraucht werden. Dazu hat man schon ein Modell kommen lassen. Die ganze Maschine wird 9400 Kilogrammes wiegen und nur 17.000 Franken kosten. Sie soll 14 bis 15 Wagons oder Wagen von vier Tonnen ziehen. In einer Stunde verdampft sie 350 Kilogramme Wasser und verbrennt 60 bis 70 Kilogramme Steinkohlen, macht aber 2 Lieues in 60 Minuten. Wie unendlich wird St. Etienne noch an Wohlstand und Reichthum zunehmen, wenn erst täglich und zu jeder Jahreszeit und Witterung mehrere Tausend Lastwagen mit solcher Geschwindigkeit auf ebenen und regelmäßigen Wegen hin- und herfahren, wo fast kein Widerstand zu überwinden ist!

St. Etienne kann man wirklich die Stadt der Kontraste nennen. Neben dem kärglich von den Einwohnern erbauten Hohnen und ansehnlichen Stadthaus auf der Place Neuve stehen rauchige Gemäuer, wahre Cyklopenhöhlen, ohne Glasfenster, gedeckt mit alten rußigen Ziegeln, auf denen Moos wächst. Die Wege liegen voll schwarzen Staubs, der sich dick auf Kleider, Wäsche und Haut, auf Wohnungen und Hausgeräth legt und ihnen das Ansehen von Alter und Schmutz gibt. Und doch werden links und rechts an diesen Wegen die leichten Gaze, Tülle und glänzenden Bänder gemacht, die nach allen Theilen Europa's gehen. Hier arbeitet ein Waffenschmied, nahe dabey Stickereinen; im Herzen sieht man die Schmieden und Essen, in den Straßen der Stadt die hämmernden Gewerbe. Man begegnet oft Männern zu Pferd, die voll Rauch und Staub sind und denen das Hemd auf dem Leibe zu fehlen scheint; das sind die Besitzer der Schmieden und Hochöfen, die Millionen im Vermögen haben. Keiner der Arbeiter ohne Hemd wird einen Heller annehmen, während in Paris Leute in Hemdtrauben betteln gehen.

Diese Fabrikstadt nimmt täglich im Gebeihen zu. Sch habe jetzt Häuser mitten in der Stadt gefunden, die vor einigen Jahren noch vor den Thoren lagen. In derselben Zeit hat sich die Bevölkerung von 20.000 auf 40.000 Einwohner vermehrt. Alles wird erklärlich durch das Wort Arbeit und Fleiß. Man muß wirklich das Land von St. Chamond bis Rivedesgier mit seinen Tag und Nacht brennenden Hochöfen sehen. Sind sie nicht ein poetisches Bild der menschlichen Besinnung? Im Schweiß des Angesichts sollen wir unser Brod essen, und unser Geschlecht würde untergehen, wenn es zu arbeiten aufhörte.

In unserer ganzen Gegend sehen wir die herrliche Wirkung der Arbeit und des Fleißes. Zu Thiers hat ein einziger dürftiger Bach den Reichthum einer Stadt gemacht, denn da sind Tausende von Rädern angelegt, die er geschäftig umtreibt. Rechts und links an seinen Ufern liegen nun Gerbereyen, Papiermühlen, eine Menge anderer Mühlen und Spinnereyen, wo die Arbeit von einer Hand in die andere geht, die so zu sagen von dem Wasser ausging. Es ist gar interessant anzusehen, wie es die Anlieger listig angefangen haben, etwas von des wohlthätigen Baches Wasser zu bekommen. Im Departement Isère zu Vienne thut die Rhone weit weniger für die Einwohner als der Bach, der schnellen Laufs die Hämmer der Poch- und Hammerwerke aufhebt, die Kupferschmiedwerke in Bewegung setzt, die Wollenwäschen und großen Spinnereyen, desgleichen die zum Weben, Tuchscheren u. s. w. des stummen Maschinen heimsucht und sich dann erst in den großen Fluß stürzt, der durch seine Ueberschwemmungen so viel Schaden thut, und wie alle Großen nur von dem Beytrag der Kleinen lebt.

Aber wieder auf unsere Eisenbahn nach St. Etienne zu kommen. Es ist unverkennbar, daß sie unserm Handel einen ganz andern Charakter geben wird. Wenn durch die unsere drängendere Konkurrenz Deutschlands unsere Seidenfabriken in einigen Jahren zu Grunde gegangen seyn werden, dürfte es uns wohlthun, im Eisenhandel der Nachbarstadt eine neue Hülfsquelle zu finden.

Beylage: Literaturblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

No. 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Januar 1829.

„Du sagst gar wunderliche Dinge!“
Beschaut sie nur, sie sind geringe.
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Prosa das tollste sagt?

Goethe.

Skizzen und Grillen
von
Karl Immermann.

Dithyrambus.

Unordentlich
Durch maßloser Metren chaotisches Felsgeklüft,
Tanzt heute mir die glühendbegeisterte Muse,
Wie dieses Genre der Poesie verlangt.
Denn ich singe
Und wünsche drucken zu lassen
Einen Dithyrambus auf Tduiskous Volk!
O wittre, Censur,
Du Newfoundlandshundsspürnasige,
Nur nicht gleich Hochverrath — ich bitte herzlich!
Man ist doch auch, so zu sagen, ein Deutscher.

Deutschland,
Oder, wie man höflicher dich im Plural begrüßt,
Ihr Staaten des deutschen Bundes,
Welche Töne findet die Muse, deiner werth?
Nach der vierten Auflage von Stein
Hast du über dreyßig Millionen Seelen,
Hast du 11,791 Quadratmeilen —
(Wie wild schwärmt die Pierische Göttin!)
Und immer kocht der Brey des Nationalglücks
Im großen Frankfurter Kessel:
Da lacht unser Tag,
Unser ewiger, heitrer, bläulicher Montag!

Aber zehn Bundesarmeekorps
Stehen, gewaffnet zu Schutz und zu Trutz,
Auf dem Protokolle von Frankfurt!
Der Feind siege am Rhein und am Belt,
Er pflanze seine Zeichen in Triest und Hamburg,
Das Bundesheer ist gesund und komplett;
Der Diplomat hat gerettet das Protokoll,
Da dräuen sie noch, unsre frischen Truppen,
Ein geistig, gefühlt, unverletzbar Geschlecht!
Schwachherziger Kleinmuth, entfleuch!
Du winselst: uns knüpfe kein bindendes Band,
Und keines gemeinsamen Fühlens Blitz
Durchzucke die Stämme, die wohnen herab
Vom Bernsteinmeer bis zu Adria's Fluth.
Fleuch, athembeklemmender Kobold, entfleuch
Nach den Fluthen des Pols, vom Eise träg,
Und verbirg dich auf Nova-Zembla!

Haltet Ihr nicht den Anzeiger der Deutschen?
Haltet ihn, lest ihn! Ihr lest, was uns knüpft,
Uns verknüpft als Kinder des Hauses,
Als das Volk von ewigen Brüdern!

Hier bietet ein Fänger der Ratzen sich aus,
Dort sucht man ein Mädchen, das weißnäht,
In Suhl wird ein Laden zu kaufen gewünscht,
Und der Hirschapotheker zu Eisenach sehnt
Nach dem tücht'gen Provisor sich schmerzlich,

Digitized by Google

Und der Pastor zu Schochwitz hat gründlich entdeckt,
Wie Kartoffeln im Winter zu schützen vor Frost,
Und ein Billard kauft man in Gohlis;
Doch ein Leipz'ger Magister steht dringend um Trost:
Heißt's: Volgtland, oder heißt's: Vogtland?

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen,
Grüne und blühe!
Die Götter schenken dir Abonnenten
Wie Sand am Meer,
Du Palladium unsres Volksthums!
In Gotha kommst du heraus
Und Hennicke heißt dein schuldloser Redakteur!
Send umschlungen Millionen!
Brüder, über'm Sternenzelt
Legt, wenn wir fegnen die Zeitlichkeit,
Der Engel Gabriel schon zurecht den Schlafrock
Von Warschauer Zeug,
Und die baumwollne Nachtmütze mit rother Kante,
Und stopft uns eine lange Gypspfeife
Mit Gesundheitstabak, der die Ewigkeit durchbrennt;
Wir bleiben, was wir waren,
Und auch jenseits halten den Anzeiger wir!

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Julius Schnorr von Carolsfeld, am 26ten März 1794 zu Leipzig geboren, aus dem Geschlechte des Entdeckers der Meißner Porzellanerde, ist der Sohn des verdienten Direktors der Leipziger Akademie, Hanns Veit Schnorr von Carolsfeld. Der Vater gab dem talentvollen Knaben selbst den ersten Unterricht in der Kunst, und verwendete ihn und seine zwey älteren Brüder sehr früh als Gehilfen. Der ältere Bruder, Ludwig Schnorr (am 11ten Okt. 1789 geb.) war schon seit 1804 in Wien. Eduard Schnorr, gleichfalls der Malerey und der Baukunst gewidmet, starb allzufrüh (Sept. 1819) in Wien bey seinem Bruder Ludwig. Vom letzteren besitzt die kaiserliche Gallerie des Belvedere den großen Faust, den Meyshirtobeles beschwörend. Julius Schnorr kam 1810 nach Wien, und besuchte mehrere Jahre mit großem Fleiße die Akademie, ohne sich an einen Lehrer besonders anzuschließen, schon frühzeitig einen eigenen Weg gehend, mehr der Natur folgend als der damals gebräuchlichen akademischen Weise. Des Landschafts- und Historienmalers Ferdinand Olivier Bekanntschaft hatte auf den jungen Künstlers Richtung vortheilhaften Einfluß. Eigenes Nachdenken, Fortschreiten mit der Literatur, der Kunst und veredeltes Gefühl brachten ihn, als er zu Ende des Jahres 1817 nach Rom ging, auf denselben Weg, welchen Overbeck, Cornelius, Veith, Vogel und andere schon vor ihm gegangen waren, ohne daß er deßhalb einen Einzelnen der Lebenden oder der ältern Meister zur besonderen Richtschnur genommen hätte. — Im Frühjahr 1822 (wenn ich nicht irre) begann er mit eben so rastlosem Fleiße als bewunderungswerthem Schönheitssinn und Erfindungsgeist die Fresken aus dem rasenden Roland, im Kasino der Villa Massimi. Die früher nach Leipzig gesendeten Cartons werden nun auch wohl schon in München und alle zusammen in des Künstlers Atelier aufgestellt seyn. Die Rechenschaft, welche Schnorr selbst im Morgenblatte gab, über die Benützung der ihn oft außerordentlich beengenden Räume und über den im Wesen und in der Form so ganz folgerechten Faden, den er durch Ariosts Gedicht (durch dieses Labyrinth des überschwenglichsten Reichthums hindurch) glücklich gefunden hat, läßt nur darüber ungewiß, ob Schnorrs zergliedernder Scharfsinn oder seine zusammenordnende Kompositionsgabe vorzüglicher sey. Ueber viele andere Arbeiten, welche Deutschland, Italien und die brittischen Inseln von ihm besitzen, gaben die Kunstblätter von Zeit zu Zeit magere Kunde. Nach der Vollendung jener großen Arbeit im Frühjahr 1827, folgte Schnorr dem Ruf an die Münchner Akademie, und zu der herrlichen Aufgabe von der Nibelungen Heldenthum und Untergang.

Wie die Biographie in der Historie, so steht das ächte Porträt in der Historienmalerey. — Freylich hat das allein gesuchte Verdienst einer auffallenden Aehnlichkeit (indem gewöhnlich die hervorstechenden Züge noch mehr geschärft wurden) die Porträtmalerey zum Handwerk herabgewürdigt. Die Kunstausstellungen selbst der größten und reichsten deutschen Städte bestanden manche beynahe zur Hälfte aus Porträts. Das aber darf uns nicht vergessen lassen, daß unsere Väter im historischen Porträt geleistet, was die trefflichsten Historiker in der Charakteristik. Welche Belege hat München nicht aufzuweisen in seinen Dürers, Rubens, Vandyks und Holbeins? welchen Schatz alter Bildnisse birgt nicht mitunter die Residenz und die Gallerie von Schleißheim? Augsburg und Nürnberg waren einst unerschöpflich an Porträts in Oel und in Kupfer. Beynahe jedes mächtige Patriziergeschlecht hat seine vollständige Serie. Die großen Sammlungen der Schrenk von Notzing, Dominikus Custos, Sadeler, Klauber, Nilson, Rugendas ꝛc., sind von Augsburg, Sandrarts Akademie und sein Friedensbankett von 1649 sind von Nürnberg ausgegangen, so wie manches klassische Bildniß Kupetzkys. Der von dem verewigten Custos der Ambrasser Sammlung, Primisser, im lithographischen Institut zu Wien herausgegebene Habsburgische Stammbaum hat, so wie manches Blatt von Kaiser Marens Triumphzug und seinem Freydal (meist Nürnberger Erzeugnisse von Dürer und Burgmayr) un-

Digitized by Google

ker den Freunden deutſcher Kunſt und deutſchen Alterthums eine liebende Aufnahme gefunden. Auch Bayern hat von ſeinen Fürſten manches, gleicher Aufbewahrung wohl Werthe aus der Weſſobrunner Chronik und aus dem Kloſter Scheyern, dem bayeriſchen Saint Denys. Schlichtegrolls Turnierbuch Herzog Wilhelms machte guten Anfang. Das elende, 1775 erſchienene Zimmermanniſche Werk ſollte doch einmal durch ein beſſeres erſezt werden, denn in der ältern Parthie hat es nicht viel voraus vor jenem unvergleichlichen Porträtsſtammbaum bayriſcher Fürſten, der im dreyßigjährigen Kriege von Regensburg nach Paris gekommen, nun im dortigen Kupferſtichkabinet hängt, und ihre Majeſtäten die Könige Bayerns und Norik mit Bäumen in der Fauſt, Thierfellen auf dem Leib, und Hörnern auf dem Haupt, wie eben ſo viele Waldteufel darſtellt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Pflanzenreiche der Vorwelt.

(Fortſetzung.)

Die Kreidebildung trennt die dritte Periode von der zweyten. In dieſer findet man die Pflanzenreſte vorzüglich im Jurakalk. Sie zeigen ſämmtlich ſehr bedeutende Unterſchiede von den über der Kreide befindlichen, denn in unſeren Gegenden enthalten dieſe Erdſchichten nichts mehr von den heutigen Gewächſen unſerer Breiten, auch jene Palmen und Lorbeere ſind verſchwunden, dagegen treten die ſogenannten kryptogamiſchen Gewächſe in ungeheurer Menge auf; die Familie der Farrenkräuter allein bildet faſt ein Drittheil und ſie mit den ſogenannten Palmenfarren (Cycadeae) und Nadelhölzern faſt die ganze damalige Pflanzenwelt. Heutzutage wachſen Farrenkräuter überall auf der Erde, man bemerkt aber beſtändig, daß ſie deſto höher und ſtärker wachſen, je höher die Temperatur, je wärmer das Klima iſt. Wir beſitzen in unſern Gegenden kein Farrenkraut, das auch nur den Namen eines Strauches verdiente; die foſſilen Farren aber, die wir in den Schichten unſerer Gebirge finden, ſind wahre Bäume, und ſo mächtig groß, wie ſie gegenwärtig kaum noch im tropiſchen Klima werden; die kleinſten jener foſſilen Farrenkräuter würden gegenwärtig zum mindeſten das Klima des Caps oder Neuholands erfordern. Daraus geht hervor, daß die Temperatur in unſeren Breiten zu jener Zeit wohl noch beträchtlicher war als im dritten Zeitraum. Das Thierreich zeigt in dieſer Periode Verhältniſſe, welche denen des Pflanzenreichs ſehr ähnlich ſind. Der Schaalthiere iſt eine ungeheure Menge, aber von Säugthieren, die überhaupt erſt in der dritten Periode auftreten, findet ſich noch keine Spur, und die einzigen höheren Thiere mit Wirbeln ſind Reptilien, deren Geſchlechter von den jezt lebenden verſchieden und weit größer ſind. Gigantiſche Kröten und Eidechſen im heißen Schlamm der Moräſte, um welche ſich der hohe finſtre Farrenwald dehnt in dem kein Vogel ſingt, vielleicht kein Inſekt ſchwirrt, welch ein Bild!

Wir kommen nun zu der erſten, älteſten Periode, zu der merkwürdigen Zeit, wo das erſte Leben auf der Oberfläche der Erde keimte. Was das hohe Alterthum des Geſteins beweiſt, in welchem ſich die älteſten Pflanzenreſte finden, ließe ſich ſchon zum Voraus annehmen, nämlich, daß das Leben auf der Erde mit der Pflanze und zwar mit den einfachſten Formen derſelben begonnen hat. Aber man ſtaunt über die ungeheure Kraft dieſer jungen Natur, wenn man findet, daß die großen Steinkohlenlager, die ſich faſt überall auf der Erde zerſtreut finden, nichts ſind als die verkohlten Reſte jener erſten Vegetation. Im höchſten Grade bemerken wir an dieſen erſten Kindern der Sonne den Charakter der Einfachheit, von dem ſich die Natur in der zweyten Periode ſchon etwas, wenn auch nicht bedeutend entfernt hatte; dieſe Gewächſe ſind äußerſt wenig mannichfaltig, ganz einfach in ihrem Bau und ungeheuer groß. Während wir jezt gegen zweyhundert, zum Theil ſehr zahlreiche Pflanzenfamilien kennen, gab es damals ſchwerlich mehr als ſechs arme Familien, und von dieſen ſind vier kryptogamiſch. Eine Entwicklung, eine Vegetationskraft, wie wir ſie an dieſen verkohlten Reſten der Urwelt bewundern, weckt unſere Sonne ſelbſt unter dem Aequator nicht mehr. Die baumartigen Farrenkräuter jener Zeit, welche die bey weitem größte Zahl ihrer Gewächſe ausmachen, kommen zwar mit denjenigen, die gegenwärtig in der heißen Zone wachſen, in Manchem überein, ſind aber um mehr als das Doppelte größer, 40 — 50 Fuß hoch, während ſie heutzutage höchſtens 25 Fuß, meiſtens blos 8 — 10 Fuß hoch werden. Die Pflanzengruppen, zu denen unſer Schachtelhalm und unſere Bärlappſtanze gehören, ſind gegenwärtig lauter niedrige, krautartige Gewächſe; in den Steinkohlenlagern aber findet man Pflanzen aus dieſen Familien, die 60 und 70 Fuß hoch ſind.

Aus dieſen Betrachtungen über die uranfängliche Pflanzenwelt laſſen ſich ſehr wichtige und intereſſante Schlüſſe ziehen über die Geſtalt und die ganze Beſchaffenheit des Erdbodens zu der Zeit, als das erſte Grün das trockene Land bedeckte. Die Gewächſe, welche in unſerer jetzigen Flora jenen ungeheuren Stämmen der Steinkohlenlager entſprechen, entwickeln ſich gegenwärtig nirgends kräftiger, werden nirgends größer, als wo es ſehr heiß und ſehr feucht zugleich iſt, wie im tropiſchen Amerika und auf den aſiatiſchen Archipelen. Daraus können wir wohl vernünftigerweiſe ſchließen, daß die Pflanzen, welche durch eine Erdrevolution zu Steinkohlen wurden, in einem

Digitized by Google

Klima wuchsen, das weit heißer und weit feuchter zugleich war, als das jetzige tropische Klima.

Wir sagten, die Vegetation der Steinkohlenlager zeichne sich besonders durch die überwiegende Zahl von Farrenkräutern und ähnlichen Pflanzen aus; forschen wir nun auf dem heutigen Erdboden nach den Punkten, deren Flora sich hierin am meisten jener fossilen Flora nähert, so finden wir, daß auf Eylanden namentlich Farrenkräuter unverhältnißmäßig zahlreicher sind, als auf den Festlanden. Es ist sogar sehr auffallend, wie diese Gewächse überhand nehmen, je kleiner von Festlande entfernter die Inseln sind, wogegen die ausgebildeten Gewächse an Zahl abnehmen. Dies geht so weit, daß auf ganz isolirten Inseln, wie Ascension, Tristan-da-Cugna u. a., erstere zahlreicher sind als letztere, was sonst nirgends auf der Erde der Fall ist. Sollte man diesem nach nicht die Vermuthung äußern dürfen, daß zur Zeit, als jene gigantischen Urwälder zum erstenmale sproßten, das trockene Erdreich aus nichts als aus Inseln oder Inselgruppen in einem weiten Ocean bestand? Die Temperatur dieser Inseln mußte höher seyn, als jetzt irgendwo, und zwar muß diese Hitze, da die fossilen Gewächse der ersten Periode, man mag sie aufgraben wo man will, überall dieselben Charaktere, namentlich dieselbe Größe zeigen, weit gleichförmiger als jetzt über die Erde verbreitet gewesen seyen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Eine zweyte Richtung ist beschränkter. Sie wendet sich ausschließlich fast zu dem deutschen Mittelalter zurück, und nimmt sich besonders die Leistungen der Oberdeutschen in der Kupferstich- und Holzschneidekunst zum Vorbilde. Hier soll die frühere Kraft, Derbheit, Ritterlichkeit und Biederkeit wieder zum Vorschein kommen, denn hierin allein soll auch poetische Kraft liegen. Durch tiefere oder oberflächlichere geschichtliche Bildung, durch die Vorliebe zu großen Compositionen von Schlachten und dergleichen, oder zu stilleren Scenen, kommt hier besonders Treue des Kostums, Kraft und Tüchtigkeit neben dem Streben nach Sechtheit und Freyheit der Gestalten, und oft neben einer unbestimmten Vorstellung vom Charakter jener Zeit und dadurch neben der ganzen Weichheit eines in neuerer Zeit erträumten Mittelalters zum Vorscheln. Daß diese Hauptrichtungen nicht streng geschieden seyen, sondern in einander überspielen, versteht sich von selbst. Gemeinschaftlich darf man von ihnen wohl mit Recht sagen, daß bis jetzt weder die italienischen, noch die oberdeutschen Meister erreicht oder gar übertroffen seyen. Käme es darauf an, diese neuen Richtungen durch Namen von Meistern näher zu bezeichnen, so brauchten in Rücksicht auf die erste nur Cornelius und Wach, in Betreff der zweyten nur Kolbe und andere genannt werden. Vor Cornelius'schen Bildern ließen sich vortreffliche Uebersetzungen des Hesiodus oder Homer oder auch hin und wieder des Apollonius Rhodius vorlesen, wenn nämlich der Uebersetzer vielfach auch den Virgil und Tasso studirt hätte, und dies Studium bey seiner Uebersetzung blicken ließe, und außerdem noch bey ungleicher, bald weicher, bald harter, ja selbst rauher Sprache auch die Welche stiller Sehnsucht und die Anstrengung zu einer versagten Kräftigkeit als moderne Zugabe in manche Stellen aus seinem eigenen Innern hineintrüge. Vor Wach'schen Bildern mag man am liebsten nichts nachlesen oder sich vorlesen lassen, sondern wird es vorziehen, sortdauernd auf Formen und Farben zu blicken. Vor jenen modernsten Mittelalter-Bildern oder dürfen Fouqueʼsche Romane, besonders der Zauberring nicht fehlen, und bey den besten kann man sich der Gebrüder Grimm mit Dankbarkeit erinnern. Aber vor Bildern einer dritten Hauptrichtung, welche der Kürze wegen mit dem neu aufgekommenen Namen der Schadowschen Schule soll bezeichnet werden, muß man Sydow'sche Musik machen, oder auch die Arien der Agathe aus dem Freyschützen oder der Euryanthe singen hören. Dann beginnt man gewiß diese Gesichtszüge und Farben ihrem eigenthümlichen Charakter nach zu verstehen. Lieb sagt einmal von Novalis Sophie, sie habe zu den Gestalten gehört, bey deren Holdseligkeit und Lieblichkeit, bey deren verklärtem und fast durchsichtigem Angesicht und die Furcht defalt, sie seyen zu fein gewebt für dieses Leben, es sey der Tod, der uns aus diesen glänzenden Augen entgegenblicke. An Tieck, an Novalis, den leider allzufrüh an der Schwindsucht Gestorbenen, an Weber, den uns ein ähnlicher Tod in früheren Jahren entriß, und an Sydow wurden wir unwillkührlich durch die Bilder aus der sogenannten Schadowschen Schule erinnert, welche, einige Wachsche Portraits, einige gelungene Genrestücke und ausgezeichnete Landschaften ausgenommen, bey der diesjährigen Ausstellung am meisten bewundert wurden. Was der innerste Sinn und Geist dieser modernsten Richtung sey, ist schwer mit Worten auszudrücken. Vielleicht liefert Folgendes einen kleinen Beytrag zu ihrer Charakteristik. Es ist bekannt, daß besonders Friedrich von Schlegel zu seiner Zeit wieder das Studium der vornämlich zu Raphael Mengs Zeit wenig oder gar nicht beachteten älteren und ältesten italienischen und niederländischen Meister empfohlen hat, weil bey ihnen nicht so sehr Sechtheit der Gestalt, sondern Innigkeit des Gemüthes, Tiefe und Strenge der Andacht das Ergreifende und Erbauende ist. Dies ansprechenden ältern Art, welche nach der neuen Herrmannsschlacht Haldbinde und Frack obiegten sich deutsch-nationalste Röcke anzogen, die stunden, braunen und röthlichen Haare wachsen ließen und dabey um desto mehr von Herz, Gemüth, Eigenthümlichkeit der Individualitäten, Rührung und Begeisterung sprachen, je bequemer sie es fanden, es vom Sprechen bewenden lassen zu können. Die Maler unter ihnen hielten sich des Gemüthes wegen an die ältesten Meister, von denen sie denn freylich nicht die unendliche Tiefe und Kraft religiöser Andacht auszudrücken lernten, sondern im Gegentheil nur Gemüth überhaupt, das ohne die Gewalt fester christlicher Glaubenslehren, ohne die Kraft, sich den Verhältnissen der Wirklichkeit anzuschließen, leer, selbstgefällig, schwächlich und oberflächlich bleibt. Da Gemüth sich nicht in Händen, Füßen, Leib und Hals u. s. f., da sich die tiefste Innigkeit durch Sechtheit der Formen nicht ausdrücken läßt, so war es, oder so ist es den Herren ganz recht, auf Studium der Antike, auf anatomische Studien und dergleichen, und deßhalb auch auf die Franzosen mit Gemüthsvornehmheit herabzublicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Januar 1829.

O es ist schön, von einem Helden sich
Geliebt zu sehn; es ist noch schöner, ihn zu lieben!

Schiller.

Frauengröße.

Geschichtliche Novelle von Fr. Laun.

In der Ebene von Roussillon war durch das Heer König Heinrichs IV. von Frankreich gegen die Ligue ein Sieg erfochten worden, dessen Jauchzen sich eben bis nach Montpellier verbreitete.

„Komm, meine Tochter," rief daselbst Ludwig von Cepeli, in das Zimmer tretend, wo eben ihr zwölfjähriger Sohn, begeistert von der Größe des Regulus und der lehrreichen Anwendung, welche die Mutter daraus hervorhob, das Gelübde gethan hatte, gleich jenem edeln Römer, für sein Vaterland nicht Schmerzen, noch Tod zu scheuen. „Komm, meine arme trauernde Constanze, aus diesem trüben, öden Gemache, hinaus in die köstliche, blaue Himmelsluft. Die Feinde sind geschlagen. Das Volk durchwogt die Straßen der Stadt, die Blicke dankend zu dem gerichtet, welcher Alles noch wohl machen wird."

Ergriffen schon von den ersten Worten, war die reizende, blühende Frau auf ihre Kniee gesunken, die schönen, dunkeln Augen dem Himmel mit Inbrunst zukehrend.

„Komm, theuerstes Kind," fuhr ihr Vater fort, „der Sonnenschein der allgemeinen Freude wird deinen Wangen die Rosen zurückgeben, um welche der Harm der letzten Wochen sie gebracht hat."

„Nein, verehrter Vater," erwiederte Constanze, „laßt mich hier. Durch Eure Kunde ist mir das Herz erstarkt, ich habe dem Lenker der Schicksale dafür eben meinen Dank abgetragen. Dennoch taugt die Freude weder für meinen Sinn, noch für meinen Vorsatz. Die klösterliche Stille dieser von keinem Laute der Straße berührten, entfernten Gemächer soll mein Aufenthalt seyn, so lange bis wieder Briefe, oder doch Nachrichten eingegangen sind von meinem theuern Herrn. Bis dahin ist dieses sein ganzes Ebenbild die einzige Sonne, die mein Gemüth erleuchten kann."

Fruchtlos blieben die Vorstellungen des Vaters, daß ja eben der jetzige Sieg der beste Beweis von dem guten Stande der Sache zu Leucate sey, wo ihr Gemahl, Herr Barri von St. Aunez Oberbefehlshaber war, daß der jetzige Sieg in der Ebene von Roussillon und der Fall von Leucate, der ganzen Lage der Dinge nach, sich nicht zusammen denken lassen, der ihr ungewohnte Mangel an Nachricht aber wohl einzig davon herrühren könne, daß die Kommunikation durch feindliche Streiterschwärme unterbrochen worden.

„Allerdings," entgegnete sie, „ist das so leicht möglich, als sein Erkranken oder Verwundetseyn. In dieser Einsamkeit will ich zwar alles thun, die trübe Ahnung eines Unglücks von mir zu weisen, welche immer von Neuem auf mich eindringt; aber sie zu verlassen, sogar nur auf Augenblicke, daran verhindert mich die feste Zusage, die ich mir selbst gegeben habe."

Und kaum war noch die Siegesfreude in Montpellier wieder verhallt, als die Richtigkeit jener Ahnung sich ihr leider durch folgenden Brief bewährte.

Digitized by Google

„Geliebtes Herz! Sechstausend Lanzenknechte, Spanier und Deutsche, unter dem Grafen von Lodron, sind auf das Begehren des Herzogs von Joyeuse gelandet und lagern an der Rodine. Davon benachrichtigt, mußte ich sprechen mit dem Oberfeldhauptmanne, dem Herzog von Montmorency, und gerieth so unterweges dem Feinde in die Hände. Niemand weiß noch davon in der Festung Leucate, und obschon die Befehle zu Verwaltung des Kommandos in meiner Abwesenheit auf die kurze Dauer, die ich derselben zu geben dachte, hingereicht haben würden, sind sie doch unzulänglich nach dem, trotz aller meiner Vorsicht, eingetretenen Unglücksfall. So öde und unfruchtbar aber der Felsen von Leucate ist, so wichtig wird er, seiner Lage halber, und ihn zu behaupten, wie solches mir aufgegeben worden, muß mir mehr am Herzen liegen als mein Heil und Leben. Ich kenne die nicht zu erschütternde Treue der Besatzung. Jeder Einzelne zöge gewiß den Tod dem glänzendsten Glücke vor, das mit Pflichtverletzung erkauft werden müßte. Weniger jedoch weiß ich, ob einer darunter sey, der in den mancherley möglichen Fällen immer die rechte Wahl mit Kraft und Schnelle zu treffen vermöchte. Auch hierin kenne ich dich wie mich selbst, und lege dir die innigste Bitte vertrauensvoll an dein liebendes Herz. Schiffe sogleich in Magueloune dich ein und eile nach Leucate. Die Beylage enthält deine Vollmacht zur Uebernahme der Oberbefehlshaberstelle. Die Verehrung, deren ich daselbst zu genießen das Glück habe, wird dir sicher die willigste Aufnahme bereiten. Und sollte die Maßregel Tadel finden bey denen, die dich, mein theuerstes Herz, nicht hinreichend kennen, so bin ich doch überzeugt, daß Dein Thun gar bald den Tadel beschämen und in Preis verwandeln werde. Es ist ein großes, ein bepfwilloses Opfer, ich weiß es, aber ich weiß auch, von wem ich es verlange, und daß du solches zugleich als den sichersten Beweis meiner besondern Liebe betrachten werdest. Hüte dich nur vor allem, jemals deiner Liebe zu mir Gehör zu geben, wo die Liebe zu deinem und meinem Ruhme ein anderes erheischt. Der Feind wird alles versuchen, Dir den Felsen von Leucate abzugewinnen. Achte jedoch, ich beschwöre Dich, unser beyderseitiges Leben für nichts, wenn es die Behauptung dieses Felsens gilt; denn er ist die Klippe, woran die Macht der Feinde scheitern wird.

„Tausend Küsse für Dich und unsern Sohn. Erfreue Dich an ihm, wenn ich untergehen sollte, und denke, daß unsere erste Pflicht ist, ihm einen fleckenlosen Namen zu hinterlassen.“ Dein auch im Tode.

Barri von St. Aurez.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Kunst, Alterthum und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Der königliche Hofmaler Joseph Stieler (geboren 1ten Nov. 1781 zu Mainz, Sohn des dortigen Medaillenrs) darf qualitativ und quantitativ als einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Porträtmaler genannt werden. Wir wollen ihn später den vorzüglichsten Künstlern Wiens und Berlins in seinem Fache gegenüberstellen und alle werden dabey ihr volles Maß von Ehre behaupten. Stieler ist vollends ein Autodidakt im strengsten Sinn und ein rechter Wunderknabe gewesen, der bis ins siebzehnte Jahr gar keinen Unterricht im Zeichnen und vollends in der Malerey gar nie eine systematische Anleitung genoß. Schon mit fünf Jahren zeichnete und illuminirte er zwey Löwen. Dadurch aufmerksam gemacht, legte ihm der Vater einige gute Muster zum Nachzeichnen vor, jedoch ohne nähere Anweisung. Ein Bild der Angelika Kaufmann: die zärtliche Eleonore, die dem geliebten König Edward das Gift aus der Wunde saugt, entzündete in dem Knaben Stieler die Begeisterung für die Malerkunst zu hellen Flammen. Schon in seinem achten Lebensjahre verlor er seinen Vater. Die durch diesen Verlust eingetretene Verschlimmerung seiner häuslichen Umstände war eben so seinem Talent ein Sporn, als die liebenswürdige Gutmüthigkeit, die diesen Meister ganz besonders charakterisirt, ihm vergönnte, dasselbe auf eine wahrhaft rührende Weise als guter Sohn anzuwenden. Mit sinnreicher Anstrengung und mit unermüdetem Fleiße erwarb er sich die nöthigen Materialien, und malte in einiger Zeit, ohne je gelernt zu haben, Miniaturporträts, die in Mainz gesucht wurden. Eusünes rasches Vordringen hatte die Flucht des Kurmainzischen Hofes nach Aschaffenburg, und im August 1796 Jourdans kurzes Waffenglück gar die Flucht nach Erfurt zur Folge. Die Gönnerschaft, deren sich der junge Stieler sowohl von Seite des geistreichen Churfürsten als der Damen Eudenhoven und Ferrette erfreute, zog ihn auch dahin. Fäsel in Würzburg, ein Schüler von Mengs, interessirte sich für den vielversprechenden Jüngling. Erst 1798, mit 17 Jahren, lernte er zeichnen nach Gypsabdrücken, Nasen, Augen, Ohren, Köpfe, endlich ganze Figuren. Er genoß kaum zwey, drey Stunden Schlafs, war aber binnen einem Jahre der beste Schüler, nicht nur im Zeichnen, sondern auch in der Oelmalerey. Im Jahre 1800 kam Stieler nach Wien, und fand in Füger, (dem Direktor der Akademie, und nachmals auch der Gallerie) einen wahrhaft theilnehmenden Freund, und bey Herzog Albert von Sachsen-Teschen dieselbe Theilnahme, mit der dieser edle Fürst so viele junge Talente gehoben hat. Die Ebenbilder der Kaiserbrüder Josephs II. und Leopolds II. nach Battoni mochten für ein wahres Kunstwerk gelten. 1805 betrat Stieler auch den, in den Tagen des Königs Stanislaus Poniatowsky der Porträtmalerey

Digitized by Google

goldbringenden Boden von Krakau und Warschau. 1806—1807, während des preußisch-russischen Krieges eilte er nach Paris, schwelgte in den unvergleichbaren Schätzen der Musäen Napoleons, studirte nach David und Gérard, und trachtete, sich eine anschauliche Uebersicht der damaligen, aus der Nachahmung der Antike und aus den Eindrücken der Revolution hervorgegangenen französischen Kunstschule zu verschaffen. 1808 beschäftigte ihn der Fürst Primas Dalberg in Frankfurt. Ein großer heiliger Leonard ist sein vorzüglichstes Bild aus dieser Zeit. 1810 hob er den Wanderstab, „das gepriesene Italien mit heißem Wunsche suchend.“ — Seinen Zug nach Mailand hätte eine hartnäckige Fehde mit den Donaniers zu Domo d'Ossola beynahe zu nichte gemacht. Ihm wurde bald der Schutz der bayrischen Königstochter, der Vicekönigin von Italien. 1811—1812 studirte er in Florenz, Rom und Neapel, und war am Ende des letztern Jahres wieder in Mailand. Dort kam ihm der feste Ruf nach München. 1820 ging er zum zweytenmale und zwar auf längere Zeit nach Wien, und gewann vielen Ruhm und eine schöne Frau aus dem fernen Norden Rußlands. Das Bildniß eben dieser Gattin und Beethovens waren mit unter den Zierden der Wiener Kunstausstellung von 1820. Auch hinterließ Stieler von diesem seinem Aufenthalt in Wien zahlreiche Porträts der ersten Großen (viele lebensgroß und ganze Figuren). Er lieferte ein treffliches Ebenbild des ihm von Kindheit an besonders wohlwollenden Primas, treffliche Ebenbilder des gesammten bayrischen und des würtembergischen Königshauses. König Ludwig besitzt eine auserlesene Sammmlung idealisch schöner Köpfe von Stielers Hand, und hat ihn, wie Alfons von Neapel, zu manchen berühmten Zeitgenossen eigens abgesendet, damit er ihre Züge treu und edel wiedergebe, wie Stieler es pflegt. Zu solchem Zwecke ging er in diesem Sommer nach Weimar, ein klassisches Abbild Goethes heimzubringen, dessen 79ster Geburtstag König Ludwig 1827 auf eine Weise mitgefeyert hat, die ihm fast noch zu größerem Ruhme gereicht als jenem hohen Greise.

Denn es ist vortheilhaft, den Genius
Bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein solcher Mann betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein göttlich Wort dem späten Enkel wieder.

Nach der natürlichen Ordnung der Dinge muß wenigstens noch ein Jahrzehend vorübergehen, damit die wohlthätigen Folgen einer Kunstschule, wie Cornelius und wie Schnorr sie stiften können, in allen Adern des heimathlichen Lebens fühlbar werde. Am wackern Künstlern hat indessen München jetzt schon einen nicht geringen Reichthum. Der Veteran Kobel, gewissermaßen der Stifter der seither so mächtig vorgeschrittenen Landschafts- und Schlachtenschule, die Quaglios, der Direktor Robert von Langer, als Maler unstreitig dem ausgezeichneten Vater noch überlegen, gehört in der Kunstgeschichte und voll Verdienst um den Unterricht, die Heß, Adam, Altmann, Dorner, Wagenbauer, Mattenheimer, Graf August Seinsheim, Frepin von Freyberg, Romberg, Bürkel, Rottmann, Kaiser, Montee (Cornelius vorzüglichste Schüler glaube ich bereits oben flüchtig genannt zu haben), Wachtmann, Brandes, Schönberg, Murel, Conservator Neher, Dillis, Riedel, Weller — und wie viele Namen ließen sich diesen nicht beysetzen? Eine treffliche Anstalt für das Wachsen und Gedeihen der Kunst in München und für ihr enges und inniges Verwachsen mit dem Leben ist der, der Jubelfeyer des verewigten Königs, 16. Februar 1824, gleichzeitige Kunstverein.

Mein vollständiges Tag- und Reisebuch soll Ihnen, verehrter Freund, auch eine vergleichende Gegenüberstellung liefern der Kunstausstellungen und der Kunstvereine in Wien und München, in Berlin und Dresden, und in dem verständig thätigen Breslau, in Stuttgart und Karlsruhe und auf dem freyen Schweizerboden. Mein Gesichtspunkt dabey war ein beynahe ultra-praktischer, in wie ferne nämlich der Künstler Kunstvermögen erweitert, ihre Mittel vervielfältigt und geschärft, ihr Fleiß ermuntert, das Publikum mit ihnen und sie mit dem Publikum bekannter, hiedurch aber die Bestellungen vermehrt und die Liebe zur Kunst eine Mode geworden sey. Moden gedeiht es bekanntlich niemals an Unterstützung.

Die Wiener permanente Ausstellung, deren Verfassung unstreitig sehr zweckmäßig ist, entbehrt den Vorzug des regelmäßigen Ankaufs und der Verlosung der Kunstwerke, wodurch ich in Breslau und in München eben durch die Verflechtung der Kunst in die gesellschaftlichen Freuden und Verhältnisse) ungemein viel Schönes wurzeln und gedeihen sah. Wien hatte dagegen den Vorzug der Vereinigung einer Kunsthandlung mit der permanenten Ausstellung. Diese Kunst- oder eigentlich Materialwaarenhandlung liefert zu den billigsten Preisen alle trocknen und nassen Malersachen, alle Malerfirnisse, alle gereinigten Oele, alle Arten von Bleystiften, Kohlen und Kreiden, alle Maler- und Architektur-, Bildhauer- und Graviermerkzeuge, Alabaster und Marmor, zu dem Zwecke, die Künstler vor jedem Wucher zu schirmen und insonderheit sie und die Fabrikanten einander zu nähern und zu befreunden, um, zum Beyspiele, dann den Bildhauern um den bloßen Formenlohn eine Anzahl von Gypsabdrücken zu ihrem eigenen Vortheil zu liefern. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß, trotz der eifrigen Aufmerksamkeit auf alle Kunstgegenstände, mir dennoch entging, in wie ferne das in mehreren Blättern besprochene Zellerische Institut in München und die Wiener akade-

Digitized by Google

mische Kunsthandlung in Zweck und Ausführung mit einander coincidiren.

Thm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Dezember.

(Fortsetzung.)

Ich schrieb Ihnen seiner Zeit die passende ablehnende Antwort des Staatsraths, als ihm der Antrag gestellt wurde, Rousseau ein Denkmal zu setzen. In der That, wenn sich die Genfer Regierung auf dergleichen einlassen wollte, müßte sie Männern Monumente setzen, die sich viel verdienter um das Vaterland gemacht hatten, ja die sich opfernd für dasselbe in den Tod gegeben. Leorier, Berthellier, Pecolat, Bonivard und Andere hätten in dieser Hinsicht ganz andere Ansprüche als Rousseau, der überdieß den bey weitem größten Theil seines Lebens außerhalb seiner Vaterstadt zubrachte und dort erst zu dem ward, was ihn auszeichnet. Dieß sah der Anträgsteller auch wahrscheinlich ein, darum äußerte er, Rousseau'n müsse besonders deßwegen von der Regierung ein Denkmal gesetzt werden, um dadurch auszusprechen, daß sie nichts mit der Regierung gemein habe, die einst seinen Emile als der Religion zuwider von dem Henker vor dem Stadthaus verbrennen ließ. Dies wäre also eine Art von Absolte und Ehrenerklärung. Dergleichen braucht die jetzige Regierung von Genf nicht zu geben. Ihre Grundsätze und Thaten sind der Restauration liegen offen da. Aus ihnen möge man sie erkennen und beurtheilen, so sie jene Heuterscene aus einer ganz andern, in ihren Ideen, Richtungen und Neigungen durchs aus verschiedenen Zeit billigt.

Wenn die Regierung nicht gewillt ist, Rousseau'n ein Denkmal zu setzen, so sieht sie es dingegen sehr gern, wenn ihm seine Mitbürger eins errichten. So ist denn dazu obiger Verein zusammengetreten, der sehr guten Fortgang hat. Die kleine niedliche Insel an der Nordostseite unseres Hafens wird durch Pappelanpflanzungen der Ile des Peupliers in Erunenonville gleich gemacht werden, wo Rousseau begraben seyn wollte. Zwischen den Baumgruppen soll sich seine Marmorstatue erheben, zu der sich sein Landsmann James Pradier unter sehr günstigen Bedingungen erboten hat. Das Standbild wird auf passenden Postament mit Inschrift stehen.

In jenem Antrag an den Staatsrath kamen einige interessante Stellen vor, die auch für das Ausland Bedeutung haben. „Wir bauen und unterhalten mit großen Kosten unsere Festungswerke, um und vor Ueberfall und Feinden zu schützen. Wir haben aber festere Wälle als sie. Genf wahre Festungswerke in Zeiten der Civilisation sind nicht von Stein, sie fallen nicht unter den Kugeln übermüthiger Feinde, sie schützen unsere Stadt vor Kriegsplage und festen doch nichts zu unterhalten. Es sind unsere liberalen Institutionen, der geistige Ruf Genfs und die großen Männer, die da hervorgingen, desgleichen die vielen Fremden von Bedeutung, die bey uns lernten und mit den hier erworbenen Kenntnissen ihrem Vaterland nützen. Das sind unsere wahren Vertheidiger in den europäischen Kabinetten und Kongressen. Ihnen verdanken wir unsere Restauration und unsere Unabhängigkeit. Sie schützen uns, ehe noch die Genfer Gesandten Basel, Wien und Paris erreichten. Und wenn die Erinnerung an Genfs große Männer dem Feind auch nicht zurückscheucht, so hält sie ihn doch auf. Gottlob, der moralische Werth, die geistige Bedeutung hat auf gebildete kriegführende Völker nicht wenig Einfluß. Ihm allein verdankt unsere Stadt ihre Erhaltung. Die Franzosen Montesquieu, Darcen und Grouchi wollten ihre Feldzüge nicht mit der Zerstörung einer Stadt beginnen, die in der Reformation eine so große Bedeutung hatte, in der so viele große Männer geboren wurden und in der die Freyheit so hoch geschätzt wird. Und wenn die Genfer je einmal ihre Wälle vertheidigen müssen, so muß es mit Begeisterung geschehen, da Europa seine Blicke auf das Land richtet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Von dieser Abirrung zum Altdeutschen, die nichts Großes geleistet hat, ist freylich die Schadowsche Schule frey geblieben, denn besonders ist wohl ihr Fleiß, ihre ächte Liebe zur Sache, ihre Sorgsamkeit, ihre Geschicklichkeit in den meisten Theilen des Technischen anzuerkennen und zu bewundern. Dennoch steht sie mit jenem altdeutschen Treiben nach einer Richtung hin in geistigem Zusammenhange. Die Hauptleidung dieser Herzensbewegungen befand darin, aus der Hohlheit und Leerheit ihres eigenen Gemüths, ihrer zufälligen Gefühle, ihrer so oder so gestimmten Brust die Welt reformiren zu wollen. Diese Zurückgezogenheit in sein eigenes Gemüth, diese Anerkennung nur seiner eigenen Gefühle, Stimmungen und Verstimmungen, diese Unzufriedenheit mit der Gegenwart und Wirklichkeit, der den Rechte und Forderungen dem freylich oft gegen die Wünsche, Träume und Sehnsucht solches auf sich selbst beschränkten Gemüthslebens anstehen, scheint auch der geistige Ausgangspunkt der neuen Schule gewesen zu seyn. Das Portrait ihres Meisters, von einem der vorzüglichsten Schüler gemalt, ist ein guter Schlüssel für die meisten andern Leistungen. Ein stilles inneres Träumen und Brüten, ein Zug der Unzufriedenheit und Befriedigungslosigkeit, bey der Schwäche, sich gegen das Unerwünschte, Entgegenstrebende energisch werder zu wenden zu können noch zu wollen, solche Flucht in die Einsamkeit des eigenen Selbst, diese Weiche und Widerstandlosigkeit, verbunden mit dem Glauben, die eigenen Gefühle und Stimmungen seyen das allein Berechtigte, gäben allein das Aechte und Wahre, dieß Kränkeln am Leib und Seele kann man in den Augen und Zügen dieses Portraits lesen. Aus solcher Sinnesweise lassen sich mehrere Eigenthümlichkeiten dieser Schule erklären. Sie hat nicht jenes Streben nach gewaltigen Kompositionen, in denen die bestimmte, feste Richtung einer Zeit oder Begebenheit sich aussprecht, sie malt nicht den Olymp, oder überhaupt Geschichten des klassischen Alterthums oder des Mittelalters, wozu Studium der Sinnesweise irgend einer großen Vergangenheit gehört, wo sich überhaupt eine Breite und Mannichfaltigkeit großer gewaltiger Leidenschaften hervorthut und klar und kräftig ins Leben tritt; sondern fast in allen Bildern, welche diese Schule in neuester Zeit geliefert hat, finden wir die Darstellung ganz vereinzelter Gemüthsscenen; wir sehen Mignon vor uns, welche das Schwanenlied ihres jungen Lebens singt, Figuren einzelner Apostel, Romeo im Schmerz der Trennung von der jugendlichen Gartin, Tancred und die sterbende Clorinde, Rinald in Armidens Armen, den Fischerknaben, den das Meerweib in den ew'gen Thau hinablockt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google